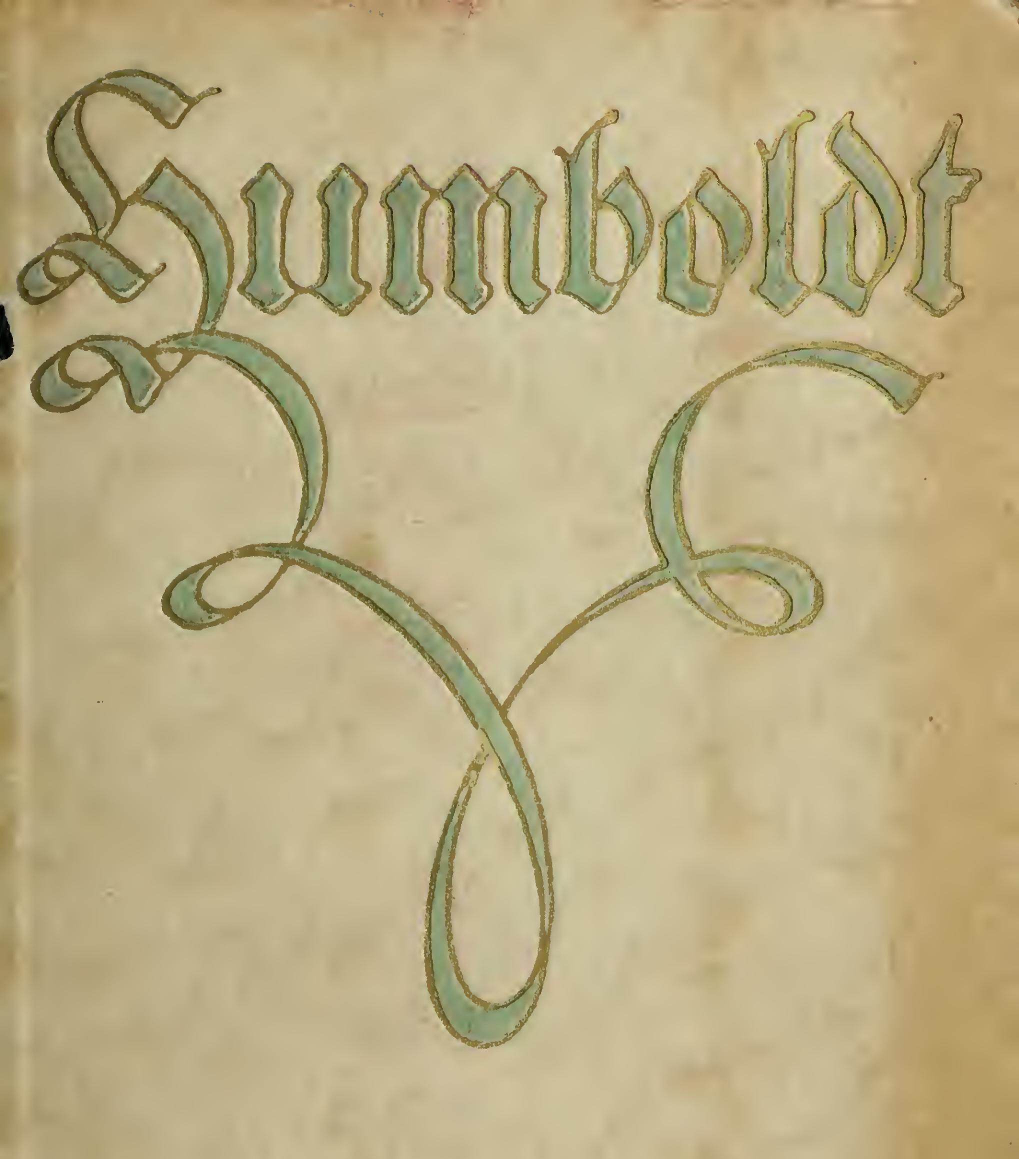


Verlegt bei Wilhelm Borngräber Berlin



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Wilhelm von Humboldt
Ausgewählte Schriften



Wilhelm von Humboldt

Ausgewählte Schriften



Herausgegeben von Theodor Kappstein

Verlegt bei Wilhelm Borngräber
Berlin

„Ich mache keine Ansprüche auf die meisten anderen Vorzüge, nicht auf Talente und Gelehrsamkeit. Aber gern möchte ich Anspruch machen auf den Vorzug: Mensch und gebildeter Mensch zu sein."

Wilhelm von Humboldt.

AC
35
H88A2

RL

Gewidmet

der

Humboldt-Akademie Freie Hochschule Berlin

Theodor Kappstein

3074732

Einleitung:

Wilhelm von Humboldts Persönlichkeit und sein Lebenswerk.

Das Schicksal dieses in jedem Betracht ungewöhnlichen Mannes in unserer deutschen Geistesgeschichte ist bis auf diesen Tag seltsam gewesen. Man frage in der gebildetsten Gesellschaft nach Wilhelm von Humboldt, und es wird bei der Auskunft sein Bewenden haben, daß er neben seinem Bruder Alexander vor der Berliner Universität sein Denkmal (von Otto) hat, und daß er die Briefe an die Freundin schrieb. Wenige haben eine politische Schrift von ihm gelesen, gar wenige haben sich mit seiner Sprachphilosophie eingelassen. In bisher 16 starken Bänden liegt die mustergültige Ausgabe seiner Schriften durch die Preußische Akademie der Wissenschaften vor, für welche Albert Leitzmann in Jena sein weites Wissen und den Fleiß langer Jahre eingesetzt hat, für die politischen Bände von Bruno Gebhardt hingebend unterstützt: doch diese stolze Bändereihe ist durchaus nicht der Besitz auch sonst wohlbestellter Hausbüchereien der wohlhabenden und geistig anspruchsvollen Schicht unsers Volkes geworden. Dazu kommen bisher unausgeschöpfte Briefschätze Humboldts mit fast allen bedeutenden Zeitgenossen und mit Männern und Frauen, die seinem Sinn nahestanden oder sonst seinen Lebensweg kreuzten. Wilhelm von Humboldt steht nicht an der ihm gebührenden Stelle in unserm deutschen Bewußtsein.

So erscheint das Reformationsjubeljahr 1917, das am 22. Juni den 150. Geburtstag Wilhelm von Humboldts bringt, im Rahmen des Kriegsschicksals Deutschlands, als der sich natürlich darbietende Anstoß, Wilhelm von Humboldt aus seinen Schriften heraus, in

die er allzu tief hinabgesunken ist, in einer seiner Bedeutung nach allen Seiten bestrahlenden Auslese lebendig zu machen.
Der Reichtum der Humboldtschen Gedankenbarren erfordert die Teilung des gesichteten Materials in zwei Bände von gleichem Umfang. Während der zweite Band, der rechtzeitig zu Weihnachten erscheinen soll, dem brieflichen Verkehr Humboldts mit seinen Freunden vorbehalten bleibt, biete ich in dem vorliegenden Bande ausgewählte Stücke aus allen Gruppen seiner Schriften. Es gelang mir, nicht weniger als zwanzig Aufsätze Humboldts aufzunehmen, welche sich über die Gebiete der Geschichte und Kulturgeschichte, der Sprache und der Sprachen, der Literatur, des Staats und der Politik, der Akademie und der Universität erstrecken; Charakteristiken und Gedenkblätter machen den Beschluß. Nur mit Schmerz nahm ich in letzter Stunde aus dem Manuskript, da hart im Raume sich die Sachen stoßen, Humboldts akademische Doppelvorlesung über die Bhagavadgita (von 1825) wieder heraus, die ich in ihren wesentlichen Zügen zu bringen gedachte als reifste Altersfrucht des den indischen Gedanken sich erschließenden einsamen Weisen von Tegel. Doch wird der Leser für diesen Mangel entschädigt durch andere seltene Kleinodien aus Humboldts Schatzkammer, für die durch jene Entsagung der Platz frei wurde — nicht zuletzt durch eine ergiebigere Ausbeute aus seinen uns gerade gegenwärtig notwendigen politischen Arbeiten. Ich habe bei meinen Kürzungen die gedanklichen Zusammenhänge treu gewahrt, so daß kein wichtiger Gedanke ausscheidet; Humboldts Rechtschreibung wurde zur Erleichterung des Lesens durchweg auf den Stand von heute geleitet, auch manches verdunkelnde Fremdwort beseitigte ich still. Denn mein „Humboldt“ soll gelesen werden.
Wilhelm von Humboldt, den Boeckh einen Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes genannt hat, stand in der klassischen Blütezeit des deutschen Geistes zwischen seinen Freunden Goethe

und Schiller mit seiner köstlichen Gabe des nachschöpferischen Genießens und des unbestechlichen Urteils. Er ist einer der Mitbegründer unsers unvergänglichen deutschen Schrifttums geworden. Als dann die historischen Wissenschaften als die Kunde vom Menschengeist in allen seinen Erscheinungsformen sich erschlossen, da wurde das Erbe von Leibniz und Herder von niemand ebenbürtiger angetreten und in der Gesamtanschauung vom Werden und Wachsen alles ideellen Lebens auf dem Grunde der Natur reiner und selbständiger verwaltet, den überkommenen Schatz unermeßlich mehrend, als von Wilhelm von Humboldt. Wenn der jüngere des einzigartigen Brüderpaares, Alexander, der schöpferische Entfalter einer alle Bezirke der Natur durchwaltenden großartigen Anschauung der äußeren Welt ward, so drang Wilhelm, der tiefsinnige Ergründer des innersten Wesens und der Geschichte des menschlichen Sprachbaus, bis an letzte Grenzen vor, wo das menschliche Geistesleben in einer welthöheren Idee seinen Ursprung ahnt. Und derselbe Mann zählt unter die entscheidenden Staatsmänner Preußens im Zeitalter der Befreiungskriege; er ist der eigentliche Begründer der Berliner Universität, war der richtunggebende Unterrichtsminister Preußens und ein Virtuose des freundschaftlichen Gedankenaustausches, ein Meister des erziehlichen Briefes in seiner anmutig verweilenden, die Stimmung der Seele ausschöpfenden musischen Erholung.
Wilhelm von Humboldt darf seinem deutschen Volk niemals entschwinden als einer seiner berufenen und auserwählten Geister durch seine Zeitalter! Und wenn wir uns in den vaterländischen Geschicken unserer lodernden Gegenwart nach Führern umschauen in das Neu-Deutschland, das es nach ehrenvollem Frieden für uns und unsere Nachfahren zu schaffen gilt, so wird Wilhelm von Humboldt unter diesen Geleitmännern einen Ehrenplatz beanspruchen.

* * *

Wilhelm von Humboldt ist, wie seine Freunde von ihm sagten, nie eigentlich jung gewesen und niemals alt geworden. Seine bevorzugenden Lebensumstände, welche dem geborenen Aristokraten des Geistes jede Sorge um den Daseinskampf fernhielten, trafen bei ihm zusammen mit einem beneidenswerten Gleichgewicht der körperlichen und der seelischen Anlagen, denen er durch unausgesetzte Übung das höchste Maß der Ausbildung gab. Humboldt ist in der seltenen Lage gewesen, daß er niemals in seinem Leben einen Umweg machen mußte, um zu dem Ziel, das seine Natur ihm wies, zu gelangen. Und da er sich immer im Zügel hatte, so verstand er seine Zeit klug und lückenlos wahrzunehmen. Wo wir ihn auch antreffen, immer ist er vielseitig beschäftigt, immer erweckt er den Eindruck einer frühvollendeten Reife des Charakters, einer harmonischen Menschennatur. Doch da er niemals genötigt war, sich im strengen Sinne an ein brotspendendes Amt zu verpflichten, so fand er, der lieben Not des Tages entratend, die seinen Schiller zeitlebens festhielt, für seine wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten nur selten den Schlußpunkt. Unter Humboldts Aufsätzen gibt es auffallend viele Ansätze. Mit dieser äußeren Unabhängigkeit, die ihm gestattete, seine eigenen Wege zu gehen und umfängliche Handschriften ungedruckt im Schreibtisch zu verbergen, hängt auch ein nie überwundener Hang Humboldts zur Abstraktion zusammen. Um so williger bewundern wir seine quellenden Ideen und die Hingegebenheit, die er an den Ausbau seiner Pfunde bei Tag und bei Nacht gesetzt hat. Wilhelm von Humboldt war ein Genie in dem doppelten Sinne: des ursprünglichen inneren Schauens der Urkräfte in ihrer Vereinzelung wie in ihrem Zusammenschluß, und in seinem Fleiß.

Wilhelm Friedrich Christian Carl von Humboldt war in Potsdam am 22. Juni 1767 geboren als der ältere Sohn des Kammerherrn Alexander Georg Freiherrn von Humboldt; das Geschlecht ent-

stammte der Neumark. Die Mutter, eine verwitwete Freifrau von Hohlwede, Marie Elisabeth geborene von Colomb, hatte dem Gatten mit ihrem Vermögen auch das Schloß Tegel zugebracht. Der aufgeklärte Pädagog Johann Heinrich Campe war der erste Hofmeister Wilhelms und seines zwei Jahre jüngeren Bruders Alexander; der eigentliche Erzieher der beiden begabten Knaben wurde der spätere Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, Christian Kunth. Schon 1779 starb der verehrte Vater; die kühle Mutter blieb dem kindlichen Herzen fremd. Wilhelm war sich zumeist selber überlassen, Tegel erschien ihm als Schloß Langweil. Die unergiebige märkische Hochschule Frankfurt a. O. vertauschte Wilhelm mit der Göttinger Universität, wo er als Jurist bei dem Philologen Heyne die klassischen Altertümer studierte und sich in die aufsteigende kritische Philosophie Kants versenkte. 1789 erlebte er Paris am Vorabend der Revolution. Nach einer Reise durch Süddeutschland und die Schweiz wurde er in Berlin als Jurist beim Kammergericht beschäftigt. Bereits 1791 schied er, seinen Freunden überraschend, mit dem Titel eines Legationsrats aus dem Staatsdienst und schloß die überaus glückliche Ehe mit Karoline von Dacheröden (Tochter des im kurmainzischen Erfurt wohnenden ehemaligen preußischen Kammerpräsidenten), der vermögenden Freundin von Schillers Lotte und deren Schwester Karoline von Wolzogen.

In Humboldts Elternhause waltete die Aufklärung in ihrer würdigsten Gestalt. Der 18 jährige Jüngling schreibt über Sokrates und Platons Lehren von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, sein Aufsatz findet Aufnahme in einem Lesebuch für alle Stände. Die romantische Empfindsamkeit der Zeit führt ihn in einen Tugendbund geistreicher Berliner Frauen zur Sympathie, Seelenschönheit und zu tätiger Menschenliebe. Es war der romantische Kreis um Henriette Herz, um die spätere Dorothea Schlegel und verwandte Seelen. Die Bundesmitglieder hüteten ihr Geheim-

statut und lebten im Austausch rückhaltloser Gefühligkeit vertraulich miteinander. Doch erwarb sich der junge Humboldt neben diesen jüdischen Seelenfreundinnen für den Tränenkultus, die Herzensbeichten und weichliche Umarmungen auch herzhafte Jugendfreunde: den liberalen Weltreisenden Georg Forster, den genialischen Glaubensphilosophen F. H. Jacobi, der seinen Scharfsinn reizte, um seinen Tiefsinn zu entbinden, Goethes Schwager Schlosser, Johann Heinrich Voß, Lavater in Zürich, der seinen Schädel untersuchte. Goethe lernte er vorerst nur flüchtig kennen. Die kritischen Grundlagen seines Denkens gaben dem mit der Philosophie Wolffs großgezogenen Studenten für immer Kant, obwohl er den Ideen Schellings, auch Schlegel, nicht unzugänglich war, wie er der gefühlswarmen Philosophie gläubiger Unmittelbarkeit bei Jacobi nachzufühlen verstand. Aus dem romantischen Seelenklub holte er sich seine Karoline, nach brieflich gepflegter Freundschaft. Am 29. Juni 1791 wurde die Ehe geschlossen. Der Philosoph der Humanität hat von seinem Lebensbunde mit Karoline das Zeugnis gegeben: „. . . Mich hat meine Ehe gerettet. Ich habe eine unselige Fähigkeit, mich jeder Lage anzupassen, und stand, als ich mich versprach, eben auf dem Punkt, ganz und rettungslos in äußerliche Verhältnisse unter belanglosen Menschen zu versinken, als mich meine Verbindung und der sich darauf notwendig gründende Plan, selbständig und für mich zu leben, wie aus dem Schlummer herausriß. Indes wäre dies noch wenig. Allein der Umgang mit gewissen Naturen — und keine darf ich dabei so nennen als die meiner Frau — hat durch sich selbst etwas unmittelbar und in jedem Moment Bildendes. Bei meiner Frau kommt aber noch hinzu, daß, da einer der Hauptzüge in ihr Ehrfurcht vor der inneren Freiheit ist, das Bildende nur immer jeden in seiner Natur weiterführt." Auch Varnhagen gestand von Humboldts Ehe: „Mit größerer Grazie war noch niemand verheiratet, völlige Freiheit gebend und nehmend!" Das junge Paar

wohnte in Burgörner an der Wipper und in Auleben am Fuß des Kyffhäuser, dann beinahe anderhalb Jahre in Jena. Humboldt und Schiller wurden vertraute Freunde; ihr Briefwechsel gibt von dem geistigen Bunde — trotz Ausmerzung vieler unentbehrlicher Stücke — noch immer die seligste Versicherung. Reger geistiger Austausch wurde mit Friedrich August Wolf in Halle über die klassische Altertumswissenschaft gepflegt. Zum Verkehr der jungen Humboldts zählte der kurmainzische Statthalter in Erfurt, der liebenswerte, humane Karl Theodor von Dalberg, später Fürstprimas des Rheinbundes. Alle versprachen sich von dem einflußstarken Mann eine goldene Zukunft — die sich nicht erfüllte. Aus den Gesprächen mit Dalberg erwuchs Humboldts erste selbständige Schrift von 1792: Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Diese wichtige Arbeit kann uns in der Gegenwart den Weg nach Neu-Deutschland beleuchten als zielweisendes Signalfeuer. Die Zensurbedenken zu beheben, war Humboldt nicht energisch und ehrgeizig genug — so kam die Niederschrift in ihrem gesamten Umfang erst 1851 ans Licht. Humboldt bedeutet jeder Staat ein notwendiges Übel; sein Wirken solle auf das Mindestmaß eingeschränkt werden. Der 25 jährige baut seine liberale Staatsauffassung folgerichtig und mit leidenschaftlicher Wucht vor uns auf: Dalberg und die in ihm drohende aufgeklärte Despotie der bureaukratischen Bevormundung war das Ziel der unerschrockenen Kritik. Wöllners übles Religionsedikt hatte gezeigt, wohin die Fahrt ging! Mirabeau und Rousseau — die negative Erziehung — haben Pate gestanden; freie Selbstentwicklung der Kräfte des Bürgers gilt es, während der Staat Leben und Besitz nach außen und innen schützen soll; der Staat als Nachtwächter, höhnte ein Leipziger Reichsgerichtsrat 1916. Doch der Humboldtleser bilde sich sein von Vorurteilen freies Urteil selber! Übersetzungsarbeiten an Pindar, an Aeschylos, metrische Studien begleiten ihn fortan durchs Leben. An Schillers

„Horen“ beteiligte er sich rege. Nach Humboldts Weggang von Jena entwickelte sich zwischen den beiden Freunden der Briefwechsel, der nur noch an den Briefen zwischen Goethe und Schiller sein würdiges Seitenstück in der deutschen Literaturgeschichte hat. Ich bringe (im vorletzten Abschnitt) Humboldts einleitende Charakteristik Schillers als den immergrünen Ehrenkranz seiner Liebe. Auch mit Schillers bestem Freund Chr. G. Körner in Dresden trat Humboldt in Verkehr. Und mit Goethe wurde die Verbindung der Brüder Wilhelm und Alexander fruchtbar. Humboldt schreibt (1799) in 105 Kapiteln seinen ästhetischen Versuch über Goethes „Hermann und Dorothea“, der als Rezension einer Dichtung wohl einzig dasteht. Die überragende Dichtergröße Goethes, der ihm der erste Vertreter des die Humanität am unmittelbarsten abspiegelnden echt epischen Geistes in der Dichtung war, ist niemals feinfühliger und eindringender gewürdigt worden. Der Leser wird alle Gedankenreihen auch dieser Studie, die sich in Paris zu einem eigenen Buch auswuchs, kennenlernen.

Nach dem Tode der Mutter, der seine Vermögensumstände weitete, ging Humboldt mit seiner Familie auf die Europafahrt, um Land und Leute unter den Kulturvölkern kennenzulernen. In Paris wohnte er längere Zeit mit dem Bruder zusammen. Auf ein halbes Jahr fuhr er von dort nach Spanien. Auf diesen Reisen wurde ihm vollends klar, daß der Geist und die Kultur eines Volkes sich unmittelbar in seiner Sprache erschließen. Die Sprache der Basken (in der Nordwestecke Spaniens) eröffnet die glänzende Reihe seiner sprachwissenschaftlichen Studien. Humboldt vertiefte ein mehrjähriger Aufenthalt in der Fremde die Anhänglichkeit an die deutsche Heimat; er sah in der Ferne seinem Volk die vergeltende Zeit heraufsteigen, diesem Volk, das tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht: wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.

Gern übernahm Humboldt den Posten eines preußischen Ge-

sandten, eines Ministerresidenten in Rom bei der päpstlichen Regierung. Diese römischen Jahre von 1802—1808 haben den Kreis seiner Bildung vollendet. Rom wurde für Humboldt, was es für Goethe gewesen ist: die Stadt auf der Erde, in der man das Buch der Weltgeschichte von innen her liest. Die Gunst des neuen Papstes Pius VII. und seines Staatssekretärs Consalvi erwarb sich der versöhnliche, gelehrte Mann. Bei Humboldts verkehrte alles, was in Rom an namhaften Gästen auftauchte: Rauch und Gottlieb Schick, Thorwaldsen und nicht zuletzt Frau von Stael; von vielen andren zu schweigen. Seine amtliche Tätigkeit war nicht eben aufreibend. Die Kurie stand unter französischem Einfluß; man spürte die Faust des Korsen auch am Tiber. Während Goethe und Winckelmann in Rom zu Griechen wurden, blieb über Humboldt die sentimental-romantische Klage hängen: Menschen und Völker kommen und gehen; es bleibt allein bestehen die im Einzelnen pulsende Menschheitskraft, die ihre letzte Menschheitsform sucht in Sprache, Religion, Kunst.

Die Kunst wandelte sich ihm zum Symbol des Unendlichen. Das Kunstwerk bedeutet ihm die Darstellung einer unendlichen Idee im Endlichen, es ist für uns die einzige mögliche Erscheinungsweise der Idee. In den Bahnen des jungen Schelling wandelnd erblickt er im Genie den Punkt, wo die unbewußt schaffende Natur den ganzen Gehalt des großen Kosmos in einem „Mikrokosmos" nachbildet. Das Genie bedeutet den höchsten, leidenschaftlichsten Grad der S e h n s u ch t nach dem Göttlichen; die Kunst erwächst aus dem religiösen Sinn. Die Schwere der Wirklichkeit nimmt sie von uns wie die Religion; sie gibt dem Geist seine innere Freiheit und damit sein wahres Wesen, indem sie ihn von der Abhängigkeit von den äußeren und vergänglichen Dingen erlöst.

Am 4. August 1808 wählte die Preußische Akademie der Wissenschaften Wilhelm von Humboldt in Rom zu ihrem Mitgliede; am 15. August genehmigte der König die Wahl. Minister von Stein

hat das Verdienst, Humboldt der Akademie zugeführt zu haben. Als der König im November des gleichen Jahres den von Napoleon geächteten Minister fallen lassen mußte, kam das Unterrichtswesen als eine Sektion des Ministeriums des Innern an Humboldts Leitung. Er lehnte die Berufung von Berlin aus ab unter Hinweis auf seine durch die lange Entfernung vom Vaterlande verursachte Unkenntnis der lokalen Verhältnisse des Staats und des Zustands der deutschen Literatur. Doch eigentlich mißfiel ihm die Unterordnung unter den Minister des Innern. Er fügte sich und wurde am 20. Februar 1809 förmlich ernannt. Seine von mir aufgenommene Antrittsrede in der Akademie hat dem Geschichtschreiber der Akademie, Adolf Harnack, den Ausruf der Bewunderung entlockt: „So vermochten nur er und Goethe zu sprechen. Der Zauber des Gedankens und der Form wirkt gleich stark.“ Humboldt trat an die Spitze des preußischen Unterrichtswesens. Man befürchtete in der Akademie die Verschmelzung dieses rein wissenschaftlichen Instituts mit der in Aussicht genommenen Universität; doch Wilhelm wie sein Bruder Alexander gehörten nicht zu den radikalen Neuerern. Humboldt war entschlossen, die Gründung der Universität durchzusetzen, die der König am 4. September 1807 bereits verheißen hatte. Bis zum August 1809 hat er als praktischer Staatsmann und als alles überschauender Gelehrter sämtliche andern Aufgaben diesem Ziel untergeordnet, ohne den Ausbau der Akademie darüber aus dem Auge zu verlieren. Im Jahre 1810 konnte Humboldt die Universität Berlin als seine Schöpfung ins Leben treten sehen; ihr Lehrkörper wurde wesentlich nach seinen Vorschlägen zusammengesetzt und ihr Statut festgestellt. Die wissenschaftliche Deputation des Ministeriums stand unter Schleiermachers Leitung. Humboldt hatte bereits am 29. April sein Entlassungsgesuch als Sektionschef eingereicht, und es wurde angenommen. Aber unter seinem Nachfolger Nicolovius wirkten seine Gedanken weiter fort. Unter

den durch Humboldt für die Akademie gewonnenen Mitgliedern befand sich auch der Historiker Niebuhr; Humboldt hat das Genie Niebuhrs, der noch nichts Wissenschaftliches geschrieben und keine Vorlesung gehalten hatte, gespürt. Dieser Berufung verdanken wir Niebuhrs Römische Geschichte. Humboldt hat an der Spitze des Unterrichtswesens in den kaum anderthalb Jahren Bleibendes gewirkt. (Nicolovius, Süvern.) Bei seinem Scheiden auf den Wiener Gesandtenposten hinterließ er seine (unvollendete) Denkschrift über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, die wohl das Bleibende enthält, das über dies Thema gesagt werden kann.

„Man muß auch am Rand des Abgrunds das Gute nicht aufgeben," auf diesen hohen vaterländischen Ton stimmt er sich und die Seinen; wie innerlich und wie p e r s ö n l i c h er das meinte, zeigt ergreifend anschaulich die Stelle seines Gutachtens über die Prüfung der künftigen höheren Beamten, die echtester Humboldt ist: „Nichts ist so wichtig bei einem höheren Staatsbeamten, als welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen hin von der Menschheit hat, worin er ihre Würde und ihr Ideal im ganzen setzt; mit welchem Grade intellektueller Klarheit er es sich denkt, mit welcher Wärme er empfindet. Welche Ausdehnung er dem Begriff der Bildung gibt, was er darin für notwendig, was er nur gewissermaßen für Luxus hält. Wie er sich die Menschheit in concreto vorstellt; welchen Grad der Achtung oder Nichtachtung er für die niederen Volksklassen hegt; wie er bürgerlich gesinnt ist, den Menschen mit Gleichgültigkeit in der Staatsform untergehen oder im Gegenteil diesen sich in der Freiheit der Individuen auflösen sieht. Ob er Erziehung und Religion eine positive, bildende Kraft zutraut oder sie nur für Stoffe hält, an denen der Mensch immer weiter gelangt, weil er sich an ihnen versucht, wie sie auch behandelt werden mögen. Wie es endlich mit seinem Glauben an und seiner Lust zur Umbildung seiner Nation steht;

ob er den Feuereifer des Reformators oder nur den starken Willen treuer Pflichterfüllung nach strengen Grundsätzen oder Lust am Experimentieren hat, bei dem am meisten der Experimentator selbst gewinnt — wie letztlich alle diese Ansichten in ihm zusammenhängen, ob sie auseinander selbst entstanden oder zusammengerafft sind, als Maximen stehengeblieben oder zu Prinzipien erhoben, auch außer der Anwendung klar gedacht oder nur mit ihr zugleich angeschaut und empfunden. Dadurch bestimmt es sich, ob ein Mensch konsequent oder unkonsequent, hoher oder gemeiner Natur, borniert oder liberal, einseitig oder vielseitig ist, und ob es ihm mehr auf den Gedanken oder auf die Wirklichkeit ankommt, oder ob er, was die Ansicht des großen Staatsmanns ist, von der Überzeugung durchdrungen wird, daß der Gedanke der Stempel der Wirklichkeit werden muß."

Mit seiner Familie, die während der ganzen Zeit in Italien blieb, pflegte Humboldt einen getreuen Briefverkehr. Von seinen acht Kindern sei der begabte Wilhelm erwähnt, der in Rom starb, die älteste Tochter Karoline, die bei den Eltern blieb, und die jüngste, Gabriele (von Bülow), deren herzliches Lebensbild in Briefen wir lieben. Sein innerstes Gemüt aber bis zu leidenschaftlichen Ergüssen erschloß er seiner Königsberger Seelenfreundin, der klugen Arztgattin Johanna Motherby; er lernte sie bei seinem Aufenthalt in Königsberg kennen. Die Briefe Humboldts an diese in ihrer Ehe unbefriedigte Frau seines Freundes, die uns einen schwärmenden Romantiker in dem zurückhaltenden Weltweisen zu unserer Überraschung zeigen, sind von Humboldts Familie aus begreiflichen Gründen vernichtet worden. (Die wenigen durch Zufall erhaltenen Briefe an Johanna Motherby werden im Briefband ihre Stelle finden.) Als in dem Briefverkehr Johannas mit Wilhelm der vertrauliche Ton seinerseits in erotisches Erglühen überging, brach die Freundin die Aussprache ab; sein Erbe in dieser zarten Freundschaft wurde ergiebiger für lange Jahre — Ernst Moritz Arndt.

Der König ernannte ihn zum preußischen Gesandten in Wien mit dem Titel eines Staatsministers. Der Wiener Posten bestand zunächst in dem schwierigen Studium, den österreichischen Kanzler Metternich in seinem wahren Charakter zu erkennen. Während des erzwungenen Bündnisses Preußens mit Frankreich mußte er darauf achten, daß nicht eine Verständigung Österreichs mit Napoleon zustande käme. Preußen verbündet sich mit Rußland zur Befreiung Europas von Napoleon, Humboldt betreibt Österreichs Beitritt zur großen Allianz gegen den Korsen. Schwierige politische Aufgaben hat der gewiegte Staatsmann 1813 glücklich gelöst. Die Verhandlungen des Prager Kongresses leitete er zur Kriegserklärung Österreichs gegen Napoleon. Noch in Prag erhielt Humboldt das Eiserne Kreuz erster Klasse. Bei allen folgenden diplomatischen Verhandlungen mit Freund und Feind war er Preußens Bevollmächtigter — der Freund der gelehrten Muße der von allen gefürchtete verstandesschärfste und zäheste Diplomat! Er begleitete nach dem ersten Pariser Frieden den König nach England und hat als zweiter preußischer Bevollmächtigter am Wiener Kongreß bedeutende diplomatische Arbeit getan. Immer neue Entwürfe aus seiner Feder dienten der politischen Verfassung von Gesamtdeutschland, die als ein Staatenbund und zweizellig gedacht war. Das Ergebnis war ein kümmerliches Kompromiß statt eines einheitlichen politischen Programms der Nation, dazu mit beständiger Hineinrede des Auslands. Beim zweiten Pariser Frieden bemühte sich Humboldt vergebens um die Wiederherausgabe von Elsaß-Lothringen zur Sicherung gegen künftige Kriege Frankreichs. Der Staatskanzler Hardenberg, der in Humboldt den gefährlichen Rivalen sah, ließ ihn als Gesandten in England kaltstellen. Doch im Jahre 1819 berief ihn der König noch einmal ins Ministerium zur Herstellung einer preußischen Verfassung. Humboldt hat den fertigen Entwurf im Sinne Steins vorgelegt, also die zeitgemäße Fortbildung der Verfassung gut-

heißend. Schon einen Monat nach Antritt des Amtes fügte sich Preußen in den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen den Machenschaften Metternichs auf Knebelung der Presse, polizeiliche Überwachung der Universität und beteiligte sich an der schmachvollen Verfolgung verdienter Männer, die sich für die Befreiung des Vaterlandes eingesetzt hatten. Humboldt hielt sich ritterlich; er nannte die Beschlüsse schädlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend — und wurde entlassen. Erst elf Jahre später erhielt er, im Jahre 1830, seinen Sitz im Staatsrat zurück. Er hat auf die Pension verzichtet.

In die Wiener Kongreßzeit fällt jener Brief von Charlotte Diede, welche Humboldt im Jahre 1788 in ihrem elterlichen Pfarrhause sah und die sich nun als geschiedene, kinderlose Frau mittellos und ratlos an den berühmten Jugendbekannten aus Bad Pyrmont wandte, ihn in rührender Offenheit um seinen Beistand bittend. Ein Albumblatt von Humboldts Hand lag bei. Humboldt half ihr nicht nur in zarter Weise durch eine stattliche, regelmäßige Unterstützung, er sah sie 1819 in Frankfurt und hat mit Charlotte Hildebrand-Diede seit 1814 bis zu seinem Tode jenen köstlichen Briefwechsel getreu gepflegt, der (seit 1847) als „Briefe von Wilhelm von Humboldt an seine Freundin" ein deutsches Erbauungsbuch geworden ist. Unser Briefband wird die wertvollsten Stücke aus Humboldts Briefen an die einsame Frau, die er nochmals 1828 in Kassel besuchte und der Friedrich Wilhelm IV. einen Jahrgehalt aussetzte, in Humboldts Jahre fügen.

Der Denker widmete die wiedergewonnene Freiheit seinen wissenschaftlichen Arbeiten. In dem neugegründeten Verein der Kunstfreunde im preußischen Staat erfreute er durch seine Jahresberichte über Kunst; auf besonderen Wunsch des Königs richtete er 1829/30 das von Schinkel erbaute Museum in Berlin ein. Er ordnete seine Bibliothek und versenkte sich in die Studien, deren Früchte er der Berliner Akademie der Wissenschaften vorlegte. Seine Sprachstudien

griffen nun weit aus. In der Sprache schaute er den Akt der Verwandlung der Welt in Gedanken; die Sprache jedes Volkes als Schlüssel zu dessen seelischem Wesen hatte ihn schon lange beschäftigt und war seit seiner spanischen Reise zu den Basken seine eigentliche Sehnsucht gewesen. War er doch eingedrungen nicht nur in die hellenische Sprache, Literatur und Kunst — er hatte sich auch des Sanskrit bemächtigt und beging diesen Erwerb als ein Fest; er las die Sprache der Chinesen, er verstand Sprachen und Dialekte Ostasiens und der Südsee. In einem Priesterdialekt der Insel Java, der nur in dichterischen Bruchstücken erhalten ist, entdeckte Humboldt in der Kawisprache das Bindeglied zwischen den malayisch-polynesischen Sprachen und Indien, China und Amerika. Erst nach Humboldts Tode ist sein dreibändiges Werk über die Kawisprache erschienen, das Alexander mit brüderlicher Anerkennung geleitete. Wilhelm stellte an die Spitze seine ein eigenes Buch füllende Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Über den Ursprung der Sprache hatte Herder in seiner Preisschrift sich mit dem Instinkt des genialischen Liebhabers ausgesprochen — Humboldt hat jene Ideen mit grenzenloser Gelehrsamkeit als kantischer Philosoph zu einem geschlossenen System erweitert. Ich habe die tragenden Gedanken dieser bewundernswerten Einleitung zum Kawiwerk zum Abdruck gebracht, so daß auch der anspruchsvolle Leser keine Regel je vermissen wird.

Im Jahre 1829 vereinsamte der kinderreiche Familienvater dauernd; seine über alles geliebte „Li“, die Gattin, verließ im Tode das Tegelschlößchen, das die Kunst Schinkels, Thorwaldsens und Rauchs mit griechischer Heiterkeit ausgeschmückt hatte. Was sich die beiden idealen Eheleute gewesen waren, hat Humboldt gelegentlich in das goldene Wort geprägt: „E i n e Sache glaube ich getan zu haben: Dich durchs Leben begleitet zu haben, wie

es wenigstens Deiner nicht unwert war; gemacht zu haben, daß Du in Freiheit und Schönheit walten, das Leben tief und rein empfinden konntest in Glück und Unglück. Daß ich eins bin in mir; daß ich bin, wozu ich Anlage hatte zu sein, daß ich Wahrheit sehe, daß ich harmonische Schönheit empfinde, das ist Dein, einzig D e i n Werk. Und mein, einzig m e i n Werk ist es, daß auch Du bist, was Du sein solltest, daß auch Du Wahrheit siehst und Schönheit und Harmonie empfindest." Er lebte seit ihrem Abscheiden in seiner Innenwelt, aus der er sich das Weltgeschehen spann. Jeden Tag aber, der ihm noch heraufstieg, beschloß er mit einem Sonett, das ihm die Eindrücke des Tages in ein feierliches Bild, in ein italienisches Idyll, in eine antik-moderne Symbolik klärte. Diese 1183 Sonette des Weisen von Tegel sind in ihrem künstlerischen Wert natürlich recht verschieden geraten; ich habe 28 von ihnen als wahre Perlen ausgewählt, die unsern Band würdig beschließen. In Gastein und Norderney suchte Humboldt in den letzten Jahren Heilung, als das Augenlicht sank und ein Rückenmarkleiden sich lästig machte. Er war äußerlich recht hilflos geworden — jedoch im Innern leuchtete helles Licht! Am Todestage seiner unvergeßlichen Li, mit der er stetig fortlebte im Geistbereich der Ideen, holte er sich die schwere Erkältung. Den Blick auf das Bild der Gattin gerichtet, die Kinder segnend, ging er von hinnen mit den Worten: „In mir ist es ganz still, hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann." Den Toten des 8. April 1835 haben sie am Palmsonntag im Park zu Tegel beigesetzt, zu den Füßen der Hoffnung.

Theodor Kappstein.

Geschichte und Kulturgeschichte

Über die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerläßliche Forderung seines Geschäfts und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbsttätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Teil in der Sinnenwelt sichtbar, das übrige muß hinzuempfunden, geschlossen, erraten werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt gibt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden und aufeinanderfolgenden Umstände wahrnehmen, nicht den inneren ursächlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Tatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüts

---

Handschrift (24 halbbeschriebene Folioseiten) im Archiv in Tegel. — Erster Druck: Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1820—1821 (1822).

quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Nebenbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes und einer freien, objektiven Gemütsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermaßen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Tatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr als die Resultate der Überlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die notwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehenbleiben, hieße die eigentliche, innere, in dem ursächlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äußeren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrtum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrtums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten unsichtbaren Teils jeder Tatsache, und diesen muß daher der Geschichtschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbsttätig und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloßer Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber ebensowohl als der Dichter, muß er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers

und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unleugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der jede Gefahr aufhebende Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie und heißt darum richtiger Ahnungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine notwendige Kette, bedingt. Nach dem Notwendigen muß daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Notwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfaßt alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muß daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Tätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der

historischen Wahrheit zu nähern: die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnen des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Teile, dem Messen der Seiten und Winkel, es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloß beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daß er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloße Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist und je reiner er seine Menschlichkeit walten läßt, desto vollständiger löst er die Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Tatsachen und manchen sichtbaren Märchen kann den guten unter ihnen niemand einen Grund gerade der echtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schließen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Mensch-

heit Eintrag tut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

Außerdem daß die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Teil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Teil wie aus dem Nichts entsprungen und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust des Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke gibt, es teilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüt empfunden, daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjektiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, sowie objektiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, wodurch auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr

Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimnis ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daß sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüt zu bringen. In der Mathematik ist dies die Isolierung auf Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraktion von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, daß alles aus ihr genommen scheint und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewußtsein der inneren geistigen Freiheit und das Erkennen der Vernunft, daß die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innere Notwendigkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtschreiber muß, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die Begebenheiten so zusammenstellen, daß sie das Gemüt auf ähnliche Weise als die Wirklichkeit selbst bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden oder Verhütenden, die oft irreführen und selten belehren. Ihr wahrer und unermeßlicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern, zu verhindern, daß er nicht in das Gebiet bloßer Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren, auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüt gegenwärtig zu

erhalten, daß es kein andres erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten gibt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen und sich mit festem Sinn daran anzuschließen.

Diese innere Wirkung muß die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muß jede Begebenheit als Teil eines Ganzen oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muß das Notwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter oder entbehrlicher philosophischer Wert oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erfordernis, ihre Wahrheit und Treue, beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehenbleibt; ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irrtümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen und durch Studium und Übung geschärften Blick des Geschichtforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Notwendigen, die Ab-

sonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das mehr Zweifeln unterworfene des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen: durch unmittelbares Nachbilden der äußeren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äußeren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahierung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboren wird, daß sie, neben der buchstäblichen Übereinstimmung mit der Natur, noch eine andre höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der größte Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und echten Kunst. Es gibt zwei der Zeit und der Lage nach sehr weit voneinander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Kultur bezeichnen, die Ägypter und Mexikaner*), an welchen dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Ähnlichkeiten zwischen beiden gezeigt; beide mußten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, daß sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urteil über die Mexikaner zu fällen. Es gibt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mit-

sich auch nicht eine richtige Ansicht der Gestalt, da bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Stil ist. Sehr natürlich. In den mexikanischen Zeichnungen ist kaum eine Spur von Erahnung innerer Form oder Kenntnis organischen Baues, alles geht also auf Nachahmung der äußeren Gestalt hinaus. Nun aber muß der Versuch des Verfolgens der äußeren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich mißlingen und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmaßes auch aus der Unbehilflichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

Wenn man den Umriß der Gestalt von innen heraus verstehen

---

gebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum, welche ein günstigeres Zeugnis über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsere Kenntnis der Mexikaner geht und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurteilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äußersten Verfalls herrühren kann. Daß Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, daß sie von Griechen oder Römern herstammen, die aber in der Unrichtigkeit der Verhältnisse den mexikanischen nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andern Gründen wahrscheinlich, daß die Mexikaner in einer früheren Zeit und in einer andern Gegend auf einer viel höheren Stufe der Bildung standen; selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten und miteinander verglichenen Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin.

will, muß man auf die Form überhaupt und auf das Wesen des Organismus zurückgehen, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese gibt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu beidem muß als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen. Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Teile und dem Gleichgewicht der Verhältnisse, ist das Wesentlichste und auch das Früheste, da der noch frische, jugendliche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag als die mancherlei Vorbereitung fordernde der Erfahrung. Dies ist an den ägyptischen und griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmäßigkeit der Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sicheren Grund erst ruht der übrige äußere Umriß. Wo noch die genauere Kenntnis der organischen Bildung fehlt, ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er fließende Anmut zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für jenes gesorgt hätte. Das Unerläßliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.

Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisternde Liebe zur reinen Form gegenübersteht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmutigste war, das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete, dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmäßigen

Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug, und dem sein hartes Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reichbewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meißel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, daß er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmut, die ägyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntnis des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht ausschließend den Reichtum des Lebens, sondern zugleich die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der bloßen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer neuer Verhältnisse und sich immer vollkommen lösender Aufgaben. In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur vermittelst dieser. Dasselbe muß, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen stattfinden, und es fragt sich nur, ob

und welche Ideen es gibt, die den Geschichtschreiber zu leiten imstande sind.

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten große Behutsamkeit, damit nicht schon die bloße Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht bloß sie und muß sich in sie vertiefen. Allein gerade darum und weil er sich nicht begnügen kann bei dem losen äußeren Zusammenhange des einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen muß, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muß er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger als die Erscheinungen der Sinnenwelt so offen da, daß man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständnis ist nur das vereinte Erzeugnis ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läßt sich auch bei ihnen nicht alles durch bloße Verstandesoperation eines aus dem andern logisch herleiten und in Begriffe zerlegen; man faßt das Rechte, das Feine, das Verborgene nur auf, weil der Geist richtig es aufzufassen gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloß die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, aneinanderreihend aufzeichnet, wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem inneren Zusammenhange gibt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschafft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider

mit dem gleichzeitigen Zustand und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muß er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchschauung des Besonderen immer die Kenntnis des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muß das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.
Es versteht sich indes freilich von selbst, daß diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen oder, genauer zu reden, durch die mit echt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte wie eine fremde Zugabe geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Überhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigentümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muß, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaßen toten Einrichtungen und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft oder in irgend-

einer Idee dieser Art. Von allem diesen hängt zwar unmittelbar die Tätigkeit und Glückseligkeit der einzelnen ab; allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis und nicht einmal immer gleich bildender Übungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigentümlichen Gebiet. Was er tun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüt eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt als Bedingung seiner Möglichkeit in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Übereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das Begreifen ist keineswegs ein bloßes Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloßes Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besonderes. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andern, und um sich zu verstehen, muß man sich in einem andern Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da alles,

was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüt einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muß die prüfende Übung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewißheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede tote und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und alles, was geschieht, steht dem Raum und der Zeit nach in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserem Blicke bewegt, doch wie ein totes, unabänderlichen Gesetzen folgendes und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Maß und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursache gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt, ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern nur wegen mangelnder Kenntnis einer Menge von Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst

erkannt, daß das ausschließende Verfolgen dieses Weges gerade abführen würde von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte; daß in jedem Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und daß jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muß also neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre mehr auf das eigentümliche Wesen der Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanzen, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen, wie Literatur, Kunst, Sitten, die äußere Form der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze miteinander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts und das allmähliche Herabsinken davon, den Übergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen usf. Unleugbar liegt hierin eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse; aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Prinzip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der es sich beugen muß, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange und nicht so wohl erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur in gewisse Analogien zu fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig ineinandergreifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse beschäftigen sie den Geschichtschreiber

vorzugsweise und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltaglebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureißen und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getriebe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege in das Individuum gelegt und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läßt sich nicht so spalten, analysieren, nach Erfahrungen beurteilen, die, von vielen genommen, auf viele passen sollen. Seine eigentümliche Kraft geht alle menschlichen Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei hier angedeuteten Ansichten die Geschichtschreiber zu klassifizieren; aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die in regelmäßig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der toten, lebendigen und geistigen Natur, aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmäßig, nach erkanntem Gesetz oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen; was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten,

3*

aber aus keiner solchen wirklich ableiten läßt, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht bloß unerklärt, sondern unerkannt.
Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte außer demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist ebenso gefahrlos als der Irrtum gewiß bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.
Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vorteil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Übrigens wird aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Teil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Pläne der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen. Allein die außerhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst durch Mittel, die, wenngleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen und an ihnen wie unkörperliche Wesen erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung ist also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.
Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln und in

ihrer Verbindung durchforscht hat — die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klimas, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigentümlichere einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen —, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoß und die Richtung verleihendes Prinzip übrig, nämlich Ideen, die ihrer Natur nach außer dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Teilen durchwalten und beherrschen.

Daß solche Ideen sich offenbaren, daß gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch bloßes, Naturgesetzen gemäßes Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und ebensowenig, daß es mithin einen Punkt gibt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet außer ihnen verwiesen wird.

Die Idee äußert sich aber auf zwiefachem Wege: einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählich sichtbar und zuletzt unwiderstehlich, viele an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgendeiner Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das

oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Ägypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung dastehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewunderungswürdige der griechischen Bildung und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kasten geteilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Teilung des urnationalen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder ebenso aufsteigende Verbindung die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine weder vorher noch nachher jemals dagewesene Idee nationaler Individualität auf; und wie in der Individualität das Geheimnis alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit und der Eigentümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läßt sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Übergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Übung, kein allmähliches Vorschreiten, auch

Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen; aber daß der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, daß diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, daß die aus ihm aufsprießende Pflanze durch sich selbst ihre Blüte und ihre Reife erlangt und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, daß es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgendeine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nuancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählich in der Zeit vor, oder die erstere findet wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in der einförmigen Forterzeugung verliert. Viel näher aber als die Gestalt und der körperliche Bau steht dem Geistigen das organische Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung aufeinander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhältnisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen und epochen-

weise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustand des Lebens, in den Krankheitsformen gibt es unleugbar ein Analogon von Richtungen, die ohne erklärliche Ursachen plötzlich oder allmählich entstehen, eignen Gesetzen zu folgen scheinen und auf einen verborgenen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahin kommen wird, davon einen historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daß sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich tätiges Bestreben, seiner inneren eigentümlichen Natur äußeres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Teilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen als an den einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen und unter gewissen Umständen gleichsam herdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfnis, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger als jene Elemente, das geistige Prinzip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäße Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Taten erteilen, lassen sie Formen geistiger Individualität

zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.
Es gibt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, daß ihre Selbständigkeit mehr Wirkung ausübt als erfährt, und daß jede bedeutende Sprache als eine eigentümliche Form der Erzeugung und Mitteilung von Ideen erscheint.
Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.
Für die menschliche Ansicht, welche die Pläne der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnen kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich bloß in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigeren Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen imstande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntnis der Natur, das Studium des organischen Baues, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leidend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältnis Ebenmaß und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und groß im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daß in allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daß aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschließen; er muß aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muß ferner, weitergehend, sein Gemüt empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnen und zu erkennen; aber er muß vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichtum des einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine

ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Teil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

Latium und Hellas oder Betrachtungen über das klassische Altertum.

Es gibt einen vierfachen Genuß des Altertums:
in der Lesung der alten Schriftsteller,
in der Anschauung der alten Kunstwerke,
in dem Studium der alten Geschichte,
in dem Leben auf klassischem Boden. — Griechenland, Empfindungen tieferer Wehmut. Rom, höherer Standpunkt, mehr Vollständigkeit der Übersicht.

Alle diese verschiedenen Genüsse geben im ganzen denselben, nur zu anderen Graden gesteigerten Eindruck, und das Charakteristische dieses Eindrucks besteht darin,

daß jeder andre Gegenstand immer nur zu einer einzelnen Beschäftigung tauglich, das Altertum hingegen eine bessere Heimat, zu der man jedesmal gern zurückkehrt, scheint;

daß von ihm aus alle mannigfaltigen menschlichen Sinnes- und Vorstellungsarten verständlich werden, die man, wenn man unmittelbar von einer zur andern überginge, nicht leicht verstehen würde;

daß viele andre Gegenstände auf vielfache Weise ergreifen, allein keiner so alle Ansprüche befriedigt, so in nichts anstößt, so eine vollkommene und zugleich energische Ruhe einflößt;

daß die Beschäftigung mit dem Altertum die Untersuchung nie zu einem Ende und den Genuß nie zur Sättigung führt; daß es scheint, als könne man auf einem kleinen, eng begrenzten Felde in immer unergründlichere Tiefe graben, um immer größere Ansichten zu erhalten; daß die längst bekannten Formen immer zu

---

Handschrift (58 halbbeschriebene Quartseiten) im Archiv in Tegel.

neuer Erhabenheit und Lieblichkeit übergehen und zu neuem Einklang zusammentreten.
Was diesen Eindruck hervorbringt, kann man die Behandlungsart der Alten nennen.
Das Eigentümlichste dieser Behandlungsart nun ist:
die menschliche Natur in ihren individuellsten und einfachsten Wirkungen, bloß durch Läuterung und Zusammenhaltung, überall das Idealische anspielen zu lassen;
mit der höchstmöglichen Freiheit von stoffartigem Interesse immer nur diese Form vor Augen zu haben, diesen Übergang vom Individuellen zum Idealen, vom Einfachsten zum Höchsten, vom einzelnen zum Universum, ihn wie einen freien Rhythmus, nur mit ewig verschiedenem untergelegtem Texte überall ertönen zu lassen;
daher alles im ganzen und einzelnen, nur mehr oder minder, symbolisch zu behandeln und darin mit so glücklichem Takte begabt zu sein, daß ebensosehr die Reinheit der Idee als die Individualität der Wirklichkeit geschont wird. — Hierbei Bestimmung des Begriffs des Symbols und Warnung, nicht das Sichtbare und Unsichtbare so zu trennen, als sei eins bloß die Hülle des sonst unabhängigen andern.
Der Geist, der sich eine solche Behandlungsart erschafft (denn Schöpfer derselben waren die Griechen unleugbar), muß ihr selbst ähnlich sein. Auf eine wenig verschiedene, aber die Ansicht weiterführende Weise läßt sich nun der griechische (der, welchen allein man sich als Urheber der echt griechischen Werke denken kann) auch so beschreiben:
daß sein wesentlicher Charakter darin besteht, die Form der menschlichen Individualität, wie sie sein sollte, darzustellen, und zwar, welches eine mehr zufällige Nebenbeschaffenheit ist, dies vorzugsweise an Gegenständen der Anschauung zu tun.

Dies zu erklären, wird eine Episode über Individualität, wie sie ist und sein sollte, erfordert.
Eine fast oberflächliche Betrachtung und ein geringes Nachdenken geben schon folgende Sätze an die Hand.
Soviel sich auch ein Charakter nach seinen Äußerungen und selbst seinen Eigenschaften schildern läßt, so bleibt die eigentliche Individualität immer verborgen, unerklärlich und unbegreiflich. Sie ist das Leben des Individuums selbst, und der Teil, der von ihr erscheint, ist der geringste an ihr.
Auf gewisse Weise läßt sie sich indes doch als die Konsequenz eines gewissen Strebens, das eine Menge anderer ausschließt, erkennen, als etwas positiv Werdendes durch Beschränkung.
Diese Beschränkung führt vermöge der Einrichtung unsrer Vernunft auf ein über dem Individuum stehendes Ideal.
Die Vergleichung mehrerer Individuen mit diesem und unter sich macht die Ansicht der gegenseitigen Ergänzung verschiedener zur Darstellung des Ideales möglich, und einige Individuen führen ausdrücklich zu derselben.
Das auffallendste Beispiel hiervon ist die Verschiedenheit der Geschlechter, und ein auf dieselbe vorzüglich aufmerksames Gemüt kann durch sie am vollständigsten das Verhältnis des Individuums zum Ideal kennenlernen und von ihr aus am leichtesten alle andren ähnlichen, in der Schöpfung vorkommenden Fälle auffinden.
Besonders an diesem Beispiele lernt man, daß es auch für die beschränktere Klasse und endlich sogar für das Individuum ein Ideal gibt, das man dadurch erreicht, daß man die Konsequenz des Strebens strenger und weniger einseitig macht oder, anders ausgedrückt, die Eigentümlichkeit mehr durch das, was sie ist, als was sie ausschließt, an den Tag legt.

Da aber jedes Wesen nur dadurch etwas sein kann, daß es etwas andres nicht ist, so ist ein wahrer, nicht aufzuhebender Widerstreit und eine unüberspringbare Kluft zwischen jedem und jedem, auch der verwandtesten Individuen und zwischen allen und dem Ideal, und das Gebot, in der Individualität das Ideal zu erreichen, ist von unmöglicher Ausführung.

Dennoch kann dies Gebot nicht aufgehoben werden.

Jener Widerstreit muß daher nur scheinbar sein, und in der Tat entsteht er nur aus einer unrichtigen Trennung dessen, was, richtiger gefühlt, ein und dasselbe ist.

Nichts Lebendiges und daher keine Kraft keiner Art kann als eine Substanz angesehen werden, die entweder selbst oder in der irgend etwas ruhte, sondern sie ist eine Energie, die einzig und allein an der Handlung hängt, die sie in jedem Moment ausübt. Die längste Vergangenheit existiert nur noch in dem gegenwärtigen Moment, und das ganze Universum wäre vernichtet, wenn sein jedesmaliges Wirken vernichtet werden könnte.

Keine Kraft ist mit dem, was sie bis jetzt gewirkt hat, vollendet. Sie erhält mit jedem Wirken Vermehrung; sie hat schon einen nie bekannten Überschuß über jedes ihr Wirken, und ihre künftigen Erzeugnisse lassen sich nicht nach den vorhergehenden berechnen. Es kann und muß ewig fort Neues entstehen.

Wenn man sich daher ein göttliches, allgenugsames und unveränderliches Wesen denkt, so ist das ein Unding. Denn es ist nicht bloß etwas für uns, die wir an Bedingungen der Zeit gebunden sind, Unbegreifliches, sondern enthält als ruhende Kraft einen eigentlichen Widerspruch und gründet sich, indem es der Zeit entflieht, auf falsch angewendete Begriffe von Raum und Substanz. Die wahre Unendlichkeit der göttlichen Kraft beruht auf dem allem Geschaffenen beiwohnenden Vermögen, sich ewig

neu und immer größer zu gestalten, kann aber nicht, abgesondert von dem Geschaffenen, angesetzt werden.

Die individuelle Kraft des einen ist dieselbe mit der aller andern und der Natur überhaupt. Denn ohne das wäre kein Verstehen, keine Liebe und kein Haß möglich; auch erkennt man überall dieselbe Form wieder.

Worin die Geschiedenheit der Individuen besteht, ist schwieriger zu begreifen und eigentlich unerklärbar. Allein wie — wenn, da der Mensch sich nur durch Reflexion deutlich werden und diese nur durch das Gegenüberstellen eines Objektes und Subjektes geschehen kann, auch die Kraft des Universums auf der Stufe, auf der wir sie kennen, sich in Vielheit zerspalten müßte, um sich selbst klar zu werden?

Nach dieser Ansicht gewinnt nun der vorhin erwähnte Widerspruch eine ganz verschiedene Gestalt.

Es ist einmal nicht von festen, durch unveränderliche Grenzen umschriebenen Substanzen, sondern von ewig wechselnden Kraftenergien die Rede; es ist ferner überall eine gleiche, vielleicht eine einzige Kraft, die mehr verschiedende Ansichten desselben Resultats als verschiedene Resultate gibt, und das Ideal ist nur ein Gedankenbild, das eben darum die Allgemeinheit der Idee haben kann, weil ihm die Bestimmtheit des Individuums mangelt.

Denn um sich die individuelle Kraft vollständig vorzustellen, muß man sich, außer dem beschränkten Dasein des Moments, noch zweierlei an ihr denken: das verborgene und unergründbare Vermögen derselben, das sich bloß jetzt in solcher Beschränktheit offenbart, und die Ideen, die ein unmittelbarer Abglanz dieses Vermögens sind, die sie aber nicht Kraft besitzt, als Wirklichkeit, d. i. als Leben geltend zu machen. Daher ist zwischen Idee und

Leben zwar ein ewiger Abstand, aber auch ein ewiger Wettkampf. Leben wird zur Idee erhoben und Idee in Leben verwandelt.

So ist, um näher zu unserm Vorwurf zurückzukommen, die Form der Individualität, wie sie sein sollte, das Aufstreben einer von dem lebendigen Bewußtsein, daß sie auf das engste mit dem geheimnisvollen und unergründlichen, aber auch unendlichen Vermögen der Natur zusammenhängt, durchdrungenen Kraft innerhalb der Grenzen einer bestimmten Wirklichkeit zu demjenigen, was jenem verborgenen Vermögen entspricht, aber bloß als Ahnung gefaßt und bloß als Idee dargestellt werden kann.

Zu dem Übergange vom Endlichen zum Unendlichen, der immer nur idealisch ist, taugen ausschließend die schaffenden Kräfte des Menschen: Einbildungskraft, Vernunft und Gemüt, und diese bedienen sich gewisser Formen, welche, nur so viel vom Stoff annehmend, um noch sinnlich zu bleiben, mit eigentlichen Ideen in genauer Verwandtschaft stehend und daher allbestimmbar, immer einen solchen Eindruck hervorbringen, daß ihre Bestimmtheit niemals beschränkende Grenze scheint.

Diese Formen sind Gestalt, Rhythmus und Empfindung. Es läßt sich aber wohl noch eine vierte, schwer erklärbare hinzufügen, die dem echten Philosophieren so vorherschwebt, wie das Silbenmaß dem noch nicht gefundenen Gedicht.

Die Gestalt steht unter den ewigen Gesetzen der Mathematik des Raums, hat zur Grundlage die ganze sichtbare Natur und spricht auf mannigfaltige Weise zum Gefühl.

Der Rhythmus entspringt aus den geheimnisvollen, aber notwendigen Verhältnissen der Zahl, beherrscht die ganze tönende Natur und ist der beständige unsichtbare Begleiter des Gefühls.

Die Empfindung fügt zu der Form des letzteren die Gewalt des Gefühls und folgt den leitenden Ideen des Gemüts.

Kehrt man nun zu den einzelnen Eigenschaften des griechischen Geistes zurück, so findet man die Form der geläuterten Individualität bei ihm in folgenden Momenten:

1. darin, daß alles in ihm Bewegung, ewig mannigfaltig quellendes Leben ist und es ihm mehr auf Streben als auf Erstrebtes ankommt;
2. daß das Streben immer idealischer und geistiger Natur ist;
3. daß es ihm eigen ist, in der Wirklichkeit den wahren und rein natürlichen Charakter der Gegenstände aufzufassen,
4. und ihn in der Verarbeitung idealisch zu behandeln;
5. daß er bei der Wahl eines Stoffs immer, soviel es möglich ist, die Endpunkte alles geistigen Daseins, Himmel und Erde, Götter und Menschen, zusammennimmt und in der Vorstellung des Schicksals wie in einem Schlußsteine wölbt.

Die Formen, deren er sich bedient, sind vorzugsweise:

1. die Gestalt der Plastik,
2. der Rhythmus der Dichtkunst,
3. die Empfindung der durch Phantasiebegeisterung geweckten Religion.

Man wird dieser Schilderung vielleicht entgegensetzen, daß sie zu künstlich sei, und behaupten: griechischer Geist lasse sich hinlänglich durch die Einwirkung einer jugendlichen Natur auf das phantasiereiche Gemüt eines unter glücklichem Himmelsstrich und günstigen Zeitumständen auftretenden Volkes erklären. Allein insofern dies von der Möglichkeit der Entstehung einer Nation wie die griechische Rechenschaft geben soll, wird weiter unten die Rede davon sein. Als Schilderung aber widerspricht ihm das Vorhergehende keineswegs, drückt es aber nur bestimmter und erschöpfender aus.

Denn es endigt darin, daß es den Griechen die Bahn von der schlichtesten Natureinfachheit bis zur unerreichbarsten Schönheit und Erhabenheit ewig von neuem beginnen und zurücklegen läßt und seine Eigentümlichkeit in die Verbindung eines höchst praktischen und höchst idealischen Charakters setzt.

Überhaupt läßt sich jede bedeutende menschliche Eigentümlichkeit durch mannigfaltige Ansichten schildern, von denen eine nur bald bestimmter, bald leichter erklärbar, bald fruchtbarer ist als die andern. Eine, die sich unmittelbar aus dem vorigen ergibt und sich durch vielfache Anwendbarkeit empfiehlt, ist noch folgende:

Alles, was griechischer Geist hervorbrachte, atmet tief aufgefaßte Ansicht der Form der Natur und unverwandte Richtung der Phantasie auf die ewigen und steten Gesetze des Raumes und des Rhythmus. Beides kommt in dem Begriffe der Organisation zusammen, der die ganze lebendige Natur beherrscht und selbst wieder durch die höheren Verhältnisse des Raumes und der Zahl beherrscht wird. Da zugleich Leben und Organisation sich wechselseitig fordern, so sprach den Griechen in dem Organischen zugleich die von innen aus bildende Kraft an. Dieser vorherrschende Begriff des Organismus in ihm machte nun, daß er alles scheute und verachtete,

was sich nicht in klaren Verhältnissen zu Teilen und Ganzen auseinanderlegte,

was nicht seinen Stoff und selbst seine Form der Idee eines Ganzen unterordnete,

was nicht eine innere, frei wirkende Kraft atmete.

Mehr sinnlicher als intellektueller Natur liebt der Grieche nur, was sich ohne Mühe zusammenfügt, und die Idee unendlicher, immer wieder in sich organischer Teile, die sich leicht aneinander-

gliedern, und eines Ganzen, das leicht in solche Teile zerfällt, ist eine zur Schilderung und Erklärung griechischer Eigentümlichkeit überaus fruchtbare Idee.

Nachdem wir das Bisherige im allgemeinen vorausgeschickt haben, wollen wir jetzt, die hauptsächlichsten Gegenstände, aus denen sich der griechische Geist noch erkennen läßt, durchgehend, versuchen, kurz und in wenigen Momenten das vorzüglich Charakteristische an ihnen darzustellen; wir tun dies nacheinander an

der Kunst,
der Dichtung,
der Religion,
den Sitten und Gebräuchen,
dem öffentlichen und Privatcharakter und der Geschichte.

1. An der Kunst.

Der einzige Grundsatz, welcher zu einer richtigen Erklärung der griechischen Kunst führt, ist der, daß sie gerade einen entgegengesetzten Weg ging, als man gewöhnlich voraussetzt, nicht, von roher Nachahmung der Natur beginnend, sich zum Götterideale erhob, sondern ausgehend von dem reinen Sinn für die allgemeinen Formen des Raumes, für Symmetrie und Richtigkeit der Verhältnisse, sich aus ihnen ein Götterideal schuf und so zu den Menschen herabstieg.

Es wird lächerlich scheinen, der griechischen Kunst einen Gang a priori anzuweisen, sie eher aus den trockenen Formeln der Mathematik als der quellenden Fülle des Lebens herzuleiten. Allein ich berufe mich auf das Urteil eines jeden, der die Antike mit gesundem Gefühle zu sehen versteht, ob — es verhalte sich auch mit der Wahrheit, wie es wolle — es nicht wenigstens vollkommen so scheint, als habe der griechische Künstler seinen Weg von der

Idee aus und nicht zur Idee hin genommen. Dann versteht es sich von selbst, daß bei der Kunst, in der notwendig Idee und Erfahrung zusammentreten, nie von einem Ausschließen, sondern nur von einem Vorwalten einer von beiden die Rede sein kann. Auch macht folgende Herleitung das Gesagte vielleicht begreiflicher und minder paradox.

Die neuere Kunst, insofern sie nicht die alte und im alten Sinn nachbildet, geht in der Darstellung auf Naturnachahmung aus und hascht in der Bedeutung nach Schönheit oder Charakter oder nach beiden zugleich. Sie behandelt die Natur, ohne einen Schlüssel zu haben, durch den sie dieselbe zur Erkennung der reinen, allein brauchbaren Formen, die von ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und Individualität bedeckt und gleichsam eingehüllt sind, erschließen könnte; von den Zielen, die sie sich vorsetzt, ist eins dunkel und schwer bestimmbar, das andere führt leicht auf ein Gebiet, dem die Kunst fremd ist.

Die neuere Kunst ist hierin zu entschuldigen, weil selbst die Leichtigkeit der Ausführung, die so viele Vorübungen ihr verschafft haben, sie verführt, weil sie unübertreffliche Vorbilder hat und verleitet wird, diesen unmittelbar gleichkommen zu wollen, ohne nur in ihnen die mühevolle Bahn zu studieren, welche sie sowie ihre ältere Schwester noch gegenwärtig durchgehen müßte.

Die griechische Kunst beherrschte die Mannigfaltigkeit der Natur durch den einfachen Begriff des organischen Verhältnisses und gelangte zu Schönheit und Charakter, ohne unmittelbar nach ihnen zu streben, und einzig bemüht, ihrem Werk jene einfachen Formen in möglichster Richtigkeit und Symmetrie einzuprägen.

Die griechische Kunst hätte indessen diesen Weg nie einschlagen können, wenn sie sozusagen vom Anfang hätte anheben sollen

und nicht nur aufgenommen hätte, was ein anderes Volk mit tiefem, nur zu starrem Sinn und eisernem, nur zu einförmigem Fleiße Jahrhunderte hindurch ausgearbeitet hatte. Die ägyptische, zwar steife, aber grandiose und in den Verhältnissen bis zur Gewissenhaftigkeit genaue Kunst durfte nur einen freieren und glücklicheren Schwung erhalten, und ägyptische Wissenschaft machte die Griechen mit mathematischen Grundsätzen bekannt, die vielleicht (wie die Kugellehre, die Herkules aus Ägypten gebracht haben sollte) sehr einfach waren, aber den jugendlichen Geist, der hier zum erstenmal durch Ideenschönheit gerührt wurde, unendlich mächtig ergriffen.

Da die Bestimmung der griechischen Kunstwerke ursprünglich eine religiöse war, so gewann der Begriff des Verhältnisses eine doppelte Aufmerksamkeit. Denn die Griechen verschmähten die überirdische Macht der Götter hieroglyphisch in Zeichen anzudeuten und suchten dieselbe in dem Ebenmaß ihrer Glieder unmittelbar auszudrücken, indem sie ihrer Gestalt den Typus der Gesetze der Harmonie und der Ordnung anbildeten, nach welchen die Sphären und die Gestirne sich bewegten, und nach welchen sie selbst das Weltall regierten.

Diese Verhältnisse beherrschen aber Glieder eines organischen Körpers, die eine ihm einwohnende Kraft belebt, und hierin nun liegt die wundervollste Eigentümlichkeit der alten Kunst, daß jeder einzelne Teil nur dieser Kraft zu entströmen und sich in sie zurückzusenken scheint. Begreiflich zu machen, wie dies zugeht, zu zeigen, wie es zu machen sei, ist durchaus unmöglich; es ist der Teil der Kunst, der sich nicht durch Richtigkeit der Verhältnisse, Wahl der Formen, Nachbildung der Natur usf. erklären läßt, da es in nichts einzelnem liegt, sondern vielmehr alles einzelne zusammenschmilzt und belebt. Aber auf

folgende Weise ist es dennoch möglich, dem Geheimnis etwas näherzurücken.
Der menschliche Geist hat eine unleugbare Kraft, unmittelbar selbst und in seiner eigentümlichsten Gestalt aus sich herauszustrahlen, an einem Stoffe zu haften, sobald dieser nur von einer Idee, als etwas seiner Natur Verwandtem, bezwungen ist, und an ihm erkennbar zu sein. Inwiefern ihm dieses gelingen soll, hängt von seiner Anstrengung und unverwandten Richtung und der Reinheit und Macht ab, mit welcher die Idee in dem gegebenen Stoff ausgeprägt ist. Dadurch also, daß die Phantasie des griechischen Künstlers von der Idee dieser sein Kunstwerk belebenden und jeden Teil desselben aus sich erzeugenden Kraft durchaus begeistert war, und daß sie seinem Sinn mehr Größe und Innigkeit, seinem Auge mehr Schärfe, seiner Hand mehr Sicherheit gab, läßt sich die wundervolle Erscheinung einigermaßen erklären. Denn daraus kann eine Konsequenz und ein Zusammenstimmen der unmerkbarsten Teile aller Umrisse entstehen, die jedem Maß und jeder Andeutung im einzelnen entflieht, und selbst an der Stärke und Zartheit, mit der zwei übrigens vollkommen gleiche Linien gezogen sind, ist die verschiedene Phantasiekraft des Künstlers erkennbar.
Worauf also der griechische Künstler vorzüglich hinarbeitete, war etwas, das er der Tiefe seines Werkes anvertraute, damit es aus ihm wieder als freies Leben hervorstrahlte; er hielt sich gern innerhalb bestimmt abgesteckter Grenzen, weil er dies kleine Feld anders und anders fruchtbar zu machen verstand; suchte mehr Einfachheit als Mannigfaltigkeit, mehr Festigkeit, Richtigkeit und Strenge als Leichtigkeit und Reiz. Dadurch und durch die äußere religiöse oder doch öffentliche Bestimmung der Kunst, durch die Lehrmethode in Schulen und durch eine edle Scheu, das

einmal trefflich Erfundene zu verunedeln, entstand das Arbeiten in bestimmten Charakteren, und da man unverrückt die größesten und reinsten Verhältnisse der Gestalt und das tiefste Leben im Auge behielt, in idealen Göttercharakteren.

Was aber am meisten Bewunderung verdient, ist, daß schon in der Epoche der strengeren Kunst immer Trockenheit und Härte vermieden blieb, und hiernach alle Fülle des Lebens so sehr jene ursprünglichen großen Formen umgoß, daß die schlichteste Naturnachahmung bloß in einem edleren Element ihre irdische Dürftigkeit ausgetilgt zu haben schien. Die Kunst keiner Nation und keines Zeitalters schäumt von einem solchen Reichtum und einer solchen Üppigkeit der Gestalten über, und hier bewährt sich aufs neue die Trefflichkeit der nie verlassenen Grundmethode. Denn wie er nicht der Riesenmaße der Ägypter bedarf, um groß zu erscheinen, so fordert sein Reichtum nicht übermäßige Vielfachheit der Gestalten. Aus der tiefen Kraft, die er seinen Werken einhaucht, quillt ebensowohl die Üppigkeit einer Bacchantin als die Erhabenheit eines Zeus. Er ist groß ohne Übertreibung und reich ohne Aufwand.

Aber wie die reine Form der Verhältnisse in der einzelnen Gestalt vorwaltet, ebenso tut sie in der Mannigfaltigkeit mehrerer verbundener; die bloßen, ganz bedeutungslos nur als lieblich verschlungene Linien genommenen Umrisse eines Bacchanals oder eines Tritonen- und Nymphenzuges begleiten und umgeben, gleich einem anschmiegenden Element, die wirklichen Gestalten wie das Silbenmaß die Worte und Bilder eines Dithyrambus.

Denn da der Grieche immer die zarte Grenze hielt, die Kunst als Kunst und nicht als Natur zu behandeln, so bestimmte die äußere Anordnung, gewissermaßen die Einfassung seines Werkes, die Form eines Sarkophags, eines Frontons, einer Tempelnische

vorzüglich mit die Behandlungsart seines Stoffes und gab dem Werk, außer seiner organischen und bedeutenden, noch eine abgesonderte architektonische Form.

Bis in die tiefste Ader der Brust fühlte der Grieche, daß die Kunst etwas Höheres als die Natur und das lebendigste und sprechendste Symbol der Gottheit ist; mit unermüdeter Sorgfalt vernachlässigte er keinen noch so kleinen und unwichtig scheinenden Zug, sie als Kunst von der Wirklichkeit und als Wirklichkeit von der intellektuellen Idee abzusondern, und so innig schlang er Gestalt und Bedeutung ineinander, daß nur der geistloseste Beschauer seiner Werke die eine als die träge Hülle der andern ansehen könnte.

So verfuhr er bei dem einzelnen Kunstwerk; aber in der Folge aller schied er mit gleich bestimmten Grenzen die besonderen Gattungen, umfaßte mit ihrem vollständigen Zyklus die ganze Schöpfung und die ihm bekannte Welt und Geschichte, ging alle Momente der Kraft des lebendigen Daseins durch vom halb tierischen Tritonen bis zum Vater der Götter und Menschen; alle Elemente von den Lüften bis zu dem Grunde des Meeres und der Erde; alle Epochen des Lebens von der Geburt bis zur Vergötterung und den Strafen der Unterwelt; die Endpunkte seiner Welttafel von den indischen Zügen des Bacchus bis zu den Gärten der Hesperiden und die ganze Folge des Heroenalters von dem Kampf der Titanen bis zur Eroberung Ilions.

2. An der Dichtung.

Die Poesie hat nicht, wie die bildende Kunst, ein beschränktes, sondern ein unermeßliches, alles Dasein umfassendes Feld. Sie ist Kunst, indem sie die Schöpfung als ein lebendiges, sich durch eigene Kraft von innen aus gestaltendes Ganze darzustellen, das belebende Prinzip auszusprechen versucht, das keine andre Be-

schreibung schildern und keine nicht von Begeisterung ausgehende Untersuchung erreichen kann, und sie bedient sich zur Vollendung ihres Geschäfts des Rhythmus, der, als ein wahrer Vermittler, als äußere Gesetzmäßigkeit die Bewegungen der Welt und als innere die Veränderungen des Gemüts beherrscht.

Das Charakteristische der griechischen ist, daß sie diesen allgemeinen Zweck aller Dichtung auf eine mehr umfassende, mit mehr Klarheit, Einfachheit und einer sich leichter zum Ganzen fügenden Harmonie ausführt. Auch hier strebt der Grieche vor allem nur nach Größe und Reinheit der Formen, bezeichnet mehr einfach den zurückzulegenden Weg, als er bei einzelnen Punkten verweilt, und hebt aus der Mannigfaltigkeit des endlichen Stoffes die Idee heraus, die ihn unmittelbar an das Unendliche knüpft. Auch hier erreicht er dadurch auf einem leichteren Wege einen höheren Grad der Kunst und bedeutungsvollere Symbole der Wirklichkeit.

Daß diese Empfindung und nicht, wie bei anderen Nationen, eine beschränktere und mehr subjektive der griechischen Dichtung zugrunde liegt, beweisen die griechischen Silbenmaße. Nie hat sich die Dichtung irgendeines Volkes in einem so weiten, sich allen Empfindungen sogleich anschmiegenden, so voll wogenden Elemente bewegt. Der ursprünglichste und älteste Vers der Griechen, der Hexameter, ist zugleich der Inbegriff und der Grundton aller Harmonien des Menschen und der Schöpfung. Wenn man bewundert, wie es möglich war, einen solchen Umfang und solche Tiefe in so einfache Grenzen einzuschließen; wenn man erwägt, daß dieser einzige Vers die Grundlage aller andern poetischen Rhythmen ist, und daß ohne den Zauber dieser Harmonien die wundervollsten Geheimnisse des Gemüts und der Schöpfung ewig unerschlossen geblieben wären, so versucht man umsonst,

sich die Entstehung einer so plötzlich auftretenden Erscheinung zu erklären. Wenn man sich das Hin- und Widerfluten aller lebendigen Bewegung der ganzen Schöpfung nach gesetzmäßiger Harmonie hinstrebend denkt, so ist es, als hätte sie endlich ihr üppiges Überschwanken in diese leicht beschränkenden Maße beschwichtigt, sich beruhigend in diese Weise eingewiegt, die dann ein glücklich organisiertes Volk ergriff und in seiner Sprache heftete. So viel mehr scheint dieser Vers dem Rhythmus der Welt als dem Stammeln menschlicher Laute anzugehören.

Denn in der Tat ist eine größere Objektivität in den Silbenmaßen der Griechen, als in denen aller andern uns bekannten Nationen, und dies zeigt sich ohne Mühe in der Zusammenfügung ihrer Elemente und der Organisation ihrer Glieder. Das Gemüt verfährt in seiner Empfindungsart meistenteils stoßweise, macht harte Abschnitte, grelle Gegensätze, offenbart seine oft zur Willkür werdende Eigenmacht. In den Bewegungen hingegen, wie in den Formen der Natur ist mehr Stetigkeit, die Übergänge sind sanfter, die Gesetzmäßigkeit zeigt sich mehr im Ganzen, als sie sich im einzelnen vordrängt, und gerade dies ist auch die Eigentümlichkeit der griechischen Versmaße, die überall die Rückkehr durchaus gleicher, besonders kürzerer Klauseln vermeiden, das Gesetz immer in Mannigfaltigkeit verbergen und wiederum in ihr, auch sie doch in feste Grenzen einschließend, auch zeigen, das einmal Angeklungene mehr von selbst austönen lassen als willkürlich abschneiden. Die Gesetzmäßigkeit des griechischen Metrums scheint nur bestimmt, die zu üppige und reiche Fülle des Wohllauts mäßigen und in leicht zu fassenden Abschnitten dem Ohr vortragen zu sollen, da sie besonders bei den neueren Nationen die Anmut des Wohllauts selbst vertreten muß.

Daß in der Tat die griechische Poesie diesen Weg genommen hat,

zeigt die Sprache selbst. Keine unter allen uns bekannten ist so reich an mannigfaltigen Rhythmen, bietet den Verseinschnitten so passende Worteinschnitte dar und trägt so weit mehr den Charakter der tönenden Natur als einer einzelnen menschlichen Empfindungsart, wie z. B. die lateinische in der Feierlichkeit, die italienische in der Weichheit, die englische in der Kraft, ans Herz zu gehen und zu rühren an sich.

Auf welche Weise nun wäre dies möglich, wenn man nicht annähme, daß ein großes, noch außerdem in verschiedene Stämme geteiltes, unendlich lebhaftes, ewig schwatzendes und singendes Volk von einem von Natur auf Rhythmus und Wohlklang gerichteten Sinne beseelt gewesen sei? Nur in dem Munde eines solchen Volkes konnten sich die Härten zusammenstoßender Silben, die ganz andre Grundsätze als die des Ohres zusammenführten, abschleifen, mußten sich von selbst Laute zusammenziehen und verlängern.

Das hauptsächlichste und ursprünglichste Streben des griechischen Rhythmus geht auf Fülle und Reichtum leichtgeregelter Elemente, und wenn man mit dem vorhin über die Empfindung Gesagten einig ist, daß nämlich, wo sie den Impuls gibt, die Form mehr nackt und trocken dasteht, so sieht man, daß dies Streben zugleich, wie überall bei den Griechen, ein Streben aus sich heraus, nach der Natur hin, nach der Annäherung an ihr allbelebendes Prinzip ist.

Denn es ist immer dasselbe Suchen des Unendlichen im Endlichen, der Gottheit im Irdischen, da einmal unleugbar ist, daß in diesem mehr als bloß Irdisches liegt und dieses Mehr doch nur der Begeisterung zugänglich ist. Überall bezeichnet dieser Trieb nach dem Göttlichen den griechischen Charakter. In den edlen Bestrebungen der Einzelnen und des Volkes stellt er sich in seiner ganzen Schönheit dar, aber noch in den ganz unbedeutenden,

selbst in den Fehlern und Verirrungen waltet sein Schattenbild, wie Herkules' Schatten in der Unterwelt umherwandelt, indes er selbst unter den Himmlischen thront. Nichts aber bringt dem unerreichten Höchsten so unmittelbar nahe als Musik und Rhythmus, da in der bildenden Kunst die Beschränktheit auf einen bestimmten Gegenstand immer hinderlich ist, und die Alten hatten nun zugleich — was sie allein dem Wohllaut ihrer Sprache verdankten — den Vorteil, geradezu mit dem Ausdruck des Gedankens eine so wundervolle Musik verbinden zu können, daß ihnen die Trennung der Poesie und Musik fremd blieb, die ohne ein Zeitalter, das zu arm an Gedanken und Sprache war, um einer würdigen Poesie fähig zu sein, und zu reich an durch Frömmigkeit gesteigertem Gefühl, um sich mit dürftiger Musik zu behelfen, vielleicht nie entstanden wäre.

Die griechischen Silbenmaße leiden daher mit den unsrigen, ihnen nicht geradezu nachgebildeten, ganz und gar keine Vergleichung. Jene sind wirkliche Musik, diese oft nur eine Künstlichkeit, die erst durch das Genie des Künstlers zur Kunst erhoben werden muß. Selbst mit der Nachbildung derselben hat es seine Grenzen. Denn es läßt sich immer vorzüglich nur die Gesetzmäßigkeit der Organisation, nicht die Fülle und Schönheit der Elemente nachbilden, und gerade in dieser liegt, wie wir gesehen haben, das wichtigste Moment bei der Wirkung derselben.

In demselben Geiste, welcher in dem Rhythmus der griechischen Poesie herrscht, ist nun auch der Inhalt bearbeitet, nämlich so, daß auch hier alles der Form untergeordnet ist; nur wird gerade dadurch die Behandlung beinahe plastisch.

Denn es ist, als ginge der Zweck aller griechischen Dichter nur dahin, das Menschengeschlecht in seinem Gegensatz und seiner Gemeinschaft mit den Göttern, und zugleich mit ihnen untergeordnet

dem Schicksal, als eine kolossale Gestalt darzustellen. So mächtig und so rein strebt alles dahin zusammen.

Alles zu Individuelle wird daher verschmäht und mit Fleiß vermieden. Nicht der Einzelne, sondern der Mensch soll auftreten in den bestimmt geschiedenen, aber einfachen Zügen seines Charakters.

Selbst diese Züge sind schon in der Dichtung wie in der Plastik unveränderlich festgesetzt. Man denkt nicht darauf, sie zu vervielfachen, sondern nur, sie dem Gemüt anders und anders einzuprägen. Auch hat die Dichtung ebenso einen bestimmten Kreis, und die ernsthafte steigt nicht in das bürgerliche und gemeine Leben herab.

Der Gedanke hält sich, wie die Empfindung, innerhalb derselben allgemeinen, unbestreitbaren Klarheit und Evidenz. Wie in jener das zu Partikuläre, so wird in dieser das zu Abstrakte vermieden.

Aber in diesem so bestimmten Umfang alles, was Tiefe, Klarheit, Sinnlichkeit und Idealität in ihrem lebendigsten Zusammenwirken hervorzubringen vermögen.

Die Tiefe ist nicht eine durch Nachdenken ergrübelte, sondern die, welche sich sozusagen von selbst auftut, sowie das Gemüt auf die rechte Weise erschüttert wird.

Die Klarheit ist keine solche, die, was dunkel oder verwickelt scheint, entfernt, sondern die, welche den reichsten und gehaltvollsten Stoff bestimmt auseinanderlegt.

Die Sinnlichkeit beruht nicht bloß auf dem Reichtum sinnlicher Gegenstände und Bilder, sondern auf der weisen Behandlung derselben, welche die dem Sinn nur hinderliche Überladung hinwegschneidet, und auf der Wahl, die gerade diejenigen heraushebt, die allgemein auf gleiche Weise empfunden werden.

Die Idealität endlich geht zwar großenteils aus der hohen und edlen Ansicht, den Menschen immer mit den Göttern zusammen-

zuknüpfen, aus der Methode, ihn immer auf Standpunkte zu stellen, wo die Einbildungskraft schon gewohnt ist, alles Kleinliche und Gewöhnliche zu verbannen, und aus dem unaufhörlichen Zurückkommen auf die tiefsten und eingreifendsten Reflexionen, aber noch außerdem ganz vorzüglich aus der Kunstmäßigkeit der ganzen Anordnung hervor.

Denn alles hier Geschilderte arbeitet allein darauf hin, die Wirklichkeit so rein und so treu als möglich zum Symbol der Unendlichkeit zu machen, indem man einesteils nur das an ihr heraushebt, was vorzüglich fähig ist, die sich in ihr ausprägende Idee darzustellen, und anderenteils das Gemüt stimmt, in ihren Zügen nur diese Idee zu erkennen.

Alle Dichtung, die sich, erreichte sie auch von gewissen Seiten einzelne Vorzüge vor ihr, von der griechischen entfernt oder hinter ihr zurückbleibt, geht entweder zu einseitig auf die Idee oder klebt an der Wirklichkeit oder hat nicht Kraft, diese mit voller Sinnlichkeit noch symbolisch zu erhalten. Die Eigentümlichkeit der griechischen ist, nur darauf gerichtet zu sein und alle Mittel, diesen Zweck zu erreichen, zu besitzen, wozu, um es mit einem Worte zu sagen, gehört, den Typus der die ganze Schöpfung belebenden Kraft zu fühlen. Denn dieser Typus besteht darin, den jedesmaligen Moment der Wirkung nicht als für sich bedeutend und isoliert, sondern als Ausdruck der ganzen Unendlichkeit der Kraft gelten zu lassen, deren schon entwickelte Äußerungen er als Resultat in sich trägt und deren noch nie gesehene er in seiner Idee andeutet.

3. An der Religion.

Der Geist der Griechen offenbart sich teils in der Beschaffenheit ihrer Religion, teils in der Art, dieselbe zu gebrauchen.

In beidem wird klar, daß der Grieche sich überall zum Übersinnlichen erhob;

daß er dies nicht bloß aus abergläubischen Beweggründen, sondern aus reiner Freude an Ideen tat, denen er durchaus freies Feld ließ;
daß er die Natur des Übersinnlichen in den reinen Ideen suchte, die in der Tat die Wirklichkeit wie große und ewige Gesetze beherrschen;
daß er aber endlich doch mit ihnen wiederum auf wundervolle Weise die lebendigste Sinnlichkeit verband und also auch hier symbolisch blieb.
Daß den Griechen die Religion nicht bloß ein ärmliches Bedürfnis des Aberglaubens war, sondern daß sie ihren ganzen Geist und ihren ganzen Charakter in dieselbe verwebten; daß der einzelne dazu in sich Bestreben fühlte und die Staaten Freiheit gewährten, zeigt sich, wenn man sieht, wieviel der Grieche eigentlich in seiner Religion fand.
Erstens, den eigentlich religiösen und moralischen Gehalt, vor allem die Scheu vor dem Unbegreiflichen, Übersinnlichen, ohne die an keine wahre Größe und Schönheit des menschlichen Wesens gedacht werden kann.
Zweitens, eine lebendige Welt von Wesen, die Menschen, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, bloß von ihren Mängeln frei sind, ja selbst von diesen noch das an sich tragen, was groß, stark und üppig ist, und nur auf eine wunderbare Weise das moralisch Mißfällige daran durch die eine Voraussetzung, daß sie Götter sind, austilgen. Der echt griechische Geist kennt im Olymp keine moralische Imputation, die Götter sind ihm nur bloße Symbole der Naturkräfte in ihrem freien Walten; sind die Kinder der Unendlichkeit und hinweg über den traurigen Ernst des Erkennens des Guten und Bösen, aus welchem der Begriff der Schuld entspringt. Von der Zeit an, da besonders Philosophen (denn der Scherz der

Dichter glitt unschädlich ab) gegen die Immoralität der alten Götter eiferten, wie zuerst Sokrates und Plato tat, war es um die Unschuld des griechischen Geistes geschehen, und bald darauf erhielt auch Kunst und Poesie einen tötlichen Stoß, indem sie um ihren Ernst und ihre Wahrheit gebracht wurden. Denn übrigens ruhte das ganze Gebiet der Kunst so auf der Religion als seiner Grundlage, daß beide sich wechselweise ineinander wiederfanden.

Drittens, dunkle, aber selbst dadurch nur mächtiger wirkende Ideen über die Zusammenfügung und die Entstehung des Weltalls. Denn wenn man auch die spätere, oft kindische und kleinliche Allegorie absondern muß, so liegen doch gewisse Urbegriffe davon unleugbar auch in den ältesten Vorstellungsarten zum Grunde.

Viertens, ihre vaterländische Geschichte und die ganze Summe ihrer Weltkunde und Tradition.

Auf diese Weise war die Religion der Griechen ein Inbegriff aller tiefen und verborgenen Geheimnisse in der moralischen, physischen und historischen Welt, indem Kunst, Philosophie und Volksglaube sich die Hände reichten und, wo die dichtende Phantasie, die grübelnde Spekulation und die allegorisierende Mystik gleich großen Reiz fanden, tiefer und tiefer einzugehen.

Die einzige Idee schon, daß an der Spitze von allem ein Schicksal stand, dem Menschen und Götter gleich unterworfen waren, und das nach durchaus blinden und unverstandenen Ratschlüssen herrschte, gab der Religion für ein Volk von griechischem Geist und griechischer Empfindung eine unergründliche Tiefe. Sie zog dieselbe von dem Himmel, als einem abgesonderten, uns unzugänglichen Sitze herab und senkte sie mitten in die Natur, aus deren wundervollen Kräften und ihrem rätselhaften Zusammenwirken doch nur jenes unverstandene Schicksal hervorgehen konnte. Sie führte den Geist von der unseligen, alles zer-

störenden Methode ab, alle Erscheinungen der moralischen Welt erklären, alles Wunderbare abschneiden, überall menschlicher Weise Wirkung aus Ursache herleiten zu wollen, unter dem Namen des Zufalls übersehene, nicht beobachtete anzunehmen und das ewige Wirken der Urkräfte zu verkennen. Sie widersetzte sich ebensosehr derjenigen, welche, die Gottheit aufs mindeste um vieles verkleinernd, eine ewig Unglück zu Glückseligkeit wendende Vorsehung annimmt und unter dem Scheine, die Gottheit zu ehren, einer unaufhörlich vor Schmerz zitternden Kleinmütigkeit fröhnend, die Menschheit herabwürdigt. In der Idee des Schicksals wurde frei und ohne Rückhalt das Wunder angenommen, durch welches ewig fort die Welt dauert und wirkt, und mit Mut der Gedanke umfaßt, daß das menschliche Dasein ein hinfälliges, schattenähnliches und jammervolles, aber mit großen und reichen Freuden durchsätes ist, und durch die Erhabenheit eben dieser Idee löste sich die Unruhe und der Schmerz, den diese Betrachtung erwecken mußte, in milde Wehmut auf. Kein Volk hat das Gefühl der Melancholie so zu steigern gewußt als die Griechen, weil sie in der lebendigsten Schilderung des Wehs dem üppigsten Genuß sein Recht nicht versagen und dem Schmerz selbst Heiterkeit und Größe zu erhalten verstehen. Um hiermit durchaus einverstanden zu werden, erinnere man sich nur, ein wieviel besserer Trostgrund das Homerische: Auch Herakles' Kraft entfloh nicht dem Tode! (Il. 18, 117) als die unsrigen sind, die, dem Schmerz zum Hohne, jedes Unglück in ein Gut verwandeln, und wie lebendig selbst in den wehmütigsten tragischen Chören doch die Lust zu Licht und Luft und Leben ausgesprochen ist, und berichtige die Ideen über Glück und Unglück, Heiterkeit und Melancholie. Wenn man die letztere mehr in den Neueren findet, so verwechselt man das Physische, Unidealische mit dem Stärkeren und Höheren.

Auch ist es nicht richtig (und dies verdient hier vor allem Beherzigung), daß der Mensch nur immer nach Genuß und Glückseligkeit jagt. Sein wahrer Instinkt, seine tiefe, innere Leidenschaft ist, seine Bestimmung, und sei es auch eine unglückliche, zu erfüllen, wie die Raupe sich einspinnt und andre Tiere auf andre Weise ihrem Tode entgegeneilen. Es gibt kein höheres, tätig und leidend starkes und mit edler Scheu vor einer übersinnlichen, alles beherrschenden Macht ergebenes Gefühl, als das, in dem Hektor ausruft: Denn es kommt einst der Tag, an dem die heilige Ilios sinkt! (Il. 6, 448) und doch keinen Augenblick vom mutvollsten Kampfe abläßt.

Ein zweites, überaus wichtiges Moment ist es, daß die Religion nicht in einer Reihe erweisbarer oder geoffenbarter Wahrheiten bestand, sondern ein Inbegriff von oft widersprechenden Sagen und Überlieferungen war. Das Suchen nach religiöser Wahrheit, das aus der moralischen Unruhe des Gewissens oder der intellektuellen, die durch den Zweifel erregt wird, entspringt, war den Alten, wenigstens in ihrer schönsten Eigentümlichkeit, fremd. Ihre Religion war dem Volke von der einen Seite bloßer Opfer- und Götzendienst, von der andern Teil der Staatsverfassung, des öffentlichen und häuslichen Lebens, und allen, die sich über das Volk erhoben, Beschäftigung mit einer überirdischen Welt, die jeder nach der Natur seines Geistes sinnlicher und geistiger, buchstäblicher und symbolischer ansehen, in die er durch das Tor der Kunst und der Philosophie, der Wissenschaft und der Geschichte eingehen konnte. Die Griechen selbst wußten sehr gut, daß ein großer Teil ihrer Mythen fremden Ursprungs war, und sie besaßen daher in denselben die dunkel ausgesprochene Weisheit aller Völker, die Versuche, das Stammeln der Menschheit, das Unendliche auszusprechen. Was isoliert notwendig hätte verlieren

müssen, hüllte sich nun in die Ehrwürdigkeit der Zeit, der ältesten und entferntesten Nationen.

Aber der Grieche goß alles Fremde immer in seine Eigentümlichkeit; erst in den späteren Zeiten Griechenlands und Roms wurden fremde, von dem Aberglauben herbeigeführte Götterdienste ohne Verbindung nebeneinander aufgestellt. Er ließ sogar alles von sich ausgehen und machte Delphi zum Nabel der Welt, auf dem die von Zeus zu zwei Seiten ausgeschickten Adler zusammentrafen. Alles dadurch sich und seiner Empfindungsart näherbringend, verstärkte und belebte er die Wirkung auf die Einbildungskraft und das Gemüt.

Der Grieche sah alle seine Götter mehr oder weniger als Söhne des Bodens an, den er bewohnte; es hatte für ihn eine Zeit gegeben, in welcher sie unter den Menschen umherwandelten; sie waren großenteils unter ihnen geboren, und man zeigte selbst einiger Grab. Die nüchterne Erklärung, daß die Götter aus Dankbarkeit vergötterte Menschen waren, gehört nur den Späteren an. Der frühere und schönere Glaube fragte nicht nach der physischen Möglichkeit oder der historischen Wahrheit. Er dachte sich eine Zeit, wo die Elemente der Schöpfung noch nicht so geschieden, die Lose noch nicht so regelmäßig verteilt waren, wo sich der Olymp und die Erde noch miteinander vermischten, und jeder Stamm verwebte diese Zeit in die Geschichte seiner Vorväter. Dies unmittelbare Walten der Naturkräfte wurde nicht einmal für durchaus geendigt gehalten; es dauerte einzeln noch fort und ward nur in entfernte oder einsame Gegenden versetzt.

An das Leben der Götter auf Erden knüpft sich unmittelbar das Geschlecht der Heroen an, ihre Geschichte und ihr Dienst. Die Ägypter kannten diese nicht.

Wohl alle Nationen haben Menschen in den Himmel und ihre

Götter auf die Erde versetzt, mehrere haben vergötterte Menschen den Göttern gleichgestellt oder untergeordnet. Aber daß keine dies so weit ausgedehnt, so genau ausgesponnen, so tief in alle seine Umgebungen verwebt, keine so für die Bereicherung der Kunst und der Dichtung und die Belebung des Nationalgeistes benutzt hat als die Griechen, zeigt, daß nur sie ein ewig lebendiges Streben besaßen, zu dem Höheren und Überirdischen überzugehen und es in edle und schöne Formen der Anschaulichkeit zu prägen.
Wie die Religion der Griechen auf der einen Seite auf die eben gesagte Weise eine gewissermaßen üppige und überschießende Ausbildung durch die künstlerische Einbildungskraft erhielt, so bekam sie bald durch ein tieferes Bedürfnis nach Religiosität, bald durch Philosophie und Forschungsgeist eine zweite von einer anderen Seite durch die Mysterien. In ihnen wurde die Fabel durch sonst verborgen gehaltene Mythen erweitert, zugleich aber auch oft durch freiere Aufdeckung ihres Ursprungs berichtigt; es entstanden allegorische Vorstellungen, welche die reineren vorbereiteten; die ersten Keime wahrer Religionsbegriffe kamen empor, und zugleich bildete sich ein Begriff einer höheren moralischen und religiösen Heiligkeit, als der gewöhnliche Götterdienst forderte. Alles dies aber blickte im Leben, bei Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern nur immer wie durch einen Schleier durch und belebte dadurch in einem von selbst gern die Sinnlichkeit zum Symbol erhebenden Volk immer aufs neue teils diesen Trieb, teils das intellektuelle Streben überhaupt.
Merkwürdig ist es noch, daß die Religion der Kunst so unbeschränkte Freiheit ließ und sie nicht, wie wenigstens zum Teil in Ägypten es der Fall war, an eine gewisse Strenge der Form oder ein festes Kostüm band; daß ferner so viele Geburten des Aberglaubens von Hexenkünsten, Gespenstern und bösen Geistern, von denen

man doch auch vielfältige Spuren antrifft, schlechterdings keinen Teil der Kunst durch abenteuerliche oder gar fratzenhafte Behandlung entstellten.

Für den rohen Menschen ist die Religion immer mehr oder minder Götzendienst; der besserer Empfindungen Fähige schöpft daraus Überzeugung, Gesetz und Hoffnung. Dies ist das eigentlich religiöse Bedürfnis. Aus diesem entstehen in Familien und Völkern Überlieferungen und Gebräuche; diese benutzt der Staat und wendet sie zu seinen Zwecken. Insoweit sind die Religionen aller, besonders der älteren Völker einander gleich.

Die Eigentümlichkeit des Griechen in seiner Religion zeigt sich darin, daß er so weit über dies bloße Bedürfnis hinausging, sich aus der Religion ein eigenes Feld für seinen Hang zum Überirdischen machte und dies auf eine mit seiner Kunst und seiner Dichtung harmonische Weise, versinnlichend und symbolisierend und sich immer in den Schranken wahrer, nur vergrößerter und idealisierter Menschheit haltend, tat, daß der Staat ihm hierin so viele Freiheit gab, daß die griechische Religion nur Volks-, nie Staatsreligion heißen darf, und daß er diese Freiheit nie misbrauchte.

Um dies ganz zu fühlen, erinnere man sich an das Ungeheure und Unästhetische so vieler Religionen des Orients, und selbst zum Teil der ägyptischen, an den Zwang ihrer Priesterkasten, die strenge Verwebung von Gesetz und Gottesdienst bei den Römern, die Dürftigkeit und Trockenheit ihrer Götter- und Fabellehre und die durch die schändlichsten Ausschweifungen gerechtfertigte Verfolgung einiger Mysterien. Bei den Griechen mag nicht leicht nur ein einziges Beispiel gemisbrauchter Mysterien vorkommen.

4. An den Sitten und Gebräuchen.

Aus diesem weiten Felde ist es nur möglich, einige einzelne Punkte herauszuheben.

Diodor von Sizilien bemerkt, daß die Ägypter nicht Musik noch Palästra trieben, und er sagt: Jolaus richtete Gymnasien und Göttertempel und alles andre ein, was zur Glückseligkeit der Menschen gehört, und man findet noch Spuren davon. Verehrung der Götter also und Ausbildung des Körpers zu Schönheit und Kraft machten die ersten Bedürfnisse der griechischen Menschheit aus. Rechnet man dazu nun noch die Musik in der Ausdehnung, in der sie die Griechen nahmen, und die Akademien der Philosophen, so sieht man, daß die Griechen außer ihrem öffentlichen und häuslichen Leben noch ein drittes hatten, das keine andre Nation in dieser Ausdehnung kannte noch in diesem Grade benutzte. Denn das Eigentümliche davon liegt darin, daß es sich mit Dingen beschäftigte, die nicht unmittelbar auf einen äußeren Zweck gerichtet waren, daß es frei war von den Fesseln des Staats und der Gesetze, und doch fortdauernd um einen großen Teil, und zwar der gebildetsten Bürger, Bande schöner Geselligkeit schloß, in der Alter und Jugend eine gleich passende Stelle fanden. Auffallend kontrastiert hiermit der Müßiggang einiger orientalischer Völker, der Kastenzwang der Ägypter und die einseitige Richtung auf Krieg, Rechtskunde und Ackerbau der Römer.

Der Wert, den die Griechen auf einen frei ausgebildeten Körper legten, zeichnet sie vor allen Nationen aus. Es liegt darin der feine und tiefe Sinn, daß das Geistige nicht von dem Körperlichen getrennt werden, sondern sich in ihm aussprechen muß, und daß der freie Mensch nicht sich der Beschäftigung, sondern diese sich unterzuordnen bestimmt ist; und diese Sorgfalt, diese Ansicht, körperliche Stärke und Behendigkeit zu ehren, wurde durch zwei Dinge bis in die spätesten Zeiten unterhalten: durch das Andenken an die vaterländischen Heroen und durch den Ruhm der Sieger in den öffentlichen Spielen.

Diese Sitte, den Olympischen Kranz höher zu achten als den ernsthaftesten Sieg und das nützlichste Bestreben, dies Schattenbild des Ruhms bloß aus dem Alter der Spiele, der Ehrwürdigkeit ihres Stifters, den damit verknüpften heiligen Feierlichkeiten, dem Zusammenströmen aller griechischen Völker, dem lauten Beifall der sich untereinander entzündenden Menge zusammenzusetzen, zeugt lebendiger als sonst irgend etwas für die sinnlich-idealische Natur der Griechen sowie für ihre schlichte Einfachheit, daß der älteste und einfachste Kampf, der Lauf zu Fuß, immer bis zu den spätesten Zeiten so sehr der geehrteste blieb, daß jede Olympiade nach dem Sieger in ihm den Namen trug und nie von dieser Stelle durch die Pracht und den Reichtum der Viergespanne verdrängt wurde.

An diese Art des Lebens schlossen sich nun und aus ihr entsprangen zwei andre, auch nur den Griechen vorzüglich eigene Dinge: gesellige, selten ganz von Philosophie, Dichtung und Kunst entblößte Feste, und Liebe zu schönen Jünglingen.

Der letzten wird niemand geradezu das Wort reden. Aber im höchsten Grade merkwürdig bleibt es, welchen Gebrauch die Griechen von einer Leidenschaft machten, die nun in ihrer eigentümlichen Lage einmal leicht entstand, und wie sie dieselbe benutzten, statt zu schaden, vielmehr eine Quelle schöner und großer Gefühle und Ideen wurde. Daß sie aber hierin von einer gewissen Pedanterie und Gravität der Sittlichkeit frei waren, daß sie der Laune der Einbildungskraft, selbst der Üppigkeit der Begierde ein freieres Spiel ließen, zeigt gerade, wie sie, nicht einseitig in bestimmte Formen gegossen, gern die Stufenleiter aller menschlichen Empfindungen durchgingen, aber sie immer zum Edleren und Höheren führten.

Man hat die Knabenliebe oft aus der geringen Ausbildung des

weiblichen Geschlechts herleiten wollen. Allein es möchte schwer zu beweisen sein, daß diese wirklich so gering gewesen sei. Die Geschichte bietet Beispiele genug dar, daß Weiber teils im ganzen sich für ihr Vaterland tätig bewiesen, und im einzelnen in mehr als einer Gattung hohes Talent verrieten. Ich würde daher jenen Geschmack mehr aus einer größeren, gleichsam überschießenden Fülle der griechischen Sinnlichkeit und äußerlich aus dem Umstand erklären, daß, da der gesellige Umgang des Griechen vorzüglich durch die natürlich allein den Männern offenen Gymnasien und Philosophenschulen entstand, die Frauen davon, so oft derselbe sich nicht auf die nächsten Verwandten beschränkte, ausgeschlossen blieben.

Übrigens waren aber unsinnige Prachtliebe und Ausschweifungen bei den Griechen bei weitem nicht so herrschend als im Orient und bei den Römern. Ein gewisser von Natur feinerer Geschmack und ein mehr lebendiger Trieb, die Sinnlichkeit durch Kunst zu läutern und zu verfeinern, bewahrten sie vor diesen Abwegen.

Indes ist es nicht zu leugnen, daß das weibliche Geschlecht in Griechenland einer geringeren Achtung genoß und daß sich hierin der Römer bei weitem edler bewies. Ich glaube nicht, daß dies durch einen stärkeren Einfluß, den morgenländische Sitten in Griechenland ausübten, entstand. Denn im Heroenalter verhielt es sich damit in hohem Grade anders, und ich sehe nicht, woher in der Folge jener Einfluß entsprungen wäre. Die an sich auffallende Erscheinung kann, dünkt mich, hinreichend daraus erklärt werden, daß die Griechen in der Zeit ihrer Volksregierungen weder ein patriarchalisches noch ein politisches, sondern recht allgemein ein menschliches Leben führten. Ehe aber Sittlichkeit und Empfindung, die allein eigentlich das wahre Verhältnis der Geschlechter zueinander bestimmen können, eine so überwiegende

Ausbildung erhielten, als ihnen die neuere Zeit besonders durch die christliche Religion und die Rittersitten gegeben hat, kann die Achtung der Frauen nur aus dem Wert entspringen, den man auf die Familienverbindung legt, und dieser ist nur in jenen beiden vorhergenannten Zuständen groß. Der Grieche betrachtete alle äußeren Verhältnisse mit mehr Leichtigkeit, war minder streng in seinen Forderungen, aber auch minder pünktlich in seinen Leistungen. Waren die griechischen Frauen weniger geachtet als die römischen Matronen, so verdammte sie dagegen auch das Gesetz nicht zu einer so unbeschränkten Knechtschaft gegen den Mann.

Das weibliche Geschlecht ist dergestalt an seine ursprüngliche Naturbestimmung gebunden, daß es die Frage ist, ob das zarteste und edelste Verhältnis desselben zu dem männlichen, für welches man ohne Parteilichkeit das heutige ausgeben kann, anders entstehen konnte, als indem man vorher durch ein einseitiges und gewissermaßen unnatürliches durchging.

Aus den beiden soeben erwähnten Eigenschaften des Griechen, in den äußeren Verhältnissen des Lebens minder mit Härte dringend zu sein, und in seinen Vergnügungen, bis selbst in wahre Ausschweifungen seiner Sinnlichkeit hinein, mehr Maß zu halten und einen feineren Geschmack zu beweisen, muß man die sanftere Behandlung herleiten, deren seine Sklaven genossen. Doch waren freilich hier, wie in so vielem andern, die verschiedenen griechischen Stämme einander nicht wenig ungleich.

5. An dem öffentlichen und Privatcharakter und der Geschichte.

Der politische Charakter der Griechen ist oft und nicht mit Unrecht ein Gegenstand des Tadels und selbst des Spottes gewesen. Er bewies, vorzüglich bei den Atheniensern, unleugbar Mangel an Stetigkeit und oft nicht geringen Leichtsinn.

Indes verleugneten sich doch niemals zwei Dinge in demselben: Anhänglichkeit an Volksgleichheit und vaterländischen Ruhm.
Die Bedrückung der niedrigen Bürger durch die vornehmeren und der Armen durch die Reichen war den griechischen Staaten durchaus fremd und schlich sich in keiner Zeit ein.
Untergang der Freiheit in einheimischer und fremder Tyrannei hatte zwar von Zeit zu Zeit statt, aber niemals auf eine dauernde Weise; und wenn man sich fragt, was eigentlich im ganzen, namentlich in Athen, immer herrschend blieb, so war es Demagogie, also zwar Herrschaft, aber durch das Volk selbst. Selbst gegen fremde Übermacht regte sich der alte Freiheitsgeist immer wieder, und kein anderes Volk kann leicht einen so hartnäckigen, ohne alle — auch die mindeste — Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges geleisteten Widerstand aufweisen, als Athen in seinem letzten Kampfe den Römern unter Sylla entgegensetzte.
Auch ist nicht zu übergehen, daß die Griechen sehr gut den Wert einer edeln Abstammung und großer Reichtümer kannten, ohne dennoch weder das eine noch das andre dieser Gefühle im öffentlichen oder im Privatleben zu misbrauchen.
Unter der Mannigfaltigkeit von Charakteren, die eine aus so vielen Stämmen zusammengesetzte Nation in einer Reihe von Jahrhunderten notwendig aufweisen muß, lassen sich einige auszeichnen, die vorzüglich die Eigentümlichkeiten ihrer Nation an sich tragen.
In der edelsten Art tun dies Aristomenes, den noch gewissermaßen der Glanz des noch nicht zu fernen Heldenalters umgibt; Epaminondas, der Milde und Zartheit mit edler Ruhmbegierde und tiefem Edelmut verband, und Philopömenes, der zeigte, was ein großer Charakter noch in der Entartung vermochte.
Unter den glänzenden Charakteren, die den (besonders athenien-

sischen) Nationalgeist selbst in ihren Fehlern verrieten, waren Perikles und Alcibiades.

Dagegen stechen Aristides, Cimon, Phocion und andere so ab, daß man kaum begreift, wie sie derselben Nation angehören konnten.

Endlich in dem Sinken der griechischen Staaten darf man die Feigheit, leere Anmaßung, Schmeichelei und Charakterlosigkeit nicht vergessen, welche unter den Römern der späteren Zeit selbst den griechischen Namen verächtlich machte.

Eine Schilderung der Eigentümlichkeit des griechischen Nationalcharakters müßte alle diese Verschiedenheiten umfassen oder wenigstens ihre Möglichkeit zu erklären imstande sein. Wir wollen eine solche mit wenigen Worten hier anzugeben versuchen:

In dem Griechen waltete die natürlich gelassene, nicht auf irgend etwas beschränkte noch an etwas einzelnes gebundene Menschheit reiner und einfacher als in irgendeiner andern Nation.

Er war offener gegen alle Eindrücke der Außenwelt und vorzüglich empfänglich für die auf Sinnlichkeit und Einbildungskraft.

Seine inneren Kräfte waren immer rege, den Eindrücken entgegenzuwirken, und zwar in eben der Art, in der diese geschahen.

Er ließ dem Eindruck Weile und übereilte ihn nicht; er lieh der inneren Tätigkeit Schnelligkeit und verzögerte sie nicht. Dadurch gewann er in der Ansicht Klarheit und Anschaulichkeit und in dem Wirken Leben und Feuer.

Er hatte dieses letzteren (und darin liegt vorzüglich der Schlüssel von allem) so unglaublich viel, daß es ihm schon darum unmöglich wurde, von irgendeiner Seite in Materialität zu versinken, die immer die Kraft abstumpft; daß er dadurch das natürliche Gleichgewicht in sich erhielt, weil die stärkere Kraft sich einem inneren Instinkte gemäß von selbst in den Mittelpunkt versetzt, den die ein-

seitige flieht, weil sie ihn nicht zu erfüllen vermag, und daß sie, um sich nicht in ihrem Streben gehemmt zu sehen, sich lieber an die leichter zu verknüpfende sinnliche Welt hielt, als sich zu sehr in die noch tiefer liegende versenkte, wodurch er, nach den verschiedenen Stufen seines Wertes und seiner Bildung, bald chimärisch und prahlerisch, bald ruhmbegierig und heldenmäßig, bald erhaben und idealisch im Denken, Dichten und Bilden wurde.

Die Angeln seiner wundervollen Eigentümlichkeit sind also die Intensität dieser kraftvollen Beweglichkeit und ihre natürlichrichtige und gleichförmige Stimmung, die ihn im Äußern zu Klarheit und Richtigkeit, im Innern zu Festigkeit, Konsequenz und der höchsten Klarheit des inneren Sinns, der Idealität, fähig machte.

Auf diese Weise konnte der griechische Charakter die sonst unbegreiflichsten Widersprüche in sich vereinigen:

auf der einen Seite Geselligkeit und Trieb nach Mitteilung, wie ihn vielleicht keine Nation je gekannt hat, auf der andern Sucht nach Abgezogenheit und Einsamkeit;

auf der einen beständiges Leben in Sinnlichkeit und Kunst, auf der andern in der tiefsinnigsten Spekulation;

auf der einen den verächtlichsten Leichtsinn, die ungeheuerste Inkonsequenz, die unglaublichste Wandelbarkeit, wo die Beweglichkeit und Reizbarkeit allein herrschten, auf der andern die musterhafteste Beharrlichkeit und die strengste Tugend, wo sich ihr Feuer als ernste Kraft in den Grundfesten des Gemüts sammelte.

Vorzüglich aber begreift man, wie bei einem solchen Charakter Begeisterung für Vaterland, Freiheit und griechischen Ruhm mächtig sein mußten, da sich in diesem Gefühl die natürlichsten und ursprünglichsten Empfindungen der Menschheit, die glänzendsten

Bilder der Einbildungskraft und die erhabensten Ideen des Gemüts verbanden.

Ganz und gar entbehren aber auch die Griechen derjenigen Vorzüge, die man nur durch Isolierung der Kraft enthält.

Das hier Vorgetragene wird vielleicht durch eine kurze Entgegenstellung der Griechen und der kultiviertesten Nationen nach ihnen noch deutlicher und bestimmter.

Am ähnlichsten im ganzen, aber am unfähigsten, sie in einzelnen Teilen ihres Charakters zu erreichen, und beides in höherem Grade als die alten Römer, sind ihnen die Italiener.

In die Hauptelemente ihres Charakters sich geteilt haben und ihnen in diesen Teilen so ähnlich, daß sie sich gegenseitig der größesten Unähnlichkeit mit ihnen beschuldigen, sind die Franzosen und Deutschen. Jene haben von ihnen die Reizbarkeit, Beweglichkeit und das Dringen auf eine (nur bei ihnen bestimmte, fast konventionelle) Form. Diese die Freiheit von Einseitigkeit, die Richtigkeit in der äußeren Ansicht, die Tiefe im Innern, das Streben nach Idealität, nur oft ohne hinlängliches Feuer und immer mit mehr Streben nach dem inneren, nur äußerlich ausgeprägten Gehalt als der sinnlichen Form. Obgleich aber beide Nationen die Ähnlichkeit nur unvollständig darstellen, so ließe sich nie eine Verbindung beider zur Vervollständigung des Bildes denken. Vielmehr gehen beide durchaus voneinander ab, und beide leisten auch am Ende etwas von der griechischen fast gleich entfernt Liegendes; nur gelangen die Deutschen zu etwas, das dem Sinne des Griechen näher, vielleicht sogar höher als das von ihm Erreichte, aber eben darum eigentlich unerreichbar ist, da die Franzosen durchaus auf Abwege geraten und unter dem Erzielten und dem wirklich Erstrebten bleiben.

Dem Griechen schlechterdings unähnlich sind der Römer in seiner

politischen, der Spanier in seiner schwärmerisch überspannten und der Engländer in seiner düster sentimentalen stoffartigen Einseitigkeit. Doch zeigt der letztere seine Verwandtschaft mit dem Deutschen dadurch, daß er in seiner politischen Beredsamkeit und seiner oft gleichfalls dahin gerichteten Satire den Griechen als den Römern nähersteht, der Franzose hingegen sich nie über die Nachahmung der Römer erhebt.

Die Geschichte der Griechen ist mehr als irgend etwas anderes ein triftiger Beweis des hier über den Charakter der Nation Gesagten. Denn sie verrät überall, daß die öffentlichen Begebenheiten Griechenlands nur ein Resultat des Zusammenwirkens des eben geschilderten Charakters mit den jedesmaligen Umständen waren.

Man kann sie in vier Perioden abteilen, in denen sie vorzüglich eine verschiedene Gestalt annimmt.

Vor den persischen Kriegen fielen überaus wenig merkwürdige Begebenheiten vor; die Staaten bedurften Muße und Zeit, um sich mit ihren nächsten Nachbarn in Gleichgewicht zu setzen und sich eine etwas dauerhafte Verfassung zu geben.

Während der persischen Kriege verschlang die gemeinschaftliche Verteidigung des Vaterlandes jede andere Sorge.

Den Zwischenraum zwischen diesen Kriegen und der mazedonischen Übermacht nahm die Eifersucht der Athenienser und Lakedämonier ein, bei der sich aber, außer dem Streit über die Oberherrschaft Griechenlands, noch Haß und Wetteifer der kleineren Staaten gegeneinander auf vielfältige Weise zugleich mit offenbarte.

Von Philipp an war die Zeit der Entartung. Ohnmacht und Verrat brachte nach und nach alle Staaten unter das Joch des gemeinschaftlichen Feindes, und von Zeit zu Zeit schüttelte nur augenblicklich wieder auflebender Freiheitssinn es wiederum ab.

In dieser ganzen Reihe von Begebenheiten würde man vergebens Einheit suchen, die nur da stattfinden kann, wo die Nation eigentlich politischen Charakter besitzt. Aber keine zeigt eine solche wundervolle Mannigfaltigkeit, und in keiner gewinnen die an sich unwichtigsten Begebenheiten bloß durch den Charakter der auftretenden Menschen eine solche Wichtigkeit und Größe. Die Begebenheiten entstehen meistenteils durch die Beweglichkeit des Volkscharakters und werden geadelt durch die Handlungsweise der Einzelnen. Reizbarkeit und Heftigkeit des Entgegenwirkens spielen auch hier die Hauptrolle, und nicht lang angelegte Pläne, sondern eigentliche Privatleidenschaften, doch mehr der ganzen Völker als ihrer einzelnen Anführer, bestimmen das politische Betragen der Staaten gegeneinander.

Wenn man nun fragt: wie hat ein Volk wie die Griechen entstehen können?, so würde es eine vergebliche Bemühung sein, die Bildung desselben aus dem allmählichen Einfluß einzelner Umstände gleichsam mechanisch herleiten zu wollen. Alle hierüber und über die Entstehung von Nationalcharakteren herrschenden Systeme sind nicht allein in sich mangelhaft und nur da stark, wo sie sich gegenseitig bekämpfen, sondern allen kann man die beiden Einwendungen unwiderleglich entgegensetzen, daß diejenigen Dinge, auf deren Einfluß sie bestehen, großenteils selbst nur Folgen des Charakters sind, den sie erklären sollen, und daß andere Nationen unter denselben Umständen eine andere Wendung des Charakters genommen haben. Auch treten alle der menschlichen Natur zu nahe, indem sie dieselbe als durchaus gleichgültig und durch die äußeren Umstände unbedingt bestimmbar annehmen.

Das wesentlichste Element in dem ausgebildeten Charakter einer Nation wie eines Individuums ist die ursprüngliche Form seiner

Eigentümlichkeit. Die Kraft (und eine Kraft ist nie ohne irgend eine Richtung denkbar), die derselbe schon vor allem, wenigstens vor allem erkennbaren und mit Worten anzugebenden Einfluß äußerer Umstände besitzt, ist mehr als alles auch in seiner letzten Ausbildung entscheidend. Alles geistige Leben des Menschen besteht im Ansichreißen der Welt, Umgestalten zur Idee, und Verwirklichen der Idee in derselben Welt, der ihr Stoff angehört, und die Kraft und die Art, wie dies geschieht, werden durch die äußeren Lagen nur anders bestimmt, nicht geschaffen und festgesetzt.

Eine vorzügliche Nation dankt daher ihre Vorzüglichkeit ihrer eigenen ursprünglichen Individualität, und diese entsteht bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern von selbst und durch ein Wunder. Wäre sie selbst auch von andern Ursachen durchaus abhängig, so ist diese Reihe verborgen und daher für uns nicht vorhanden. Wie im Geiste selbst ein Gedanke, wie auf der Leinwand des Malers eine Figur, so entsteht in der Natur durch das Wirken großer oder gerade glücklich begeisterter Kräfte eine Form des Lebens, die auf einmal eine neue Reihe geistiger Erscheinungen beginnt. Erst wenn sie erschienen ist, beginnt das Reich und der Einfluß der Umstände, die sie aufhalten und zerstören, aber auch beschützen und ausbilden können.

In der Wirklichkeit mögen vielleicht, ehe eine Form des Geistes in ihrer ganzen Bestimmtheit auftritt, unzählige Versuche vorhergehen, die gewissermaßen eine Stufenleiter zu dem ersten gelingenden abgeben. Allein da von diesem zu den verfehlten immer eine Kluft vorhanden sein muß, für die jede Messung nach Graden unrichtig wäre, so steht in der Erscheinung eine solche Form immer plötzlich und auf einmal da, und es bleibt nichts zu tun übrig, als den Moment des Erscheinens zu fixieren und von

da an die begünstigenden und hindernden Umstände — wohlverstanden aber, daß diese auch zum Teil durch jene Form bestimmt werden — auseinander zu setzen.

Auf die Frage also: wie kommt es, daß jene hinreißend schöne Form der Menschheit allein in Griechenland aufblühte?, gibt es an sich keine befriedigende Antwort. Es war, weil es war. Selbst der Augenblick, wo und die Art, wie Griechheit zuerst auftrat, sind historisch schwer zu bestimmen, und die Ursachen, die zu ihrer Entwicklung beitrugen, liegen, insofern sie moralisch sind, vorzüglich in ihr selbst. Ehe wir uns aber hierüber in irgend eine Untersuchung einlassen, müssen wir vorher noch einen andern vorzüglich wichtigen Punkt erörtern.

Die meisten das Leben einer Nation begleitenden Umstände, der Wohnort, das Klima, die Religion, die Staatsverfassung, die Sitten und Gebräuche, lassen sich gewissermaßen von ihr trennen; es kann, selbst bei reger Wechselwirkung noch, was sie an Bildung gaben und empfingen, gewissermaßen abgesondert werden. Allein einer ist von durchaus verschiedener Natur, ist der Odem, die Seele der Nation selbst, erscheint überall in gleichem Schritte mit ihr und führt, man mag ihn als wirkend oder gewirkt ansehen, die Untersuchung nur in einem beständigen Kreise herum — die Sprache.

Ohne sie als Hilfsmittel zu gebrauchen, wäre jeder Versuch über Nationaleigentümlichkeiten vergeblich, da nur in der Sprache sich der ganze Charakter ausprägt und zugleich in ihr, als dem allgemeinen Verständigungsvehikel des Volkes, die einzelnen Individualitäten zur Sichtbarwerdung des Allgemeinen untergehen.

In der Tat geht ein individueller Charakter nur durch zwei Mittel, durch Abstammung und durch Sprache, in einen Volkscharakter

über. Aber die Abstammung selbst scheint unwirksam, ehe durch Sprache ein Volk entstanden ist. Denn wir finden nur selten, daß Kinder die Eigentümlichkeit ihrer Väter, und immer, daß Generationen die Eigentümlichkeit ihres Stammes an sich tragen.
Auch ist die Sprache gleichsam eine bequemere Handhabe, den Charakter zu fassen, ein Mittel zwischen der Tatsache und der Idee, und da sie nach allgemeinen, wenigstens dunkel empfundenen Grundsätzen gebildet und meistenteils auch aus schon vorhandenem Vorrat zusammengesetzt ist, so gibt sie nicht nur Mittel zur Vergleichung mehrer Nationen, sondern auch eine Spur an die Hand, den Einfluß einer auf die andern zu verfolgen.
Wir müssen daher hier erst vorläufig die Eigentümlichkeiten der griechischen Sprache untersuchen, erörtern, inwiefern sie den griechischen Charakter bestimmte, oder inwiefern dieser sich in ihr ausprägte.
Wenn schon die Schilderung des Charakters eines Individuums oder gar einer Nation in Verlegenheit setzt, so tut dies noch mehr die des Charakters einer Sprache. Wer sie jemals versucht hat, wird bald innewerden, daß, wenn er etwas Allgemeines zu sagen im Begriff ist, er unbestimmt wird, und wenn er ins Einzelne eingehen will, die festen Gestalten ihm entschlüpfen, so wie eine Wolke, welche den Gipfel eines Berges deckt, wohl von fern eine feste Gestalt zeigt, aber in Nebel zerfließt, sowie man in diese hineintritt. Es wird daher, um diese Schwierigkeit dennoch glücklich zu überwinden, notwendig sein, uns in eine Abschweifung über Sprache überhaupt und die Möglichkeit der Verschiedenheit einzelner einzulassen.
Den nachteiligsten Einfluß auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, daß die Sprache durch Konvention entstanden und das Wort nichts

als Zeichen einer unabhängig von ihm vorhandenen Sache oder eines ebensolchen Begriffes ist. Diese bis auf einen gewissen Punkt freilich unleugbar richtige, aber weiter hinaus auch durchaus falsche Ansicht tötet, sobald sie herrschend zu werden anfängt, allen Geist und verbannt alles Leben, und ihr dankt man die so häufig wiederholten Gemeinplätze: daß das Sprachstudium entweder nur zu äußeren Zwecken oder zu gelegentlicher Entwicklung noch ungeübter Kräfte notwendig; daß die beste Methode, die am kürzesten zu dem mechanischen Verstehen und Gebrauchen einer Sprache führende; daß jede Sprache, wenn man sich ihrer nur recht zu bedienen weiß, ungefähr gleich gut ist; daß es besser sein würde, wenn alle Nationen sich nur über den Gebrauch einer und eben derselben Sprache verstünden, und was es noch sonst für Vorurteile dieser Art geben mag.

Genauer untersucht zeigt sich nun aber von allem diesem das gerade Gegenteil.

Das Wort ist freilich insofern ein Zeichen, als es für eine Sache oder einen Begriff gebraucht wird, aber nach der Art seiner Bildung und seiner Wirkung ist es ein eigenes und selbständiges Wesen, ein Individuum, die Summe aller Wörter, die Sprache, ist eine Welt, die zwischen der erscheinenden außer und der wirkenden in uns in der Mitte liegt; sie beruht freilich auf Konvention, insofern sich alle Glieder eines Stammes verstehen, aber die einzelnen Wörter sind zuerst aus dem natürlichen Gefühl des Sprechenden gebildet und durch das ähnliche, natürliche Gefühl des Hörenden verstanden worden; das Sprachstudium lehrt daher, außer dem Gebrauch der Sprache selbst, noch die Analogie zwischen dem Menschen und der Welt im allgemeinen und jeder Nation insbesondere, die sich in der Sprache ausdrückt; und da der in der Welt sich offenbarende Geist durch keine gegebene Menge

von Ansichten erschöpfend erkannt werden kann, sondern jede neue immer etwas Neues entdeckt, so wäre es vielmehr gut, die verschiedenen Sprachen so sehr zu vervielfältigen, als es immer die Zahl der den Erdboden bewohnenden Menschen erlaubt.

Die Sprache ist nichts anderes als das Komplement des Denkens, das Bestreben, die äußeren Eindrücke und die noch dunkeln inneren Empfindungen zu deutlichen Begriffen zu erheben und diese zur Erzeugung neuer Begriffe miteinander zu verbinden.

Die Sprache muß daher die doppelte Natur der Welt und des Menschen annehmen, um die Einwirkung und Rückwirkung beider aufeinander wechselseitig zu befördern, oder sie muß vielmehr in ihrer eigenen, neu geschaffenen, die eigentliche Natur beider, die Realität des Objekts und des Subjekts, vertilgen und von beiden nur die ideale Form beibehalten.

Ehe wir dies weiter erklären, wollen wir als den ersten und höchsten Grundsatz im Urteil über alle Sprachen festsetzen: daß dieselben immer in dem Grade einen höheren Wert haben, in welchem sie zugleich den Eindruck der Welt treu, vollständig und lebendig, die Empfindungen des Gemüts kraftvoll und beweglich und die Möglichkeit, beide idealisch zu Begriffen zu verbinden, leicht erhalten.

Denn der real aufgefaßte Stoff soll idealisch verarbeitet und beherrscht werden, und weil Objektivität und Subjektivität — an sich eins und dasselbe — nur dadurch verschieden werden, daß die selbsttätige Handlung der Reflexion sie einander entgegensetzt, da auch das Auffassen wirkliche, nur anders modifizierte Selbsttätigkeit ist, so sollen beide Handlungen möglichst genau in einer verbunden werden.

Das heißt: es soll eine freie Übereinstimmung zwischen den ursprünglichen, das Gemüt und die Welt beherrschenden Grund-

formen geben, die an sich nicht deutlich angeschaut werden können, die aber wirksam werden, sobald der Geist in die richtige Stimmung versetzt ist — eine Stimmung, die hervorzubringen gerade die Sprache, als ein absichtlos aus der freien und natürlichen Einwirkung der Natur auf Millionen von Menschen durch mehrere Jahrhunderte und auf weiten Erdstrichen entstandenes Erzeugnis, als eine eben so ungeheure, unergründliche, geheimnisvolle Masse als das Gemüt und die Welt selbst mehr wie irgend etwas anderes hervorzubringen imstande ist.

So wenig das Wort ein Bild der Sache ist, die es bezeichnet, ebensowenig ist es auch gleichsam eine bloße Andeutung, daß diese Sache mit dem Verstande gedacht oder der Phantasie vorgestellt werden soll. Von einem Bilde wird es durch die Möglichkeit, sich unter ihm die Sache nach den verschiedensten Ansichten und auf die verschiedenste Weise vorzustellen, von einer solchen bloßen Andeutung durch seine eigene, bestimmte, sinnliche Gestalt unterschieden. Wer das Wort Wolke ausspricht, denkt sich weder die Definition noch ein bestimmtes Bild dieser Naturerscheinung. Alle verschiedenen Begriffe und Bilder derselben, alle Empfindungen, die sich an ihre Wahrnehmung anreihen, alles endlich, was nur irgend mit ihr in und außer uns in Verbindung steht, kann sich auf einmal dem Geiste darstellen und läuft keine Gefahr, sich zu verwirren, weil der eine Schall es heftet und zusammenhält. Indem er aber noch mehr tut, führt er zugleich von den ehemals bei ihm gehegten Empfindungen bald diese, bald jene zurück, und wenn er in sich, wie hier (wo man nur Woge, Welle, wälzen, Wind, Wehen, Wald usf. mit ihm vergleichen darf, um dies zu finden) bedeutend ist, so stimmt er selbst die Seele auf eine dem Gegenstand angemessene Weise teils an sich, teils durch die Erinnerung an andere, ihm analoge. So offenbart sich daher

das Wort als ein Wesen einer durchaus eigenen Natur, das insofern mit einem Kunstwerk Ähnlichkeit hat, als es durch eine sinnliche, der Natur abgeborgte Form eine Idee möglich macht, die außer aller Natur ist, aber freilich auch nur insofern, da übrigens die Verschiedenheiten in die Augen springen. Diese außer aller Natur liegende Idee ist gerade das, was allein die Gegenstände der Welt fähig macht, zum Stoff des Denkens und Empfindens gebraucht zu werden, die Unbestimmtheit des Gegenstandes, da das jedesmal Vorgestellte weder immer vollkommen ausgemalt noch festgehalten zu werden braucht, ja dasselbe vielmehr von selbst immer neue Übergänge darbietet — eine Unbestimmtheit, ohne welche die Selbsttätigkeit des Denkens unmöglich wäre — und die sinnliche Lebhaftigkeit, die eine Folge der in dem Gebrauche der Sprache tätigen Geisteskraft ist. Das Denken behandelt nie einen Gegenstand isoliert und braucht ihn nie in dem Ganzen seiner Realität. Es schöpft nur Beziehungen, Verhältnisse, Ansichten ab und verknüpft sie. Das Wort ist nun bei weitem nicht bloß ein leeres Substratum, in das sich diese Einzelheiten hineinlegen lassen, sondern es ist eine sinnliche Form, die durch ihre schneidende Einfachheit unmittelbar anzeigt, daß auch der ausgedrückte Gegenstand nur nach dem Bedürfnis des Gedankens vorgestellt werden soll, durch ihre Entstehung aus einer selbsttätigen Handlung des Geistes die bloß auffassenden Seelenkräfte in ihre Grenzen zurückweist, durch ihre Veränderungsfähigkeit und die Analogie mit den übrigen Sprachelementen den Zusammenhang vorbereitet, den das Denken in der Welt zu finden und in seinen Erzeugnissen hervorzubringen bemüht ist, und endlich durch seine Flüchtigkeit auf keinem Punkt zu verweilen, sondern von allen dem jedesmaligen Ziele zuzueilen gebietet. In allen diesen Hinsichten ist die Art der sinnlichen Form,

die nicht gedacht werden kann, ohne nicht auf eine vielfache Weise selbst als solche eine Wirkung auszuüben, auf keine Weise gleichgültig, und es läßt sich daher mit Grund behaupten, daß auch bei durchaus sinnlichen Gegenständen die Wörter verschiedener Sprachen nicht vollkommene Synonyma sind, und daß, wer ἵππος, equus und Pferd ausspricht, nicht durchaus und vollkommen dasselbe sagt.

Wo von unsinnlichen Gegenständen die Rede ist, ist dies noch weit mehr der Fall und das Wort erlangt eine weit größere Wichtigkeit, indem es sich noch bei weitem mehr als bei sinnlichen, von dem gewöhnlichen Begriff eines Zeichens entfernt. Gedanken und Empfindungen haben gewissermaßen noch unbestimmtere Umrisse, können von noch mehr verschiedenen Seiten gefaßt und unter mehr verschiedenen sinnlichen Bildern, die jedes wieder eigene Empfindungen erregen, dargestellt werden. Wörter dieser Art sind daher, auch wenn sie Begriffe anzeigen, die sich vollkommen in Definitionen auflösen lassen, noch weniger gleichbedeutend zu nennen.

Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterschied der Geschlechter zunächst gewidmet ist, pflegt man deren Bestimmung auf ihn allein zu beschränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derselben auf, denkt sich unter dieser Anstalt der Natur weiter nichts als ein zur Erzeugung notwendiges Mittel, und würde, wenn diese auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterschied leicht entbehren zu können glauben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht selten zu hindern scheint. Nur allenfalls im Menschen wird auch die gemeinste Beobachtung mehr auf die heilsame Einwirkung des einen Geschlechts auf das andere aufmerksam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur ist diese Erscheinung nicht weniger sichtbar, und es bedarf nur einer mäßigen Anstrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geschlechts weit über die beschränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einschließt, in ein unermeßliches Feld zu versetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk stände still, und sowohl der Zug, welcher alle Wesen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nötigt, sich mit seiner ihm eigentümlichen Energie zu waffnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieses Unterschiedes eine langweilige und erschlaffende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles Große und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, besitzen. Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit

---

Erster Druck: Schillers Horen, Jahrgang 1795.

gebunden sind, so hebt die eine, sofern sie tätig ist, die andere auf, und es ist nicht möglich, daß sie alle zugleich wirken. Dies gilt aber nicht bloß von ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beiden hauptsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen und der Verbindung des Ganzen. Denn indes die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffes führt, so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht, notwendig die andere. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zustande kommen sollte, so blieb nichts anderes übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu verteilen und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nötigen. Diese beiden Merkmale sind aber gerade auch die einzigen, welche der Geschlechtsbegriff in sich faßt. Denn geht man auch, um denselben so aufzufinden, wie er sich wirklich in der Natur zeigt, am besten von dem Begriff der Zeugung aus, so kann man ihn doch auch ohne alle Rücksicht auf diese in seiner völligen Allgemeinheit fassen; und alsdann bezeichnet er nichts anderes, als eine so eigentümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfnis, dies Ganze durch Wechselwirkung in der Tat herzustellen.

Denn auf der Wechselwirkung allein beruht das Geheimnis der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft sich, das Verknüpfte wird wiederum Teil eines größeren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfaßt immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer schöneren Einheit. Stoff und Form, so vielfach ineinander verschränkt, vertauschen ihr Wesen

und nirgends ist etwas bloß bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwei scheinbar entgegengesetzte, aber nah verwandte Eigenschaften, deren eine dem Geist wohltätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andere zu tätigem Nachdenken angespannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieser zahllosen Kräfte erstaunt, verzweifelt der menschliche Geist, je in dies heilige Dunkel zu dringen. Dennoch fühlt er sich durch seine Natur aufgefordert es zu versuchen. Soll nun der Versuch nicht gänzlich mißlingen, so wende er seinen Blick von dem Zusammenfluß der Wirkungen ab auf die vereinzelt wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verschiedener Gestalt erscheint, sieht er hier vereinzelt in seiner eigentümlichen wieder. Denn jede Verbindung in der Natur geht aus der inneren Beschaffenheit der Wesen hervor, und ihr stilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Willkür. Was sich miteinander vereinigt, trägt in seinem Wesen selbst das Bedürfnis dieser Vereinigung, und alle Erscheinungen der Natur bestimmt der Charakter der wirkenden Kräfte. Ist indes der Weg auf diese Weise vereinfacht, so darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr schwierig ist es, diesen verborgenen Charakter zu erspähen, der nicht in dem Inbegriff der oft nur zufälligen Äußerungen eines Dinges besteht, sondern ihr innerstes Wesen selbst ausmacht, nicht durch rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale erschöpft wird, sondern in seiner ganzen Einheit aufgefaßt werden muß. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen ist, darf er keine Trennung verstatten, ist er für die innere Anschauung was die äußere Gestalt dem Auge, und enthüllt sich fast nur einem gewissen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt und durch Beweise bestätigt werden soll.

Was so, wie dieser Charakter, das letzte Resultat aller vereinigten Kräfte ist, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verstanden werden. In harmonischem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich tätig sein. Hat der Verstand die Natur und die Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äußere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dies doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaßen entsprechen. Keine Erscheinung einer Kraft darf daher der Forscher zurückweisen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirksamkeit muß er sie verfolgen. Bei Untersuchung der Körperwelt muß er mit der moralischen ebensowohl als bei dieser mit jener vertraut sein; sein Bemühen gehe auf die größere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menschen, so darf er nie das Ganze aus dem Gesicht verlieren. Denn die äußere sinnliche Gestalt der Gegenstände gibt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem sein Auge ihre innere Beschaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Mensch zur Ergründung und Veredlung auch seiner moralischen Natur einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der physischen um ihn her, und ihre Vorsorge hat ihm sogar dies Studium erleichtert. Schon in dem bloß körperlichen Teil seines Wesens findet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Dasein zu bringen streben soll. Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur selten hinlänglich auf den Zügen dieser Schrift. Vorsichtige Besorgnis, durch leere Bilder der Phantasie getäuscht zu werden, zieht oft die Aufmerksamkeit davon ab, und noch weit öfter hindert sie Mangel an Feinheit des Sinnes, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch ist es unleugbar, daß die physische Natur nur ein großes

Ganze mit der moralischen ausmacht und die Erscheinungen in beiden nur einerlei Gesetzen gehorchen. Nach der Erforschung der Körperwelt und dem Studium des inneren Lebens der Geister bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenseitige Verhältnis dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieser Gesetze werden freilich immer nur sehr wenige und äußerst einfache sein können, da sie die reiche Mannigfaltigkeit aller besonderen unter sich befassen müssen. Allein eben dadurch wird es dem Menschen leichter werden, ihnen auch an seinem Teil zu gehorchen und gerade die verborgensten Geheimnisse seines Wesens in ihnen besser enthüllt zu sehen. Denn vorzüglich in dem Felde der menschlichen Empfindung und Begierde gibt es Tiefen, welche der Forscher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf sie heftet. Wo die Verwandtschaft mit der schlechterdings physischen Natur des Menschen zu nah ist, hört die Möglichkeit auf, alles durch seine bloß moralische zu erklären. Er muß daher zugleich auf jene zurückgehen, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organisation undeutlich erscheint, muß er da aufsuchen, wo es in großen und einfachen Zügen ausgedrückt ist. Wohin aber wendete er sich da besser, als an dieselbe Natur in ihrer weniger verwickelten, aber größeren Ökonomie? Aus ihr muß der Mensch sich besser verstehen lernen und bei ihr den Stamm aufsuchen, von dem nur die feinste Blüte in ihm sproßt. Hat er diesen entdeckt, so ist es nun weniger schwer, den wunderbaren Bau bis in seine äußersten Zweige zu verfolgen. Hier ist der Standpunkt, auf welchem der Kenner der physischen und der Erforscher der moralischen Natur einander gegenseitig die Hand bieten, um die steile Höhe zu

ersteigen, von welcher jedes sein eigenes Gebiet in einer neuen und nun erst in der wahren Gestalt erblickt. Den äußersten Gipfel dieser Höhe zu erreichen, dürfte allerdings wohl menschlichen Kräften verwehrt sein. Aber die Kenntnis der Natur wird sich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demselben nicht wenigstens entgegenstrebt und er nicht der Gesichtspunkt ist, den man, auch bei der Beschäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.
Aus endlichen Kräften bestehend, weiß die Natur sich durch ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläßt das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplatz seiner Tätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das einzelne wechselt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Diese Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen, bei der Vergänglichkeit der Individuen, ist die erste Erscheinung, welche sich dem allgemeinsten Blick auf das gesamte Gebiet der Natur darstellt. Aber nicht auf bloße Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hierbei zugleich auf etwas Höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortreffliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stufe zu Stufe des Besseren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime ihre Hand von ihrem Werk abziehen zu können und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst und doch immer einem Ziele zueilend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, sind gerade die höchsten, mannigfaltigsten und innigsten diesem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menschlichen Geist, diese durch Erforschung des Charakters der dabei wirksamen Kräfte genauer zu durchspähen, so wäre es

ihm dann möglich, dies tiefe Geheimnis mit größerem Recht zu bewundern.
Bei allem Erzeugen entsteht etwas vorher nicht Vorhandenes. Gleich der Schöpfung ruft die Zeugung neues Dasein hervor und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, daß dem neu Entstehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen muß. Dieser Notwendigkeit ungeachtet, hat indes das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, daß diese aus demselben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimnis, wie nur sein Dasein daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachstum entsteht, ist ein Teil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein Wesen für sich, besitzt selbst Leben und Organisation und kann, wie es selbst hervorgebracht wurde, ebenso wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und Organisation mechanisch zu bilden, keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. Daher ist Zeugung von Bildung verschieden und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das Dasein, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft ist, umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von seiten des Erzeugten Erweckung ist, so ist sie von seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht bloß durch die höchste Anstrengung der Kräfte, sondern besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich eins ist, nur aus dem ihr Gleichen hervorgehen, und nicht bloß, daß jedes zeugende

Wesen seine eigenen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Prinzipien, die man, da die einen mehr tätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engern Verstande des Wortes) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen als endlichen Wesen nicht alles zugleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenkt, die sie vergessen lassen, daß sie zu getrenntem Dasein verurteilt sind.
Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistigste Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verleugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sei es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handelnden Menschen, erweist es sich schöpferisch. Was seiner Zeugung das Dasein dankt, war vorher nicht vorhanden und ist ebensowenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logischer Zusammenhang herrschen muß, immer die Verbindung desselben mit dem schon Gegebenen zeigen lassen; aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus bloß schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenngleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht sein kann. Was hingegen das echte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem

eigenen Wesen für sich mit eigenem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verstand langsam auf Begriffe gründet, gibt es die Regel in toten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich den Sporn, sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies ist wiederum begeisternd für das Genie und pflanzt so sein eigenes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebrochenen Bahnen fort, hier erscheint es und dort; aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandelnden Fußtritts. Daher ist es nie zu berechnen und vermag selbst nicht zu verbürgen, ob sein Produkt gesetzlos oder regelmäßig sein werde. Es kann dies letztere nur mittelbar befördern, indem es sich selbst gesetzmäßig macht, und es ist ihm kein anderer Einfluß auf das Erzeugte in dem Augenblicke der Zeugung erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine zu müßigem Zuschauen oder kalter Leitung übrig. Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewußt ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur durch diese Wechselwirkung der Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen und sich selbst, abgesondert von allem Zufälligen, zum Objekt seiner Reflexion zu machen. Diese Trennung aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Notwendige nur aus der Tiefe seiner Vernunft hervorziehen und es nicht anders als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen Daseins rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, wofern es schöpferisch werden soll, die höchste

Objektivität, d. h. ein in Bedürfnis übergehendes Vermögen, das Notwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innern schöpfen, oder es muß vielmehr sein eigenes subjektives und zufälliges Dasein in ein notwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterwerk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu der doch seine Phantasie die Züge selbst bildend entwarf, als eine wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen inneren Sinn gleich einem äußeren Objekte bewegt; und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handelnde Mensch alle verwickelten Knoten gegeneinanderwirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein eigenes Ich vergißt oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Dasein erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung sein möge, das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher und größer, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Tätigkeit. Selbst die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnsucht, die zur Hervorbringung reizt. Sich, ihres Reichtums ungeachtet, so wie sie ist, nicht genügend, ahndet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Dasein vertilgt. Es entsteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken,

und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung gespannt, und das eigene Ich entäußert sich bis zu dem Grade, daß es sich selbst gern für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus diesem höchsten Dasein springt das Dasein hervor. Auf diesem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geistigsten Produkts. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entscheidenden Moments an.

Eine befremdende Erscheinung ist es, daß Kräfte, die sich so notwendig sind und so heftig suchen, getrennt existieren sollen, und daß das zur Verbindung Bestimmte nicht eins sein kann. Denn überall sehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte erforderlich, dieselben mögen nun, wie in einem Teil der Natur, in einem Wesen verknüpft oder in zwei verschiedene verteilt sein. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich ist, so scheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andere hervorgehen könne, und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widersprechendes enthält, so müssen wir dies in den Schranken derselben aufsuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organische Wesen beseelt, fordert einen Körper. Dieser Körper und jene Kraft stehen in unaufhörlicher Gemeinschaft, indem sie gegenseitig aufeinander ein- und zurückwirken. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geschäft der Zeugung ist, so wird doch so viel wenigstens klar, daß das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht und, wie vorzüglich die Produkte des Genies auffallend

zeigen, derselben ähnlich ist. Die Erzeugung organischer Wesen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andere auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und diese ist in derselben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der ersteren belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbsttätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indes besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die tätige Kraft eines Wesens, so auch seine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas bloß Leidendes ist nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch aufs mindeste Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Tätigkeit besitzt, ist gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken als Leiden. Die tätige Kraft hingegen ist (wenn wir uns erinnern, daß hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweise einzugehen, sehen wir im Menschen immer Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen. Der selbsttätigste Geist ist auch der reizbarste; und das Herz, das für jeden Eindruck am meisten empfänglich ist, gibt auch jeden mit der lebhaftesten Energie zurück. Nur also die verschiedene Richtung unterscheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erstere beginnt vermöge ihrer Selbsttätigkeit mit der Einwirkung, nimmt aber vermöge ihrer Empfänglichkeit die Rückwirkung gegenseitig auf. Die letztere geht gerade den entgegengesetzten Weg. Mit ihrer

Empfänglichkeit nimmt sie die Einwirkung auf und erwidert sie mit Selbsttätigkeit.

Diesen zwiefachen Charakter drückt auch der verschiedene Zustand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden ist das Gefühl eines überströmenden Vermögens mit dem eines schmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt und die entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Tätigkeit gebe und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt, ihre glühende Heftigkeit lindere. In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als daß die eigene Kraft allein ihrer Belebung genügte, indes die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eigenen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbsttätiger Rückwirkung nötigt, eine größere Stärke erteile. In dem ersteren Fall ist daher eine Stärke, die, auf einen Punkt versammelt, von diesem nach außenhin strebt. Außer sich sucht dasjenige einen Stoff, was in sich nicht genug Beschäftigung seiner Tätigkeit findet. In dem letzteren ist eine Fülle des Stoffes, die sich einen fremden Gegenstand in einem Punkt innerhalb ihres Wesens aufzunehmen und von ihm Einheit zu empfangen sehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der andern, und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der geistigen Zeugung nehmen wir nicht bloß dieselbe Wechselwirkung, sondern auch denselben Unterschied zwei verschiedener Geschlechter wahr. Ganz anders ist es in Gemütern beschaffen, die zu zeugen, anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind. Es ist schon schwer, so feine Verschiedenheiten

im intellektuellen und moralischen Leben nur zu bemerken, und bei weitem schwerer noch, sie darzustellen. Wo indes das Genie männliche Kraft besitzt, da wird es zeugend mit selbsttätiger Vernunft auf das idealische Objekt einwirken. Wo demselben hingegen weibliche Fülle eigen ist, wird es, empfangend, die Einwirkung dieses Objekts durch das Übergewicht der Phantasie erfahren und erwidern. Vorzüglich offenbart sich dieser Unterschied in der inneren Stimmung bei der Hervorbringung selbst; dem geübten Blick aber wird er ebensowenig in den Produkten entgehen. Denn ist gleich jedes echte Werk des Genies die Frucht einer freien, in sich selbst gegründeten und in ihrer Art unbegreiflichen Übereinstimmung der Phantasie mit der Vernunft, so kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantasie mehr üppige Fülle und reizende Anmut gewähren *). Da aber der Geschlechtsunterschied überhaupt,

*) Diese Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzustellen, ist schon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil selten zwei Köpfe Ähnlichkeit genug zeigen, um gerade diesen Unterschied auffallend sichtbar zu machen. Nur um an Beispiele zu erinnern, sei es erlaubt, hier Homer und Virgil, Ariost und Dante, Thompson und Young, Plato und Aristoteles einander gegenüber zu stellen. Wenigstens dürfte niemand leicht in Abrede sein, daß, in Rücksicht auf ihre Gegenteile, in den zuerst genannten, wenigstens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Kraft, mehr Üppigkeit der Phantasie herrscht, da aus den letzteren die Form der Vernunft mit einer fast an Härte grenzenden Bestimmtheit spricht. Zugleich von dieser Härte und von einer zu großen Üppigkeit frei, kann Sophokles, in der Mitte zwischen Aeschylus und Euripides, zum Beispiel des geschlechtlosen Genies dienen.

als ein Unterschied der Natur, durch den formenden Willen so viel als möglich zur Einheit erhoben werden muß, so wird freilich dasjenige Genie, das sich auf seine Bildung versteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung desselben, in ein reines Gleichgewicht zu stimmen bemüht sein. Deutlicher als hier erscheint daher dieser Unterschied im praktischen Leben. Wo dort der Tugendhafte, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Gesetzes durchdrungen, der Ausübung seiner Pflicht sein Glück und sein Leben opfert, da ist eine große und heroische Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moralische Sinn fühlt sich in rüstiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur Tat, und er empfindet sich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend im Bündnis mit der Phantasie durch ihre Anmut reizt, da ist jenes moralische Gefühl mehr empfangend als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohltätige Gestalt, schließt sich mit Innigkeit an sie an und strebt, sie mit seinem Wesen zu vereinigen, und so ist die tugendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht sowohl das Werk einer völlig frei und selbsttätig, als einer zurückwirkenden Kraft.

Dieselbe Eigentümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höchsten Tätigkeit wahrnehmen, offenbart sich auch durch ihr ganzes Dasein hindurch. Überall spricht aus den ersteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigener Fülle; überall ist in den letzteren Stärke des Auffassens durch festes Umschließen des Aufgenommenen sichtbar. Aber über das stille Dasein der Wesen unaufmerksam hinwegrollend, eilt unser Blick immer nur ihren Wirkungen zu, und doch ist es eben dies unbemerkte Leben, dem die Kräfte der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was ist jenes Dasein anders als eine ununterbrochene Wirksamkeit, welche unaufhörlich die

Tätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Teil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgesetzte Streben die Kraft endlich bis zum Überströmen anschwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unsern gröberen Sinn, indes der feine, aber mächtige Einfluß, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, daß es ist, uns gleich einem unsichtbaren Hauch entschlüpft. Ebenso ist nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloß die Erzeugung, die vor unsern Augen geschieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod ist, an den immer wiederkehrendes Leben sich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung ist ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andern Wege zu erreichen, so könnte sie doch nie die Wechselwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geschlechter einander gegenseitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Alles Beschränkte zielt auf Zerstörung, und der himmlische Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis dessen, was sich selbst genügt. Der zerstörenden Tätigkeit des einen muß daher das andere entgegenstreben, und indem beide gegenseitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen sie den schrankenlosen Plan der Natur. Allein auch sie gewinnt diesen Sieg nur, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet, oder vielmehr, derselbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Gesetze. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, muß sie sich das Höchstmögliche zu besitzen begnügen. Da sie die Schranken nicht entfernen kann, muß eine Kraft die Lücken der andern ausfüllen, und da jede Tätigkeit

sich endlich selbst aufreibt, Untätigkeit aber verbannt ist, so muß die Ruhe in dem Wechsel der Wirksamkeit bestehen. Denn die höchste Kraft erfordert die Vereinigung widersprechender Bedingungen. Mit rastloser Anstrengung soll beharrliches Ausdauern verbunden sein. Aber die Anstrengung ist ein Feuer, das sich selbst verzehrt; um nicht an Intension zu verlieren, muß sie sich aller hindernden Maße entledigen und den Stoff, den sie besitzt, energisch zusammendrängen. Denn gibt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Masse mächtig sind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beispiele zeigt, so wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelner, zufällig in Gemeinschaft stehender Teile. Indem nun die Anstrengung die Empfänglichkeit ausschließt, nimmt sie sich selbst den Genuß erquickender Ruhe. Dagegen erfordert die Stärke des Widerstandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit notwendig ist, mehr Fähigkeit, die fremde Einwirkung aufzunehmen, als sie zurückzuweisen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Ist aber dieser, in sich zurückgezogen, so sehr zur Beschäftigung mit fremder Energie aufgelegt, so verbietet er sich dadurch selbst die Möglichkeit eigener selbsttätiger Anstrengung. So verschließt die Dichtungskraft, wenn sie in glühendem Feuer Bilder auf Bilder schafft, die Sinne den äußeren Eindrücken, und so verwehren diese, wenn sie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfassen, jener den kühnen Aufflug ins Land der Erfindung.

Die männliche Kraft, zu beleben bestimmt, sammelt sich von selbst und durch eigene Bewegung. Allen Stoff, den sie besitzt, drängt sie zu ungeteilter Einsicht zusammen. Je reicher und mannigfaltiger derselbe ist, desto ermattender ist die Anstrengung, aber auch desto größer die Wirkung. Der Stoff darf nicht schon durch seine eigene Natur zur Verbindung gestimmt sein. Von ihr, als

einem herrschenden Prinzip, muß er die Leitung erhalten. So in sich versammelt, wirkt sie aus sich heraus. Von heftigem Drange tätig zu sein beseelt, wünscht sie einen Gegenstand zu finden, den sie durchdringe; aber ganz nur Selbsttätigkeit, ist sie in diesem Augenblick aller Empfänglichkeit verschlossen. Einer solchen Anstrengung folgt jedoch bald Ermattung nach, und sie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verschwindet. Mit dem Gefühl der sinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnsucht der Empfänglichkeit, und gern ruht sie da aus, wo sie vorher bloß schöpferisch war. So ist sie, was sie ist, durch sich selbst und ihre eigentümliche Form. Der Mann, dessen Brust ein tatenkühner Mut begeistert, fühlt sich in sich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiste auf der Bahn des Lebens gesammelt, hohe Ideale aus seinem Innern hervorgeschaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er sich sehnt, bald teilnehmendes Mitgefühl mit den Wesen, die er zu veredeln strebt. Für alle diese erhabenen Bilder hat sein Busen nicht Raum genug, und heißer Durst nach Tätigkeit treibt ihn. Er sucht eine Welt, die seiner Sehnsucht entspreche. Uneigennützig und fern von jedem Gedanken an eigenen Genuß, befruchtet er sie mit der Fülle seiner Kraft. Die neue Schöpfung steht da, und freudig ruht er aus im Anblick seiner Kinder.

Die weibliche Kraft, zur Rückwirkung bestimmt, sammelt sich auf einen fremden Gegenstand und durch fremden Reiz. Da der Stoff, den sie in reicher Fülle besitzt, sich durch seine eigentümliche Natur vereint, so wirkt er mehr durch ein leidendes als ein selbsttätiges Vermögen. Mit dem Grade seiner Mannigfaltigkeit wächst gleichfalls die Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich auch die Anstrengung. Vielmehr wird diese durch vielfachere Berührungspunkte erleichtert und ihr Grad nur durch die Innigkeit des Um-

schließens bestimmt, die von der gegenseitigen Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kraft bedarf weniger der Herrschaft eines vereinenden Prinzips, sondern verbindet sich mehr durch seine eigene Gleichartigkeit. In dieser Einheit erwidert sie die Einwirkung mit immer steigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Tätigkeit angespannt ist. Aber da ihre eigentümliche Natur sie fähiger macht, Widerstand zu leiden, und sie von der glühenden Heftigkeit frei ist, welche die männliche verzehrt, so vergütet sie die Langsamkeit ihrer Wirkung durch längeres Ausdauern. So dankt sie der Beschaffenheit ihres Stoffes selbst einen Teil ihrer Wirksamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterstützt wird. Ein Herz, das sich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebsamkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Mut vermißt, sich eine eigene Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnsucht gefoltert. Sich selbst unverständlich und arm im Schoße des Überflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse. Je tiefer die Quelle dieser verworrenen Stimmung verborgen liegt, desto schwerer begegnet es der Gewährung seines Wunsches, aber desto inniger schließt es sich an die gefundene Erscheinung an. Je länger es an ihr verweilt, desto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläßt sie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereift ist.

Nicht also ihrem Grade, sondern allein ihrer Gattung nach, sind die zeugenden und empfangenden Kräfte voneinander verschieden. Bloßes Aufnehmen ist kein Empfangen, sondern steht ebenso unter diesem, als das Geben unter dem Zeugen. Beide, Zeugen und Empfangen, sind höhere und kraftvollere Energien, beide ein Hervorbringen durch Geben und Aufnehmen. Eigene fruchtbare Fülle muß bei jenem das Entäußerte begleiten, bei diesem

das Aufgenommene umfassen. Der wahre Charakterunterschied beider Kräfte besteht darin, daß den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen ist, wenn nämlich Seele jedes selbsttätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch diese Verschiedenheit tun sie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerstörung drohenden Heftigkeit der männlichen Kraft eine andere entgegengestellt werden, so durfte es keine gleichartige sein. Gegenseitige Ermattung hätte dann den Kampf beschlossen, in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende selbst neues Leben aus den Händen des Überwinders erhalten sollte. Der überströmenden Fülle mußte daher ein Bedürfnis gegenüberstehen; aber da die Natur in ihrem Gebiet ebensowenig Armut als Selbstgenügsamkeit verstattet, so ist das Bedürfnis wieder mit Reichtum verknüpft. Indem nun alles Männliche angestrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet und deren Ruhe nie in Untätigkeit ausartet.

Zu jeder Zeugung wird also zweierlei erfordert: lebendige Energie der Kraft, die auf einen Punkt sich zusammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffes, der ihre Einströmung in allen seinen Punkten empfängt. Jene wird daher, ihrer Natur nach, auf Trennung gerichtet sein, weil alles, was nicht sie selbst ist, sie in ihrer reinen Wirksamkeit hindert; diese wird auf Einheit gerichtet sein, um von allen Seiten aus die einwirkende Kraft zu umschließen. Wenn das Genie (da diese Erscheinungen durch die ganze Kette der hervorbringenden Wesen dieselben sind) vermöge der reinen Selbsttätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausströmt, der gleich einem Funken das göttliche Werk entsprüht, so muß die Phantasie sie in ihren Schoß aufnehmen und wohltätig um-

schließen. Die zeugende Kraft vermöchte sich nicht energisch zu sammeln, wenn sie nicht alles zurückwiese, was diese Anstrengung stören könnte, und der empfangenden wäre es unmöglich, sich von allen Seiten her nach einem Punkt hin zu neigen, wenn sie nicht die höchste Übereinstimmung in sich bewahrte. Die Heftigkeit, mit der die erstere fortstrebt, richtet sie auf einzelne Gesichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müßte überall Trennung und Zerstörung sein. Dagegen macht der letzteren die harmonische Sanftmut, mit der sie entgegenkommt, eine mehr umfassende Einheit zum Gesetz, und ihre Frucht ist Erhaltung. Was zu beleben bestimmt ist, muß reizend erwecken. Aller Reiz aber richtet die Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Zustand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod sein. Das Belebende darf daher nicht mit allzugroßer Schonung jede Erschütterung vermeiden. Dagegen muß der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäßig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form besitzt, zielt zwar auf Verbindung, aber wie die Form überhaupt nur durch Trennung; so wie, was dem Stoffe näherliegt als dieser selbst, zwar in sich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geschieden ist. Überall, wo der männliche und weibliche Charakter sichtbar ist, wird man in ihm diese Seiten gewahr; in dem ersteren ein Streben mit trennender Heftigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu sein. Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beide Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmut und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht sowohl anschauliche als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges

Bild, und die Einheit des Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwidert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, läßt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit als anmutige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehen aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite steht und das Bessere nur an die Stelle des minder Guten tritt, so muß dem neuen Dasein das schon vorhandene weichen. Die Kraft nun, die, von eigenem Entschluß getrieben, außer sich tätig ist, muß mit einer Willkür handeln, die, wenn sie Hindernisse zerstörend hinwegräumt, nicht anders als gewalttätig erscheinen kann. Daher ist kein Mut zu größeren Unternehmungen ohne eine gewisse Härte denkbar. Da aber die neue Schöpfung nicht gedeiht, wenn sie nicht mit weiblicher Schonung gepflegt wird, so wandelt in einem wahrhaft zum handelnden Leben geborenen Genie sanfte Milde die Härte in ernste Festigkeit um.

Denn nur die Verbindung der Eigentümlichkeiten beider Geschlechter bringt das Vollendete hervor, und wenn das Studium des männlichen den Verstand anhaltender beschäftigt und die Betrachtung des weiblichen die Empfindung lebhafter bewegt, so befriedigt nur die Verknüpfung beider oder vielmehr das reine Wesen, abgesondert von allem Geschlechtsunterschied, die Ver-

nunft als das Vermögen der Ideen. Die höchste Einheit erfordert allemal zwei entgegengesetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Wert hat, wenn sie aus der Fülle, nie aber, wenn sie aus der Armut entspringt, so darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Teile nicht minder groß sein, als die Innigkeit des Zusammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung gefordert, und eben diese Trennung schränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geschlecht jene, das andre diese mehr begünstigt, so befördern beide, indem sie einander entgegenwirken, gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigste verknüpft und das Einzelne aufs vollkommenste ausgebildet zeigt.
Denn die ursprünglich anfangende Tätigkeit ist den zeugenden Kräften so wie die erwidernde den empfangenden eigen, und die Zeugung als das gemeinschaftliche Werk beider ist auf diese Weise zwischen ihnen verteilt. Alle Hervorbringung setzt einen Stoff voraus; denn nur an das schon Vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieser Stoff bildet sich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigentümlicher Kraft und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen scheint) tätig ist. Zu diesem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muß er erweckt werden, und diese Erweckung ist der Anfang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinsten Verstande) mit der rohen Materie. Das erste Geschäft dieses Bildungstriebes ist die Ausbildung selbst, und, ist diese vollendet, die Ersetzung dessen, was der organische Körper zufällig verliert. Allein auch außerdem ist er ununterbrochen fort tätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Gesetze der Materie, hier vorzüglich die chemischen Verwandtschaften, den Gesetzen des Lebens d. i. der Organisation

immerfort entgegenarbeiten, und das Leben, wie die Resultate neuerer Untersuchungen zeigen, nichts anderes ist als der Sieg der letzteren über die ersteren, so ist ein unaufhörlicher Kampf nötig, diese Oberherrschaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier tätig ist, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engeren Verstande) nur eine besondere Modifikation aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwei unentbehrliche Elemente: rohen Stoff und Belebung desselben zur Ausbildung.

Sollen diese beiden unter die zeugenden und empfangenden Kräfte verteilt werden, so scheint es natürlich, den Stoff den letzteren, die Belebung den ersteren zuzuschreiben. Wenigstens zeigte sich nach dem bisherigen Raisonnement bei den zeugenden Kräften die Energie, bei den empfangenden das ursprünglich Vorhandene, worauf die Energie wirkt, in höherem Grade. So schien in Absicht der hervorbringenden Kraft den ersteren mehr selbsttätiges Feuer, den letzteren mehr entgegenwirkende Stärke, in Absicht der Einheit der Wirkung den ersteren ein stärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Übereinstimmung des einzelnen eigen zu sein. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt schon ein flüchtiger Blick überall in dem männlichen Geschlecht mehr Ausdruck von Kraft, in dem weiblichen, zwar nicht an sich, aber in Vergleichung mit der aus demselben hervorleuchtenden Kraft, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Teilung widerspricht indes schon die Analogie der Naturgesetze. Denn soweit unsere Beobachtung reicht, sehen wir, daß die Natur, immer bemüht, den höchsten Reichtum durch die einfachsten Mittel hervorzuschaffen, Wesen von ungleichartiger Wirksamkeit nicht sowohl durch den Grad als die Richtung ihrer Kräfte voneinander unterscheidet. Ebenso ist nun auch in den

empfangenden nicht weniger Kraft als in dem zeugenden Stoff in dem Augenblick der Hervorbringung wirksam; und die Verschiedenheit liegt allein in der Art, wie beide gegenseitig gestimmt sind. In dem männlichen Geschlecht ist alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bloß bestimmt ist, sie dadurch zu verstärken, daß er ihr gleichsam einen Körper leiht, so sucht sie ihn sich fast bis zur Vertilgung seiner eigentümlichen Natur zu assimilieren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft diese in dem Stoff zu erhöhen strebt, behandelt sie ihn mit größerer Schonung. Eigentlich geschieht daher die Belebung durch beide Geschlechter zugleich, nur daß die männliche Kraft doch allein die Erweckung bewirkt, indes die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet und ihre Fortdauer sichert. Nie vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigene Tätigkeit desjenigen Wesens hinzukäme, welchem derselbe angehört. Selbst die stärkste Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigene Wesen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfang ihres Gebiets hat die organische Natur bloß untätiges Leiden verbannt. Dadurch, daß sie jedem Geschlecht beide zur Erzeugung notwendige Kräfte verliehen, hat sie es möglich gemacht, daß Mangel der Kraft auf der einen Seite durch ein Übergewicht auf der andern gleichsam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten, wie dies die Erfahrung in der Tat nicht selten beweist, und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche diesen Fehler wiederum gut machen. Mag man sich dies nun durch einen wirklichen Austausch der Funktionen oder, was wahrscheinlicher ist, durch eine Erweckung und Unter-

stützung der Schwäche des einen Teils vermöge einer außerordentlichen Stärke des andern erklären, die, indem sie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenseitige erleichtert: so bestätigen Fälle dieser Art, ebenso wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beschaffenheit der Frucht wirksam schienen, das hier Gesagte auch auf dem Weg der Erfahrung. Wenn indes Zeugung und Empfängnis beide einen Stoff und eine Kraft erfordern, so ist bei der ersteren der Stoff nur notwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bei der letzteren die Kraft nur erforderlich, weil ohne sie die Einwirkung auf den Stoff nicht geschehen kann. Redet man daher bloß von der Hauptrichtung beider Geschlechter, so gehört dennoch die Kraft bei der Hervorbringung bloß dem zeugenden, der Stoff bloß dem empfangenden an.

Den geweihten Schleier zu durchdringen, in den die Natur gerade ihr heiligstes Bilden verhüllt, ist von einer Schwierigkeit begleitet, welche sich schon durch die mannigfaltigen und gänzlich verschiedenen Theorien über diesen Gegenstand verrät. Die wahrscheinlichste unter denselben stimmt jedoch genau mit dem eben Gesagten überein. Überall, wo die Natur Zeugung und Empfängnis zwei verschiedenen Wesen anvertraut hat, ist der Stoff in dem empfangenden, das belebende Prinzip in dem zeugenden. Damit aber beide miteinander in Verbindung gesetzt werden können, muß noch eine Tätigkeit auch des ersteren hinzukommen, durch welche ein Teil des Stoffes sich losreißt und Keim zur ferneren Ausbildung wird. Gerade in ihrer geheimsten Werkstätte wirkt daher die Natur am meisten schöpferisch und am meisten mechanisch. Gerade hier läßt sich am wenigsten die Wirkung aus den Ursachen berechnen, vielmehr zündet nur ein Funke den andern an. Dies haben am meisten diejenigen gefühlt, welche dies Phä-

nomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menschlichen Verstand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Ursachen aufzusuchen, den Erfolg zu beobachten und nicht zu erklären, sondern schweigend zu bewundern, ein Gipfel der bescheidenen Achtung gegen die große Werkmeisterin, zu welchem nur die neuere philosophische Naturkunde führen konnte. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Natur, indem sie sich jener körperlichen Kräfte nur insoweit bedient, als es ihr gleichsam unentbehrlich schien, die Freiheit, dies große Vorrecht der Geisterwelt, auch in das andere Gebiet ihres Reiches hinüberzuführen strebt. Nur eine Partikel des Stoffes nimmt sie auf, nur zur ersten Belebung entlehnt sie eine fremde Kraft. Wie der erste Funke glimmt, lodert er durch sich selbst auf, empfängt Nahrung, die er aber nach eigenen Gesetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Dasein und Streben, demselben eine bestimmte Gestalt nach eigener Willkür zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und so erfüllen sie beide dadurch gemeinschaftlich den großen Endzweck der Natur, die unaufhörliche Wechselwirkung der Form und des Stoffes. Unmittelbar gegenübergestellt, müßten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber bei der den beiden Geschlechtern eigentümlichen Wirkungsart die Strenge der Form durch den Stoff, den dieselbe annehmen muß, gemildert und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird, so ist nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimnis der Organisation beruht. Die Notwendigkeit, mit welcher alle wechselseitig aufeinanderwirkenden Kräfte eine der andern bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig voneinander. Indes ist den ersteren doch nicht alle Beschäftigung ihrer Wirksamkeit für sich allein, sowie den letzteren,

verwehrt, und dies begründet eine größere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber sind die entgegengesetzten das höchste Beförderungsmittel aller Verbindung; und da nun gerade die Kunst der Verbindung das höchste Dasein in der Natur bewahrt, so sind dieselben durch ihre innere Beschaffenheit mehr und dringender, dies zu befördern, veranlaßt. Sie sind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur ansehen kann; die am emsigsten Gegenstände aufsuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längsten verweilen.

Durch dies Verweilen führt die Fähigkeit, zu empfangen, zu dauernder Beharrlichkeit. Mehr in sich zurückzukehren als in weite Fernen zu schweifen durch ihre Natur selbst veranlaßt, sind alle empfangenden Wesen an einen steteren, minder wechselnden Gang gefesselt. Um der Kraft, die ihnen entgegenkommt, ausdauernde Stärke entgegenzusetzen, das Getrennte zu verbinden und die Einwirkung zu erwidern, bedürfen sie eines harmonischen und gleichgestimmten Strebens. Da mit dem Empfangen auch zugleich die Ausbildung des Keimes verbunden ist, so erfordert diese häufig eine verwickeltere Organisation, und wenigstens muß die Natur, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, Wesen, die hierzu bestimmt sind, mit doppelter Wachsamkeit an ihre Gesetze binden. Beharrlichkeit aber ist die Unveränderlichkeit des Endlichen, und so scheint die Natur auch diesen letzten Vorzug, welcher erst allen übrigen, die ohne ihn nur ein erbetenes und vergängliches Dasein besitzen würden, den wahren innern Wert und den schönsten äußern Glanz gibt, den empfangenden Kräften vorzugsweise von selbst und aus freier Gunst zu erteilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Wert, wenn sie das

Gesetz der Tätigkeit ist, nicht wenn sie zur Untätigkeit herabsinkt. Besitzt nun das weibliche Geschlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, so ist ihm nicht auch zugleich ein anderes der Tätigkeit eigen, sondern es muß dies von der wechselseitigen Einwirkung des männlichen erwarten. Die Kraft, die mit so großer Heftigkeit wirkt, daß sie selbst die Zerstörung nicht scheut und fremden Stoff nach eigener Willkür zu formen unternimmt, ist unermüdet, aber auch leicht dem Wechsel unterworfen. Da sie nicht Raum genug in sich fühlt, das schwellende Streben zu fassen, so ist ihre Ruhe unerträglich; und da sie nicht sowohl der Beschaffenheit des Stoffes nachgibt, als von eigenem Feuer beseelt wird, so läßt sich die Stetigkeit ihrer Wirksamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Teil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkür herrscht, wird dies wenig sichtbar sein; vielleicht aber ist es auch nur, wie so vieles in diesem Gebiet, wenig beobachtet, und wenigstens bestätigt in dem übrigen die Erfahrung diese, hier bloß aus Begriffen gefolgerte Behauptung. Soll der Mensch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunft ihm vorschreibt, so muß der Mann seine natürliche Tätigkeit an ein festes Gesetz binden, das Weib die Gesetzmäßigkeit, welche es seinem Wesen eingeprägt fühlt, durch innere Antriebe mit Tätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, so hebt der doppelte Fehler beider Geschlechter sich selbst wieder auf. Mit verschiedenen Eigenschaften versehen und doch unzertrennlich voneinander, beschränken sie sich selbst bis auf die Grenze, welche dem Endzweck des Ganzen entspricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist unveränderlich. Die Tätigkeit ihrer Kräfte rastet nie, und ihre Gesetze verschaffen sich immer gleichen Gehorsam. So unterbricht nichts je weder den Grad noch die Form ihrer Wirksamkeit. Diese Tätig-

keit aber unveränderlich zu erhalten, findet sie in der gegenseitigen Eigentümlichkeit beider Geschlechter eine mächtige Stütze. Indes sie aus dem einen Rastlosigkeit schöpft, verbürgt ihr das andere die Stetigkeit.

So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen verteilt, welche es ihnen möglich machen, dies unermeßliche Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angestrengte Tätigkeit dem ruhigen Dasein, sowie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum beseelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indes nun die einen ihr Gebiet zu erweitern streben, bereichern es die andern mit sorgsamer Hand innerhalb seiner Grenzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Heftigkeit, sein Streben nach Außenwirkung, seine Rastlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang, die Einwirkung zu erwidern und seine holde Stetigkeit allein auf Erhaltung und Dasein. Mit gemeinschaftlicher Sorgfalt verrichten sie daher die beiden großen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch so oft in veränderter Gestalt erscheinen: Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indes ihre eigentümliche Beschaffenheit noch näher miteinander, so hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauere Obhut genommen. Sie teilen mit ihr ihre entschiedensten Vorzüge, und gleich den Töchtern im Hause schließen sie sich näher an die sorgsame Mutter an.

Dasein, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das

letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Zieles, oder vielmehr ihre eigentümliche Beschaffenheit führt sie zu demselben hin, ohne daß sie selbst sich dessen bewußt sind. Denn keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck oder strebt einer fremden Absicht entgegen. Indem alle harmonisch wirksam sind, folgt jede nur ihrem eigenen Triebe, und das letzte Resultat der Tätigkeit aller geht mit einer Notwendigkeit hervor, die, da sie alle Absicht ausschließt, auf den ersten Anblick zufällig scheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohltätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem andern sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. So gehorcht daher die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Über die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche sich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinschaftlich ausdrückt, stehen selbst die Geschlechtsverschiedenheiten beider in einer so vollkommenen Übereinstimmung miteinander, daß sie dadurch zu einem Ganzen zusammenschmelzen. Man abstrahiere nun entweder von dem Geschlechtscharakter oder man vereinige denselben, so erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menschen in seiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Gestalten beziehen sich daher wechselweise aufeinander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf. So wendet sich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und ebenso wie das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, so ist auch das Ideal der menschlichen Schönheit unter beiden auf solche Art verteilt, daß wir von den zwei verschiedenen Prinzipien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geschlecht ein anderes überwiegen sehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Verstand durch die Oberherrschaft der Form (formositas) und durch die kunstmäßige Bestimmtheit der Züge, bei der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmut der Züge (venustas) befriedigt — obgleich keine von beiden auf den Namen der Schönheit Anspruch machen könnte, wenn sie nicht beide Eigenschaften in sich vereinigte. Aber die höchste und vollendetste Schönheit erfordert nicht bloß Vereinigung, sondern das

---

Erster Druck: Schillers Horen, Jahrgang 1795.

genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunstmäßigkeit und der Freiheit, der geistigen und sinnlichen Einheit, und dieses erhält man nur, wenn man das Charakteristische beider Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet.

Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer und in der Erfahrung schlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigentümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben teils durch Einmischung fremder Züge entstellt, teils durch Mitteilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muß also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstraktionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu tun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigentümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die produktive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein idealisches übergeht, allen zufälligen Überfluß und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenstand absondert und das Unendliche der Vernunft in ebenso bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit diesem wunderbaren Vermögen vorzugsweise von der Natur ausgestattet, bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten. Wenn er nun reine

Eigentümlichkeit und Schönheit suchte, wandte er sich zum Kreise der Götter und fand da, was er auf der Erde vermißte. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunst übertroffen, den verborgensten Charakter eines Wesens in seiner noch unentfalteten Knospe zu pflücken und in dieser Zartheit mit einer bestimmten Gestalt zu umgeben. Nur dem griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bei ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschluß über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.

In dem Kreise der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerst in Dionens Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jeden schmeichelnden Liebreiz vereint, der üppige Wuchs, das schmachtend feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöffnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verrät, und die himmlische Anmut, die gleich einem Hauch über ihre ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen ein Geschlecht an, das auf seine Schwäche selbst seine Macht gründet. Was sich ihrem Kreise naht, atmet Liebe und Genuß, und ihr Blick selbst ladet freundlich dazu ein. Es war eine große und weitumfassende Idee, welche die Venus der Griechen darstellte: die alles hervorbringende und alles Lebendige durchströmende Kraft. Zu dieser Idee konnten sie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgestalt des Weibes, des schönsten aller hervorbringenden Wesen, und keinen glücklicheren Moment als denjenigen, wo das erste, noch unbestimmte Verlangen den Busen schwellt.

In diesem ersten Jugendalter erscheint die Weiblichkeit reiner und läßt sich eben deswegen, weil sie sich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der

Neigung. In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und sogar des intellektuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigentümlichkeit sichtbar sein, aber am treuesten offenbart sie sich in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und gerade dies, zum Ideal erhoben, strahlt aus der Göttin der Schönheit hervor. Was unser dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichtesten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, so fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reizes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten und von feiner Grazie gemäßigt wird. Darum erscheint sie uns menschlicher, und obgleich sie auf keine Weise die Gottheit verleugnet, so nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hoffnung.

Was aus der Göttin der Liebe laut und unverkennbar spricht, das ruht in Dianens Gestalt noch schlummernd und unentfaltet. Mit jedem Reiz ihres Geschlechts geschmückt, verschmäht sie die süßen Freuden der Liebe und ergötzt sich nur an männlichen Beschäftigungen. Mitten unter einer Schar gleichgesinnter Gespielinnen, verfolgt sie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grausamem Bogen und bestraft mit Strenge den Frevler, der sich ihr mit unkeuschen Augen naht. Durch diese jungfräuliche Sitte ist sie mit Minerven verwandt; aber der Charakter beider Göttinnen ist dennoch wesentlich unterschieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernst der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt, das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenstand ihres Strebens; sie hat nur Neigung mit Neigung vertauscht. Die Weiblichkeit ist ihr nicht fremd, vielmehr zeigt sie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit ist sie sich ihrer

nur selbst nicht bewußt. Überhaupt ist sie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung oder bestimmter einer gewissen Stufe des Alters. Die zarte Sehnsucht, welche ein Geschlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einfluß eines in sich gekehrten Sinnes. Aber die ersten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls schweifen wie Dianens Blick in die Ferne. Daher ist das früheste jungfräuliche Alter nicht selten von einer gewissen Gefühllosigkeit, ja sogar, da ein großer Teil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewissen Härte begleitet. Nur schlüpfen einige Charaktere so schnell über diese Periode hinweg, daß sie kaum noch bemerkbar ist, indes sie sich in andern länger erhält. Dieser Zustand bringt die eigentümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus der Hand des Künstlers empfing. Der weibliche Reiz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus, sondern ist noch verschlossen in sich und sich selbst verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Festigkeit und schlanke Behendigkeit und der ganze Ausdruck sagt, daß die Seele nicht in sich zurücksinkt, sondern auswärts nach fremden Gegenständen strebt. Dabei aber stellt sich der Hauptcharakter der göttlichen Weiblichkeit, Anmut von Würde getragen, in so hohem Grade dar, daß er nur desto mächtiger erscheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch schon die Phantasie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einsamkeit und das Schweigen der tosenden Jagd die Göttin mehr in sich selbst zurückführen, wird sie von Endymions Reizen gerührt, indes man die ernste Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag. Wenn man Cytherens Anmut mit der Würde der Juno vergleicht, so sieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre versetzt. In der ersteren ist sie rege und tätig, bei der letzteren ergießt sie sich ruhig durch das ganze Wesen und erscheint

weder allein noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affekts, sondern ist, aufs innigste in die göttliche Persönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar muß es dem Leser der Dichter schwer werden, diese Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache atmender Eifersucht ihre Feinde verfolgt und an den Trümmern des rauchenden Iliums sich weidet. Aber man muß den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterscheiden, womit die spielende Phantasie eines sinnlichen Volkes denselben verunstaltet hat. Denn so wenig Jupiters Lüsternheit dem Vater der Götter wesentlich ist, so wenig ist es Junos Eifersucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch selbst in den Fabeln der Dichter verleugnet die Göttin weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchste weibliche Anmut und Würde gekleidet, erscheint sie aus der Hand des bildenden Künstlers, der seiner Phantasie aus leichtbegreiflichen Gründen weniger Willkürlichkeit als der Dichter verstattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit einen heiligen Kreis um die Göttin. Aber ist es dem stillen Verehrer gelungen, sich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen, so umstrahlt ihn nun auf einmal ihre holdselige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künstler und der Dichter dieselbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moralischen und physischen Bildung des Geschlechts; denn notwendig mußte der Künstler, der sich auf den Ausdruck der letzteren einschränkte, es dem Dichter ebenso weit zuvortun, als das Ideal der äußern Gestalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttin entwarf, richtete sich nach den eingeschränkten Begriffen, die man sich von der moralischen Bestimmung des Geschlechts bilden mochte; sein

Muster war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrigste Beschützerin ihrer Rechte, und diese idealisierte er in der Königin der Götter.

Haben wir indes unsere Phantasie von diesen Nebenbegriffen gereinigt, so stellt sich uns in dieser Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge drängt sie sich vor, sondern wirft um die ganze Gestalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frei und ungehindert durchblickt. Sie zeigt sich daher auch nicht in der Beschränkung, welche ein bestimmter einzelner Zustand allemal mit sich führt, sondern umschließt vielmehr jede noch unentwickelte Anlage und gibt dem Verstande und der Phantasie ein unbegrenztes Feld zu verfolgen. Denn nicht wie die Göttin der Liebe durch einladende Sehnsucht noch wie Latonens Tochter durch jugendliche Unbefangenheit verrät Juno das Weib, sondern durch eine ruhige, über das ganze Wesen verbreitete Fülle. Auch der Schatten der Begierde verschwindet und innere Selbstgenügsamkeit hebt sie aus dem Kreise irdischer Beschränktheit hinweg. Ihre hehre Gestalt, ihr weites rundgewölbtes Auge und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. Indem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verleugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohltätige Macht, und zugleich ist beides mit lieblicher Anmut und allen Reizen der Jugend geschmückt. Denn wie sich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menschliche zu genießen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beschränkende Folgen zu erfahren, so kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Zeus' Umarmung zurück.

Dennoch erscheint die Weiblichkeit nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in ihr, nicht wie sie, noch unverändert durch die Persönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird sie von dieser emporgetragen. Kühner erhebt sich daher die Gestalt der Göttin, freier wölbt sich das Auge, stolzer gebietet der Mund, und frei von den Schranken des Geschlechts ist sie allein mit den Vorzügen desselben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert sich sanft ineinander, und jeder wird durch den andern gegenseitig erhöht oder gemäßigt. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen sich selbst beherrschenden Reichtum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äußerer Notwendigkeit abhängt, erscheint mehr durch eine innere gebunden. Wo hingegen die furchtbare Größe der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmut des Weibes. Durch sie erscheint der feste Ratschluß, den die Götterstirn verkündet, nicht von der Willkür der Laune abhängig, sondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernst, welcher die Göttin umgibt, verliert jeden Anschein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittsamkeit hervorgeht.

Hier also tritt die Weiblichkeit in einer neuen Gestalt auf. Es ist nicht das eigene Ideal derselben, welches wir sehen, nicht eine Gestalt, welche ihre Vorzüge wie ihre notwendigen Schranken zu zeigen bestimmt wäre; es ist das Ideal einer geistigen Natur überhaupt, welche, um einen Körper anzunehmen, sich notwendig zu einem Geschlechte bekennen mußte und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geschlechter, muß es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menschlichkeit oder, wenn wir uns diese idealisch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten ist, und zu welcher jedes

einzelne Geschlecht emporstreben sollte. Die Schwierigkeit ist nur, bei diesem Übertritt in ein fremdes Gebiet doch gleichsam das eigene nicht zu verlassen, sondern es vielmehr idealisch zu erweitern. Gerade diese Forderung aber ist hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, als Willenscharakter dargestellt ihm eine unendliche Fläche eingeräumt und indem sie seine Schranken entfernte, seinen Vorzügen selbst einen neuen Glanz mitgeteilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung ist weiblich; unverkennbar aber spricht zugleich aus jedem die Gottheit; so gewinnt bei Weibern und Göttinnen die Menschlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Wesen lebendiger beseelt.

Wenn man sich ruhig den Eindrücken überläßt, welche in diesen Idealen wie in der Wirklichkeit selbst die weibliche Schönheit in dem Gemüte hervorbringt und sie auf einen bestimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen versucht, so sind es Lieblichkeit und Anmut, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnismäßiger Größe und mit schön wallenden Linien umschlossen, in allen Teilen Fülle und Weichheit, eine sanfte und doch lebhafte Farbenmischung, eine feine und glatte Haut, lange und anmutig fließende Locken — diese und ähnliche Züge sind es, welche in der Phantasie des Betrachters zurückbleiben und sich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verleugnen, wenn sie gleich in mannigfaltig verschiedenen Gestalten erscheinen. Das charakteristische Material der weiblichen Bildung ist daher die ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse, mit welcher ein Teil aus dem andern gleichsam auszufließen scheint. Sie verwandelt die aus der Gestalt hervorleuchtende Kraft in reizende Fülle und verbindet alle einzelnen Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen.

Dieser materielle Reiz, welcher allein den Sinnen schmeichelt, muß, um zur Anmut zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geistes Genüge leistet. Ohne sie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und sie ist es allein, die ihn zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunstmäßigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die größere Weichheit und den sanfteren Fluß der Umrisse versteckt, aber sie darf nicht verschwinden, und in einem wahrhaft schönen weiblichen Bau muß die technische Vollkommenheit ebenso durchschimmern, als sie in einigen übriggebliebenen Kunstwerken des Altertums dem Auge in der Tat sichtbar ist, wenigstens wenn dasselbe die Leitung des Gefühlsinns zu Hilfe ruft. Wie aus der sinnlichen Harmonie des Baues die reine Kunstmäßigkeit hervorblicken muß, so wird, wenn die Gestalt vollendet heißen soll, von beiden noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbständigkeit strahlen alsdann aus dem Wuchs und den Gesichtszügen hervor. Ohne ein übermütiges Streben nach Herrschaft zu verraten, begnügt sich die aufgerichtete Gestalt, der Fesseln entledigt zu sein, die sonst alles Lebendige binden. In eigener Kraft erhebt sie sich und unterwirft sich willig den Gesetzen einer Ordnung, die sich mit ihrer Freiheit vertragen. Also weit entfernt, daß der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermißt werden sollte, so ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freiwillig unter.

An diesem Charakter einer größeren Anmutigkeit, als man sie von der bloß menschlichen Bildung erwartet, ist die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich sichtbar muß nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit sein; nur zeigt sich hier der sehr merkwürdige Unterschied, daß die

letztere nicht sowohl, wenn sie da ist, leicht bemerkt, als wo sie fehlt, vermißt wird. Der eigentliche Geschlechtsausdruck ist in der männlichen Gestalt weniger hervorstechend, und kaum dürfte es möglich sein, das Ideal reiner Männlichkeit ebenso wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit zu vereinzeln. Schon bei dem ersten Anblick beider Gestalten wird man gewahr, daß der Geschlechtsbau bei der männlichen bei weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden ist. Bei der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Teile, die das Geschlecht bezeichnen oder nicht bezeichnen, in eine Form gegossen und die Schönheit sogar davon abhängig gemacht. Bei jener hat sie sich hierin eine größere Sorglosigkeit erlaubt; sie verstattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geschlecht angehört, und ist zufrieden, dieses, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte sie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Wesen des Mannes und zeichnete ihn durch den Ausdruck größerer Kraft, mehr reger und schneller Anstrengung und geringerer Masse. Diese besondere Eigentümlichkeit aber läßt sich nicht gerade auf die Rechnung seines Geschlechts setzen. Denn da sie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menschheit widerspricht, so kann sie der rein menschlichen sowie die entgegengesetzte der weiblichen Form eigentümlich sein; die größere Unabhängigkeit von dem Geschlechtsunterschied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freiheit auch die Gestalt des Mannes verrät, desto männlicher erklärt ihn selbst das alltägliche Urteil. Noch mehr als in der weiblichen Schönheit muß die Kraft die Masse überwunden haben, und wir verzeihen es eher, wenn sich jene selbst mit Verletzung der bloßen Anmut zu sichtbar hervor-

drängt, als wenn sie im Gegenteil dieser unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft gestärkt wird, und sinkt immer um so viel herab, als man dem Genuß Übergewicht über die Tätigkeit verstattet. Selbst die Art, wie man das Wachstum der Kraft befördert, ist nicht gleichgültig, und immer wird sie da weniger männlich erscheinen, wo man sie mehr mit Fülle nährt als durch Anstrengung übt. So dachten sich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht seiner Natur als durch die Anstrengung seines Willens. Seine Bildung ist noch zarter und jugendlicher als die der übrigen Götter, seine Hüften sind weiblicher ausgeschweift, und der ganze Bau seiner Glieder ist voller und runder. Indes er, mit der tätigen Kraft des Mannes gerüstet, gerade die Eigentümlichkeiten des Geschlechts in seinem Charakter ausdrückt, nähert er sich dennoch der Grenze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft und ist überhaupt ebenso wie diese, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie sie das treueste Bild reiner Weiblichkeit ist, so stellt er eine Abweichung von der Mannheit dar, und überhaupt wird der Mann jederzeit in demselben Grade mehr von seinem Geschlecht ausarten, als er sich von demselben beherrschen läßt. Obgleich dies im ganzen auch bei den Weibern der Fall ist und in der Heftigkeit des Affekts die lieblichsten Züge der Weiblichkeit erlöschen, so ist doch hier die Grenze weiter gesteckt, und es ist den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geschlecht nachzugeben verstattet, indes der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen muß. Aber gerade dies bestätigt aufs neue die große Freiheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechts. Denn ohne an seine

ursprüngliche Naturbestimmung zu erinnern, kann er die höchste Männlichkeit verraten, da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal sichtbar sein wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Wesen mag verbreitet sein. Schon von selbst stimmt der männliche Körperbau fast durchaus mit den Erwartungen überein, die man sich von dem menschlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Parteilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichsam zur Regel, von welcher die Verschiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorstellen. Auch der parteiloseste Betrachter muß gestehen, daß der letztere mehr den bestimmten, der männliche dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt: die Masse durch Form zu besiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geschlechtseigentümlichkeit übrig, welche da, wo die höchste Schönheit hervorgehen soll, in der reinen Menschlichkeit sich verlieren müssen. Wenn der Körper des Weibes eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begrenzt, darbietet, so erhebt die dem Manne eigentümliche Kraft und Heftigkeit auf dem seinigen hervorragende Sehnen, und sein stärkerer Bau, weniger mit mildernden Fleische bekleidet, deutet alle Umrisse sichtbarer an. Alle Ecken springen schneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgeteilt und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit strenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie, entwirft. Was hier in seinen Extremen geschildert ist, läßt freilich auch mit genauer Beobachtung der natürlichen Wahrheit eine große Veredlung zu. Aber selbst bei der höchsten wird eine Bestimmtheit übrig bleiben, welche sich der Grenze der Härte nähert. Solch ein Ideal ist nach dem Urteil der Kunstkenner der Farnesische



Wilhelm [illegible]

Herkules. Nach langer Arbeit ruht er aus, gestützt auf das Werkzeug seiner Kraft. Riesen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anstrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevollem Schweiß den Sieg erkämpft. Zu derselben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genusses ist überall, selbst da entfernt, wo derselbe die männliche Kraft belohnt. Festigkeit, Bestimmtheit und eine Schärfe der Umrisse, die leicht in Härte auszuarten Gefahr läuft, machen also ein zweites wesentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht schon die Hand der Natur oder die moralische Kultur diese Züge wohltätig gemildert hat, da rauben sie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freiheit, die sie durch ihre größere Unabhängigkeit von dem Geschlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen strebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geschlechter fängt an, in demselben zu erlöschen, und in der jugendlichen Gestalt der Götter verliert sich die scharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen. Wenn Herkules sich zum Olymp emporgeschwungen hat und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdenlebens vergißt, so umwallt auch seine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen sich die entfesselten Glieder. Sich diesem Ideale zu nähern, kann auch der Mensch versuchen, und die Verbindung der menschlichen Schönheit mit der männlichen hilft erst die letztere vollenden. Großenteils vermag die Seele von innen heraus diesen Vorzug hervorzuschaffen; aber

noch mehr ist er, insofern er nicht den Ausdruck des moralischen Charakters verstärken, sondern die eigentliche Schönheit erhöhen soll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich ist dies in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewissermaßen weiblicher ist, auf der schmalen Grenze zwischen beiden Geschlechtern steht. Alsdann erscheint die eigentümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze. Jede einengende Schranke ist entfernt, und alles vereinigt sich zu dem lebendigsten Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie, die durch Anmut gemäßigt ist. Ein solches Ideal echter Männlichkeit erblicken wir im Vatikanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit ist in ihm in die schönste Götterjugend gekleidet, alle Züge der Bildung sind sanft und oft nur noch dem Gefühl bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in seiner Hand und der Köcher auf der Schulter in Schrecken setzen, so durchdringt uns die stille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unser Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern, so würden wir die Härte, welche die Gestalt des Mannes so oft begleitet, minder übersehen und durch sie mehr an das Geschlecht als an die Gattung erinnert werden. Indes liegt es doch nicht sowohl an einem Mangel ästhetischer Reizbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geist seiner Bildung, wenn wir bei ihm mehr auf Bestimmtheit als auf Schönheit der Formen achten. Diese Bestimmtheit ist ein ebenso charakteristisches Merkmal seiner Bildung, als es Reiz und Anmut bei der weiblichen ist — daher man ihm ebenso wenig Unbestimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Dies bringt den hohen Ausdruck selbsttätiger Kraft in ihm hervor und verbindet alle einzelnen Teile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und selbständigen Wesens, als zu der sinnlichen

Einheit der Form, auf der wir so gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach diesen Merkmalen sollte man indes in der Gestalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen und an Schönheit verzweifeln, wenn sich mit jener strengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reizende Anmut verbinden könnte. Dies aber ist bei der männlichen Schönheit in der Tat der Fall; die abstrakte Einheit des Begriffs, welche dem Verstand Genüge leistet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchsten Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse ist der leiseste Übergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnastischen Übungen, harte Arbeit, welche die Bildung entstellt, mindere Freiheit von Sorge und von mechanischer Beschäftigung und die ganze der Schönheit ungünstige Neigung des Zeitalters es schwieriger gemacht, dies an dem lebenden männlichen Körper zu bestätigen, so dürfen wir uns nur an die Kunstwerke des Altertums wenden. Auch der Schatten der Härte ist dort verbannt, und die Umrisse der männlichen Gestalt fließen gleich sanft, nur mit mehr Sparsamkeit des Stoffes als in der weiblichen ineinander. Vorzüglich sichtbar ist dies in dem höchsten Ideal des Mannes, wo der physischen Eigentümlichkeit zugleich die intellektuelle und moralische zur Seite steht. Reiz und Anmut gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur daß sie der letzteren das Gesetz selbst zu geben, bei der ersteren mehr das Gesetz des Verstandes auszuführen scheinen.

Bei dieser Schilderung der Gestalt beider Geschlechter ist es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre inneren Eigentümlichkeiten erinnert zu werden. Wie sehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denselben anzustellen, um nicht dadurch

die Lauterkeit der Beobachtung zu stören, so muß sich die Ähnlichkeit selbst wider seinen Willen ihm aufdringen. Denn überhaupt ist keine Gestalt eines organischen Wesens rein, nur von sich selbst abhängig, sondern jede wird durch den Begriff desselben und die ihm inwohnende Kraft bestimmt. In der unorganischen Natur ist alle Gestalt bloße Masse, wenn nicht willkürlich, doch wenigstens nicht nach inneren Gesetzen, sondern durch äußere Einwirkungen aneinander gehäuft. Von Kraft ist keine Spur, als von derjenigen, durch welche die Masse mächtig ist; und daher sind Formen dieser Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantasie ihnen willkürlich, nach unbestimmten Ähnlichkeiten, beilegen will. Ganz anders ist es schon in dem Reiche, welches zunächst an dieses grenzt. Die Pflanze strebt mit eigenem Leben empor und streckt vielfach geteilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eigenen abzusondern. Hier ist nicht mehr wie dort, wo eine rohe ungeschiedene Masse auf einem sichern Grunde ruhte, die Gestalt bloß nach mechanischen Gesetzen begreiflich; es offenbart sich in ihr eine innere formende Kraft. Dieser strebt indes die Materie entgegen, und daher stellt jeder organische Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Teil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerstand zu leisten, so begünstigt sie die Kraft, indem sie derselben, gerade wie in dem innern Wesen die Empfänglichkeit der Selbsttätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht und sie durch Leichtigkeit mildert. Die Beschaffenheit und das Verhältnis dieser beiden Elemente, der Umfang der Kraft und die Art, wie die Materie sie verkörpert, bestimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher sich jeder Naturgestalt ihr Rang anweisen ließe. Bei diesem Geschäft müßte man sich aber hüten, über die äußere

Bildung hinauszugehen. Unmittelbar die Gestalt muß die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und tut dies auch in der Tat. Wo die ganze Masse, in mehrere einzelne Glieder verteilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt; wo in dieser Verteilung, wie in den Umrissen überhaupt, Ebenmaß und Regel herrscht, da ist eine bildende Kraft sichtbar, welche diese aus den Gesetzen der bloßen Materie unerklärbaren Erscheinungen hervorbringt und der Tätigkeit sowohl ihren Umfang als ihre Grenzen bestimmt. Das erstere ist vorzüglich in der menschlichen Gestalt offenbar, die nicht bloß, wie jede organische Bildung, eine bildende Kraft und einen bildsamen Stoff überhaupt zeigt, sondern auch eine unbeschränkte, schlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausschließlich bestimmte Kraft, und einen Stoff, der, anstatt derselben zu widerstreben, ihr vielmehr entgegenzukommen scheint.

Durch die ganze übrige tierische Schöpfung sehen wir, daß jedem Wesen eine bestimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewiesen, alle übrigen hingegen versagt sind. Nicht genug aber, daß es die letzteren nicht wirklich einzuschlagen vermag, so ist es nicht einmal imstande, dies zu begehren, und seine Neigung ist wie sein Vermögen gefesselt. Dagegen ist der Tätigkeit des Menschen schlechterdings keine einzelne Richtung ausschließlich vorgeschrieben; was seiner Natur unmittelbar versagt scheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Übung, die äußern durch allerlei Hilfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche selbst kann er wenigstens verlangend versuchen. Diese Eigentümlichkeit nun verrät auch unmittelbar seine Gestalt, und das unterscheidende physiognomische Merkmal derselben ist eine solche Beschaffenheit der Bildung, mit welcher selbst der Gedanke des Zwangs

unverträglich, und die nur durch Freiheit erklärbar ist *). Zwar offenbart sich dieses nicht in irgendeinem einzelnen Zuge, sondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freien Zusammenstimmung aller Teile, daher es auch nur gesehen und empfunden und nicht mit Worten beschrieben werden kann. Wenngleich aber der Mensch durch diese ihm eigentümliche Freiheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt scheint, so tritt er darum noch nicht aus den Grenzen der Natur, sondern diese sind in dem menschlichen Bau nur weitergerückt. Denn indem die Materie die freie Tätigkeit des Geistes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beschränkt, mildert sie auch durch ihre ruhige Stetigkeit die ungestüme Gewalt, mit welcher die Will-

*) Auf ähnliche Weise als hier, wenngleich nur in den ersten Grundzügen beim Menschen geschehen ist, ließe sich eine Physiognomik aller Tiergattungen entwerfen, bei der nur vorzüglich die beiden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkür einer spielenden Einbildungskraft noch dem mit den innern Eigenschaften des Geschöpfes vertrauten Verstande ein einseitiges Übergewicht einzuräumen; folglich erstens nicht bloßen Grillen zu folgen, sondern überall an der Hand der Naturgeschichte von dem eigentlichen Körperbau, insofern er auf die Gestalt Einfluß hat, auszugehen; zweitens dem Begriff der innern Vollkommenheit des Geschöpfes, wie schon oben erinnert ist, auf diese physiognomische Beurteilung seiner Gestalt keinen Einfluß zu verstatten und es sich anfangs wenigstens nicht stören zu lassen, wenn auch vollkommenere Tiere in Absicht ihrer Gestalt einen niedrigeren Platz erhielten oder umgekehrt. Von dem Tierreich dürfte man hernach den Übergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

für sich äußert; und indem der Geist durch seine strenge Gesetzmäßigkeit der Materie Zwang antut, so beschränkt er zugleich ihren Überfluß, der unaufhörlich bestrebt ist, die Form zu vernichten. Da der Mensch als ein gemischtes Wesen Freiheit mit Naturnotwendigkeit verknüpft, so erreicht er nur durch das vollkommenste Gleichgewicht beider das Ideal reiner Menschheit. Zwar müßte, wenn die moralische Würde behauptet werden sollte, der Wille herrschen, aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur, und eben dies müßte auch die äußere Bildung verkündigen. Hier aber sieht sich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlassen, welche ihr nirgends die Gestalt eines solchen reinen, über alle Geschlechtseigentümlichkeit erhabenen Wesens zeigt, und es wird ihr sogar schwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem sie den Charakter des einen Geschlechts zu verwischen bemüht ist, läuft sie Gefahr, den des andern an die Stelle zu setzen oder, wenn sie dies vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbestimmtheit zu schwächen. Indes ist es dennoch unleugbar, daß zuweilen selbst in der Wirklichkeit, wenngleich nur einzelne Züge einer Gestalt durchschimmern, die, als rein menschlich, zwischen der männlichen und weiblichen mitten inne steht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in seiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hier und da findet man etwas Überweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und ebenso stößt man bei Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geschlechts zu setzen vermag. Von dieser Art ist z. B. eine gewisse ruhige Größe, welche nicht durch Natur, sondern durch Willensstärke entsteht, und die in einer weiblichen Gestalt niemals unweiblich erscheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht sowohl männlich als mensch-

lich heißen muß. Sammelte man dies und ähnliche Merkmale (die man vielleicht so am richtigsten auffaßte, daß man sich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Beibehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übertragen werden könnte) in ein Bild zusammen, so würde sich eine kunstmäßige Bestimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewalttätigkeit gleichweit entfernt wäre, und mit dieser würde sich eine Anmut gatten, die, ohne sie verdrängen zu wollen, ebenso wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede sich schwächen; über dem Bemühen, beide ganz aufzufassen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermischung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von diesen beiden charakteristischen Merkmalen der menschlichen Gestalt, deren eigentümliche Verschiedenheit in der Einheit des Ideals verschwindet, herrscht in jedem Geschlecht eins vorzugsweise, indes das andre nur nicht vermißt wird. Dadurch beziehen sich beide wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen aufeinander und nötigen durch ihren gegenseitigen Mangel das Gemüt, sie im Ideal zu ergänzen. In der Gestalt des Mannes offenbart sich durchaus eine strengere, in der Gestalt des Weibes eine liberalere Herrschaft des Geistes; dort spricht der Wille lauter, hier die Natur. So wie größere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen bestimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und selbst hervorzubringen, so verrät dies auch sein höherer Wuchs, seine mehr hervortretende Brust, seine stärkere Knochenmasse und das minder verdeckte Spiel seiner Muskeln. Kleiner, mit größerer Fülle begabt und mit stetigeren Umrissen, genießt das weibliche Geschlecht einer gleichgroßen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als

Geschmeidigkeit erscheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommensten Sieg errungen und den Stoff fast bis zur gänzlichen Vertilgung seines Naturcharakters ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff seine Eigentümlichkeit mehr zu behaupten gewußt, und indem er sich unterwirft, flieht er den Ausdruck seines Unterliegens. Da nun auf diese Art jedes der beiden Geschlechter zwar die ganze Menschheit in allen ihren Eigentümlichkeiten, aber nach einer mehr einseitigen Richtung zeigt, so muß notwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch, daß eine Seite überwiegend ist, entsteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrschen zu sehen, und so, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch wenigstens in der Phantasie das gestörte Gleichgewicht wiederum herzustellen.

So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit verhalten, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden, haben wir gehört, ist die Menschheit ausgedrückt, denn jedes stellt die beiden in ihr vereinten Naturen dar; nur daß in jedem eine dieser beiden Naturen das Übergewicht hat. Ebenso kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur ein Bestandteil derselben, ohne jedoch den andern auszuschließen. Wie in der Menschheit sich die Naturnotwendigkeit mit der Freiheit gattet, so sehen wir in der Schönheit die Materie mit der Form gepaart. Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint, so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie und die Geburt der Willkür als ein Werk des Gesetzes. Wo sich daher die Menschheit zeigt, da wird auch Schön-

heit möglich sein; denn beide verhalten sich wie Wirklichkeit und Erscheinung, Urbild und Abbild zueinander, und wie die Menschheit spezifiziert ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit sein. Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stetigkeit des Stoffes unterstützen. Aber beide Gestalten müßten jedem Anspruch auf Schönheit entsagen, wenn nicht jede diese beiden Vorzüge in sich vereinte und es nicht bloß ein Übergewicht eines derselben wäre, welches die eine von der andern und beide vom Ideal unterscheidet. Denn erhaben über den Kampf, in den alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigentümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterscheidet, behauptet das Ideal der Schönheit sowie das Ideal der Menschheit das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Funktionen aus.

Wenn dies Gleichgewicht beider Prinzipien der Schönheit gestört, nicht aber zugleich auch ihre Verbindung aufgehoben wird, so entstehen statt der einfachen idealischen Schönheit zwei verschiedene, aber minder vollkommene Gattungen. Beide bringen die Harmonie hervor, welche das Schönheitsgefühl charakterisiert, aber jede geht diesem Ziel auf einem andern Wege entgegen. Indem sich die eine durch einen überwiegenden Ausdruck von Gesetzmäßigkeit der Vernunft empfiehlt, so wird zugleich durch die Anmut der Darstellung die Einbildungskraft ins Interesse gezogen; indem die andere durch eine scheinbare Willkürlichkeit der Einbildungskraft schmeichelt, so unterwirft sie dieselbe zugleich durch eine wahre Notwendigkeit dem Gesetze. Dies erfahren wir in der Einwirkung der Schönheit beider Geschlechter

auf das Gefühl. Die männliche fordert durch verwickeltere Formen zunächst nur den Verstand auf, dessen Befriedigung sich erst später in das wahre Schönheitsgefühl auflöst. Die weibliche gibt durch ihre einfacheren Formen der Einbildungskraft mehr Freiheit und ladet zunächst bloß durch Üppigkeit des Stoffes die Sinne ein, bis erst bei längerem Verweilen und tieferem Studium auch die ernsteren Forderungen der Schönheit befriedigt werden. Weil aber auf diesem Wege immer ein Übergewicht auf der einen Seite, folglich auf der andern ein Mangel bleibt, so tut keine von beiden dem ästhetischen Gefühl Genüge, welches seiner Natur nach zum Vollendeten strebt und sich nicht eher als beim Ideal zur Ruhe gibt. Von der einen Bildung geht es daher zur andern über und strebt, indem es durch die Eigentümlichkeiten der einen die entgegengesetzten der andern aufhebt, beide in ein Ganzes zu verknüpfen, um wenigstens Augenblicke lang das Ideal festzuhalten. Diese Beziehung der zweifachen Geschlechtsbildung auf die idealische Schönheit macht, daß jede nur eigentlich insofern wahrhaft schön erscheint, als ihr die andere gegenübersteht, jede (um ein kühneres Bild zu gebrauchen) nur einen Akkord anschlägt, welcher erst in der andern vollkommen austönt. Auch hier stehen die Geschlechter in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander; denn beschränkt für sich, gewinnen sie auch hier nur durch ihre innige Gemeinschaft Vollendung. Aber ebenso wie die Schranken der Geschlechtsbildung die Phantasie unaufhörlich zur Hervorbringung des Ideals auffordern, so führen die Schranken dieses Vermögens notwendig wieder zu der Geschlechtsbildung zurück. Vergebens würde die Phantasie die Herrschaft der Form gegen die Freiheit des Stoffes völlig gleichmäßig abzuwägen versuchen; denn da sie immer nur von einer Seite ausgehen könnte, so würde sie auch entweder der einen oder der andern ein Über-

gewicht einräumen und dadurch, ohne es selbst zu bemerken, zur männlichen und weiblichen Bildung zurückkehren.

Wenn nun aber das nach Vollendung strebende ästhetische Gefühl von der einen Geschlechtsbildung unbefriedigt zur andern übergeht, so wird es hierin selbst von der eigentümlichen Beschaffenheit beider unterstützt. Denn ihrer charakteristischen Verschiedenheiten ungeachtet, nähern sich die männliche und weibliche Bildung dadurch einander, daß in jeder dem besondern Ausdruck des Geschlechts der allgemeine Ausdruck der Menschheit zur Seite steht. Indem die Übereinstimmung mit dem Ideal, zu welcher der letztere berechtigt, durch die Schranken des ersteren begrenzt wird, entstehen die besondern Arten der Schönheit, die wir die männliche und die weibliche nennen. Ohne den Charakter des Geschlechts besäße der Mann keine eigentümliche Schönheit, ohne den Charakter der Menschheit überhaupt keine Schönheit; und eben dies ist mit dem Weibe der Fall, wenngleich die weibliche Bildung, gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt scheint. Überall muß man sich gewöhnen, das Geschlecht als Schranke zu betrachten, da es von der Summe der Anlagen, welche der Begriff der Gattung in sich faßt, immer eine gewisse Anzahl einseitig ausschließt. In der Menschheit hebt es die gegenseitige Freiheit auf, mit welcher die Selbsttätigkeit und Empfänglichkeit in dem Ideale zusammenwirken, und damit sich jede in einem eigenen Wesen darstelle, muß (da sie einander doch niemals ganz entbehren können) die eine der andern untergeordnet werden. Wo nun die Selbsttätigkeit die Empfänglichkeit unterdrückt, da muß auch in der Erscheinung der Stoff der Form dienen, und das Gegenteil muß da stattfinden, wo die Selbsttätigkeit der Empfänglichkeit weicht. Alle Schönheit aber beruht auf einer freien Verbindung der Form mit dem Stoff,

und wenn sich dieselbe auch (insofern man von ihren höchsten Graden abstrahiert) mit dem einseitigen Übergewicht eines ihrer beiden Elemente verträgt, so erlaubt sie doch nie gänzliche Unterdrückung des andern oder, was auf dasselbe hinausläuft, wirkliche Trennung beider.

Kaum ist es indes nötig, dasjenige noch aus Begriffen beweisen zu wollen, was sich schon innerhalb des Kreises der Erfahrung so mannigfaltig bestätigt. Im Mann und im Weib findet unser ästhetisches Gefühl nur insofern Schönheit, als der Charakter der Menschheit den Charakter des Geschlechts veredelt hat. Der unkultivierte männliche Naturcharakter, außer Zusammenhang mit dem moralischen Menschencharakter betrachtet, drückt den Zügen das Gepräge der Härte und Gewalttätigkeit auf, und die zu scharfe Zeichnung der Form verbannt alle Weichheit des Stoffes, ohne deswegen auch notwendig den Verstand durch Gesetzmäßigkeit zu befriedigen. Dagegen zeigt die weibliche Bildung, wenn wir uns die Weiblichkeit gleich entblößt von menschlicher Kultur denken, eine plumpe Masse, die allein Trägheit und Schlaffheit verrät, und der Überfluß des Stoffes unterdrückt alle Spuren der Form. Unfähig zu jedem freieren Aufschwung, wird die Gestalt nur durch den Ausdruck der Begierde belebt und gibt dadurch das widrige Bild einer kraftlosen Heftigkeit. Könnte man sich daher den Geschlechtscharakter vereinzelt denken, so würde der Ausdruck der zeugenden Kraft bloß in gewalttätiger Anstrengung der Energie, der Ausdruck der empfangenden allein in üppigem Übermaße des Stoffes bestehen, und indem jener dem auf einzelne Zwecke gerichteten Verstande, dieser der groben Sinnlichkeit einseitig Genüge täte, würde jeder den ästhetischen Sinn unbefriedigt lassen.

Daß der Geschlechtscharakter in der Tat nur in Verbindung mit

dem höheren Menschencharakter der Schönheit fähig ist, wird alsdann noch anschaulicher, wenn man ihn getrennt von diesem betrachtet. Unmittelbar wie man das Gebiet der Menschheit verläßt, sinkt auch die Schönheit herab; aber unmittelbar zeigt sich auch alsdann zwischen beiden Geschlechtern eine in ihren wesentlichen Eigentümlichkeiten notwendig gegründete Verschiedenheit. Das männliche Geschlecht behält, auch wenn es gänzlich auf seinen bloßen Naturcharakter zurückgesetzt ist, doch immer den Ausdruck einer Kraft, die zwar, von roher Wildheit begleitet, furchtbar und zurückstoßend ist, aber doch immer, zumal wo alle moralische Forderungen hinwegfallen, Interesse und Staunen erweckt. In dem weiblichen hingegen unterdrückt alsdann die Materie die Kraft, und dieser Verlust wird durch keine Anmut vergütet. Hieraus muß man sich die auffallende Erscheinung erklären, daß im Tierreiche beide Geschlechter in Absicht auf ihre Schönheit in einem so gänzlich umgekehrten Verhältnis als in der Menschheit stehen. Denn anstatt daß im Menschen das schwächere Geschlecht dem stärkeren an Schönheit nicht nur vollkommen gleich ist, sondern es sogar darin übertrifft, so sind dagegen durchaus alle weiblichen Tiere auffallend weniger schön als die männlichen ihrer Gattung. Vergebens würde man den Grund dieser Verschiedenheit in dem organischen Körperbau aufsuchen wollen, da die aus der eigentlichen Struktur des Körpers erkennbaren Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit, der Analogie der Naturgesetze zufolge, notwendig überall dieselben sein müssen. Auch findet man bei den Tieren in der Tat dieselben physischen Eigentümlichkeiten der Geschlechter wie bei dem Menschen; auch dort ist das weibliche in Vergleichung mit dem männlichen durchaus kleiner, schwächer, von zarterem Knochenbau und mit mehr Masse begabt. Die allgemeine Natur der Tierheit ist es daher, welche allein den Grund jener Erscheinung

enthält. Unfähig durch sich selbst Ansprüche auf Würde zu machen, sinkt dieselbe durch weibliche Kleinheit, Schwäche und Weichheit gänzlich herab und kann nur noch durch männliche Größe, Kraft und Festigkeit gewinnen. Da die physische Schwäche der Weiblichkeit in ihr nicht durch moralische Stärke gehoben wird, so erscheint dieselbe als bloßer Ausdruck des Unvermögens, der auch in der weiblich-menschlichen Gestalt erst ausgelöscht sein muß, wenn sie der Schönheit fähig sein soll; da aber von der tierischen Gestalt nur physische Vorzüge gefordert werden, so schadet es dagegen nichts, wenn der Ausdruck männlicher Unabhängigkeit in einen Ausdruck gesetzloser Willkür ausartet.
Ohne indes bis zur Tierheit hinabzusteigen, lassen sich die obigen Behauptungen auch durch Beispiele aus der menschlichen Natur selbst bestätigen. Unter denjenigen Nationen, die noch ohne alle Kultur im ursprünglichen Stande der Wildheit leben, ist die Gestalt der Weiber fast ebenso wenig an Schönheit mit der Gestalt der Männer vergleichbar; und wenn man auch unter gebildeten Nationen hier und da ähnliche Ungleichheiten bemerkt, so würde eine genauere Untersuchung wahrscheinlich auch auf ähnliche Ursachen führen. Wenigstens sehen wir auch unter uns, daß, wo männliche und weibliche Gestalten das Gepräge ausschweifender Sittenlosigkeit an sich tragen, wo die Menschheit in ihnen entadelt und die Freiheit der Vernunft unterdrückt ist, die letzteren immer einen noch ekelhafteren und widrigeren Eindruck hervorbringen als die ersteren, die wenigstens noch durch den Ausdruck physischer Kraft eine gewisse Haltung bekommen. In allen diesen Fällen nun kehrt dieselbe Erscheinung zurück; überall ist die weibliche Gestalt nur für den höchsten Ausdruck geschaffen, und wenn sie nicht in menschlicher Schönheit auftritt, so ist ihr Schönheit überhaupt fremd. Freilich aber gilt dies allein bei

der ästhetischen Beurteilung; nur da, wo der Mensch, nicht das Geschlecht, die Entscheidung fällt. Hier schmeichelt ohne Unterschied die Bildung des einen Geschlechts der Neigung des andern, und leicht gewinnt hier jedes bei dem andern den Preis. Nur wo in feiner organisierten Seelen das Gefühl für das Schöne alle Empfindungen harmonisch gestimmt hat, ist auch diese Neigung höheren Forderungen untergeordnet, nur da wird der bloße Geschlechtstrieb in menschliche Liebe verwandelt und von dem beschränkten Gebiet der Sinne in das idealische der Phantasie hinübergeführt. Sonst dehnt sich vielmehr diese Unlauterkeit des Geschmacks auf alle Gegenstände aus, die nur irgend diese Seite berühren; und untersuchten wir die Urteile genau, die im Kreise des gesellschaftlichen Lebens über Bildung, Mode, Anstand, über Kunstwerke, Theater, Schriften usw., kurz über alles gefällt werden, was im weitesten Verstande zum Gebiete des Geschmacks gehört, so würden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie selten uneigennütziger Beifall echte Schönheit krönt.

Der Geschlechtscharakter ist also als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluß hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es das Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittels der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen, so ist die Geschlechtsschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Überdies ist der Mensch nur, insofern er dem Geschlecht angehört, an diese Schranke gebunden, aber insofern er zugleich die Anlagen zur freien, geschlechtslosen Menschheit in sich trägt, davon losgesprochen. Vermöge der letztern kann er die Vollendung,

welche die Grenzen seines Geschlechts ihm versagen, sich durch Freiheit erwerben und seinen einseitigen Naturcharakter durch seinen moralischen zum Ideal ergänzen; und je lebendiger dieser, sei es durch die Gunst der Natur oder durch die innere Wirksamkeit der Vernunft, auch aus der äußeren Bildung spricht, desto mehr verliert der Ausdruck des Geschlechtscharakters seine Einseitigkeit. Wir sehen aus der Verbindung der Menschheit mit dem Geschlecht eine neue mittlere Schönheit hervorgehen, und diese ist es, welche man gewöhnlich unter der männlichen und weiblichen Schönheit versteht. In ihr ist das Gleichgewicht des Ideals nur um so viel gestört, als es die Beschränktheit endlicher Naturen notwendig macht, und diese Störung selbst erteilt der Gestalt eine so individuelle Mischung der Züge, daß sie dadurch einen neuen Zauber gewinnt. Es ist weder die Menschheit allein noch das Geschlecht, welches im Mann und im Weib erscheint; eigene, in sich geschlossene Gestalten sind beide, welche weder an jene noch an dieses einseitig erinnern. Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für sich allein das Ansehen physischer Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menschlicher Würde gemildert; die blinde Herrschaft der Willkür, die den Mann, ehe er sich der Herrschaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie versetzt, kündigt sich als moralische Freiheit an. So weicht in den Idealen der Kunst der männliche Trotz des Heroen der milden Erhabenheit des Gottes, und so finden wir in diesem den Charakter der Männlichkeit, der fast bis auf seine letzten Spuren vertilgt ist, nur in seiner Übereinstimmung mit der reinen Menschheit wieder.

Noch inniger aber ist in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menschheit verbunden; und noch mehr als in der männlichen geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor,

welche, indem sie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einseitigen Ausdruck jeder gleich täuschend verbirgt. Denn selbst in den höchsten Graden der Vollendung erhält sich der Ausdruck der Weiblichkeit unverkennbar neben dem Ausdruck der reinen Menschheit, und wenn er auch unaufhörlich in ihn überfließt, so geht er doch nie ganz in demselben unter. Allein dieser Eigentümlichkeit ungeachtet, vermag dennoch das Weib nicht weniger als der Mann seiner Schönheit eine von der einseitigen Geschlechtsbildung unabhängige Vollendung zu geben. Zwar kann weder die überwiegende Herrschaft des Stoffes gänzlich aufgehoben noch der Ausdruck physischer Schwäche und Abhängigkeit vertilgt werden, welcher immer die weibliche Gestalt begleitet. Aber indem die freie Kraft der Menschheit sich jener physischen Schwäche zur Seite stellt, bringt sie das Bild einer moralischen, durch sich selbst gemäßigten Stärke hervor, und ebenso wird jene Naturabhängigkeit in eine freiwillige Unterwerfung unter ein selbstgegebenes Gesetz verwandelt. Gleich ungehemmte Kraft spricht daher aus der männlichen und weiblichen Bildung, nur daß sie in der ersteren sich über einen schrankenlosen Wirkungskreis zu verbreiten, in der letzteren sich freiwillig zu mäßigen scheint.

Weil aber beide Geschlechter nie der Endlichkeit entfliehn, so setzt sich dieser idealischen Vollendung der Gestalt in beiden ein ewiges Hindernis entgegen; und nie ist die höchste Schönheit in der Wirklichkeit erreichbar. Das Endliche müßte zum Unendlichen werden, wenn jenes Gleichgewicht in der Erscheinung dargestellt werden sollte, und selbst dann würde kein menschlicher Sinn es aufzufassen vermögen. Allein auch hier zeigt der Ausdruck des zweifachen Geschlechtscharakters einen Weg, sich dem Ziele zu nähern, und auch dem Betrachter kommt er zu Hilfe, der sich von der Erscheinung zur Idee zu erheben versucht. Da

beide Geschlechtsbildungen mit der rein menschlichen verwandt sind, so wecken sie beide das Gefühl echter Schönheit in ihm; da aber jede eine besondere Gattung ausmacht, so wird auch seine Aufmerksamkeit durch jede vorzugsweise auf eine der beiden Gattungen der Schönheit geheftet. Dadurch empfängt er beide Elemente des Ideals einzeln und in verständlicher Klarheit, ohne daß doch die Einheit aufgelöst wird, in welcher das Wesen desselben besteht. Ungestört kann er es nun durch die Schöpfungskraft seiner Phantasie zu bilden versuchen und sich, indem er auch hier wie überall von der Wirklichkeit außer ihm nur den beschränkten Stoff entlehnt, durch innere selbsttätige Kraft zur schrankenlosen Idee erheben.

Man mag daher objektiv auf die Bildung der Geschlechter selbst oder subjektiv auf den Eindruck sehen, den sie hervorbringen, so muß der Geschlechtscharakter, der nur in Vergleichung mit dem Ideal eine einengende Grenze ist, in Rücksicht auf die Schranken endlicher Naturen vielmehr ein Mittel zur Vollkommenheit heißen. Der Ausdruck des männlichen hebt in der Bestimmtheit der Züge die Herrschaft der Form mehr heraus; und da ihn der Ausdruck der reinen Menschheit mildernd begleitet, so kann er sich nicht weiter vom Ideal entfernen, als an sich notwendig ist, jene eine Seite des letzteren vorzugsweise darzustellen. Der Ausdruck des weiblichen zeigt in der Anmut der Züge die Freiheit des Stoffes in einem lebhafteren Bilde und wird auf eben die Weise von demselben Ausdruck der reinen Menschheit beherrscht. Der Mann erscheint nun feuriger, das Weib sanfter, als man sich den geschlechtslosen Menschen denkt; daher pflegt man zu sagen, daß die männliche Schönheit zur Anstrengung auffordere, die weibliche zur Ruhe einlade. Allein diese Ausdrücke schildern nur die gemeine Wirkung der verschiedenen Geschlechtsbildung

auf wenig verfeinerte Sinne und vorzüglich den Eindruck, welchen die Gestalt des einen Geschlechts in dem andern hervorbringt. Wenn die angestrengte Kraft des Mannes erquickende Ruhe, die unbestimmte Sehnsucht des Weibes bestimmende Einheit sucht, so muß beiden ihre gegenseitige Gestalt Befriedigung gewähren, die aber, weil sie Bedürfnissen entspricht, immer eigennützig und der ästhetischen Beurteilung nachteilig ist.

Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weiht, da muß er sich von aller Parteilichkeit lossagen und geschlechtslos allein der Menschheit angehören. Nur in solchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, sein Wesen zu dem höchsten Gleichgewichte zu stimmen und die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt ist, in eins zu verschmelzen. Zu diesem Ziel führt ihn die männliche und weibliche Form auf verschiedenen Wegen. Die weibliche bezaubert zuerst die Sinne durch ihre Anmut; da aber der Stoff ganz Form, die scheinbare Willkür ganz Notwendigkeit und die Fülle des sinnlichen Reizes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so fließt die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweihter Reinheit in die geistige über. Die männliche fordert, indem sie zu den Sinnen spricht, unmittelbar zugleich durch Bestimmtheit den Geist zur Tätigkeit auf; da aber die Form in ihr als Stoff, die Notwendigkeit als Freiheit und die geistige Würde in dem Gewande sinnlicher Anmut auftritt, so geht die zuerst rege gemachte geistige Empfindung in die sinnliche über. Dort geht das Gemüt vom Spiel zum Ernst, hier vom Ernst zum Spiele; und da in beiden Fällen zwei verschiedene Empfindungen entstehen, zwischen welchen das Gemüt unaufhörlich schwankt und die es immer reproduziert, so bringt jede beider Bildungen eine gemischte Stimmung hervor, in welcher der eigentümliche Charakter einer jeden durch den entgegen-

gesetzten gemäßigt ist. Die weibliche Gestalt legt durch diese Verbindung ihre erschlaffende, die männliche ihre anspannende Eigenschaft ab; indem die erstere mit Kraft beseelt, die letztere durch Anmut gemäßigt wird, wirken beide belebend auf das Herz. Dagegen hängt die Zuneigung zu jeder der beiden Formen von der Übereinstimmung des eigenen Charakters mit dem ihrigen ab, und die sanftere Empfindung wird lieber bei der weiblichen, die mehr energische bei der männlichen Schönheit verweilen. Indem nun auf diese Weise die Betrachtung jeder von einer ihr analogen einseitigen Stimmung auszugehen, aber eine gemischte hervorzubringen pflegt, so wird das Gemüt immer von der einen für die andere, und dadurch von beiden für die Idealschönheit empfänglich gemacht.

Nie wird daher der Künstler, der nach der höchsten Wirkung streben soll, das Studium beider Gestalten voneinander trennen oder sich ausschließlich der Darstellung einer widmen dürfen. Aber selbst bei der sorgfältigsten Vermeidung einer solchen Einseitigkeit wird er doch nie in beiden gleich glücklich sein und nie ganz die Neigung überwinden können, die ihn überwiegend zu der einen hinzieht. Denn auch das Kunstgenie fühlt den Einfluß des Geschlechtscharakters, und das angestrengteste Bemühen nach reiner Idealität wird denselben doch nur zu veredlen, schwerlich aber zu vertilgen vermögen. Die männliche Bildung befriedigt sichtbarer durch Richtigkeit der Verhältnisse die Anforderungen der Kunst, die weibliche durch Anmut der Umrisse die Anforderungen des Gefühls an die Schönheit. Das Gefühl aber ist nur dann ein sicherer Führer, wenn der Verstand es ausgebildet hat, und der angehende Künstler muß sich daher zuerst an der männlichen Gestalt üben, wo er den technischen Teil der Kunst fest und deutlich gezeichnet findet. Erst wenn er in diesem Studium be-

trächtliche Fortschritte gemacht hat, wird es seinem Auge gelingen, dieselbe Notwendigkeit der Form auch unter der Hülle weiblicher Anmut zu entdecken, und der letzte schwere Schritt seiner Ausbildung wird es sein, diese Notwendigkeit darzustellen, ohne der Grazie zu schaden. In den höchsten Graden der Vollendung ist die Darstellung der weiblichen Schönheit schwerer; denn zu allen Forderungen, welche die männliche an den Künstler macht, kommt noch die schwierigste hinzu: indem er die strengste Gesetzmäßigkeit beweist, den Schein derselben zu vermeiden. Verlangt man hingegen nur geringere Vollkommenheit, so ist die weibliche Gestalt wieder leichter. Denn wenn in der männlichen jeder Fehler gegen die Wahrheit zu sichtbar ist und es schon ein tieferes Studium erfordert, alle zu vermeiden, so begnügt sich dagegen bei der weiblichen der mittelmäßige Künstler sowie der gewöhnliche Beurteiler mit der bloßen Außenseite der Weiblichkeit, mit Weichheit, Gefälligkeit und Reiz, und übersieht darüber leichter wenn nicht wirkliche Unwahrheit, doch wenigstens Leere.
Selbst in dem echten Künstler, der aber vorzugsweise für weibliche Schönheit gestimmt ist, macht zuerst die Phantasie ihre Ansprüche auf sanfte Stetigkeit und liebliche Anmut geltend, und selbst er fängt von dem sinnlichen Teile der Kunst an (wenn der Ausdruck erlaubt ist), nur daß er nicht auch dabei stehen bleibt, sondern von da zur Idee übergeht. Diese sucht er nun in ihrer höchsten Lauterkeit und Präzision aufzufassen und darzustellen; aber wegen jenes Übergewichts der Phantasie besitzt er nicht sowohl Schärfe als Feinheit des Blickes, nicht sowohl Kühnheit als Zartheit der Hand, und scheint nicht sowohl die einzelnen Züge genau zu unterscheiden, als er vielmehr das Ganze durch kaum bemerkbare Übergänge verbindet. Gerade umgekehrt werden in dem mehr für männliche Schönheit gestimmten zuerst die

Forderungen des Geistes auf Bestimmtheit und Notwendigkeit der Form rege; er fängt von dem geistigen Teile der Kunst an, ergreift mit tiefeindringendem Blick den Charakter der Gestalt und zeichnet ihn mit kraftvollen Zügen, indem er ihn zugleich in anmutige Grazie kleidet und sich dadurch von der Wahrheit zur Schönheit erhebt. Zwar ist es unvermeidlich, bei Schilderungen, wie die hier entworfenen sind, nicht das noch zu sehr zu trennen, was in der Wirklichkeit innig verbunden ist; allein unleugbar wird doch ein solches Übergewicht entgegengesetzter Eigenschaften in diesen beiden verschiedenen Künstleranlagen herrschen und durch das Studium des Ideal-Schönen zwar vermindert, nie aber gänzlich aufgehoben werden.

In welchen Verhältnissen man daher die verschiedene Geschlechtsbildung betrachten mag, so findet man dieselbe immer in einer doppelten Beziehung: auf sich selbst und auf das Ideal; und ebenso wie beide Geschlechter durch ihre inneren, sich gegenseitig unterstützenden Anlagen die menschliche Kraft über den Kreis der Endlichkeit hinaus erweitern, so führen sie durch ihre äußere verschiedene Gestalt das Schönheitsgefühl dem Ideal entgegen. Denn so schwer sich auch die äußere Bildung aus der inneren organischen Bestimmung verständlich machen läßt, so belohnend ist es doch, selbst den verborgenen Zusammenhang der Natur aufzusuchen; und hier bedarf es keiner mühsamen Anstrengung, um sich zu überzeugen, daß keines von beiden Geschlechtern seiner inneren Eigentümlichkeit nach unter einer andern Gestalt, als die es wirklich zeigt, zu erscheinen imstande war. In dem männlichen ist Übergewicht der Kraft charakteristisch, und zwar einer Kraft, die zu zeugen bestimmt ist, sich schnell zu sammeln vermag und immer von *einem* Punkt aus nach außen hin strebt. Mit Schnelligkeit sehen wir sie daher die Muskeln anspannen, mit Heftigkeit

sich aller hindernden Masse entledigen und, ununterbrochene Tätigkeit atmend, den ruhigen Genuß entfernen. Dadurch nähert sie sich der bildenden Kunst, die ebenso wie sie dem lebenden Prinzip Herrschaft in der toten Masse verschafft.

Die empfangende Kraft hingegen besitzt eine größere Fülle; sie ist mehr gemacht, Tätigkeit zu erwidern als ursprünglich zu erzeugen; aber was ihr an Feuer gebricht, das ersetzt sie durch Beharrlichkeit. Durch ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse, Zartheit und Weichheit kündigt sich daher die Weiblichkeit auch in der äußeren Gestalt an und erteilt derselben dadurch, selbst wenn ihr die Schönheit fehlt, doch wenigstens immer den Reiz des Angenehmen, das so oft mit dem eigentlich Schönen verwechselt wird. Da sie nun zugleich keinem Teil sich überwiegend vorzudrängen verstattet und nur die höchste sinnliche Einheit ihr vollkommen entspricht, so steht die weibliche Gestalt überhaupt der Schönheit näher als die männliche, und hat selbst da wenigstens die Form derselben, wo sie auch ihren Gehalt entbehrt. Denn da Freiheit von allem Zwang die Seele jeder Schönheit ist, und die echte Schönheit sich nur dadurch unterscheidet, daß sie mit dieser Eigenschaft die höchste Realität und Bestimmtheit verbindet, so muß schon die bloße Stetigkeit, Flüssigkeit und Kühnheit der Formen als ein Analogon der Schönheit erscheinen, weil sie jenen wesentlichen Charakter derselben an sich trägt. Hierauf gründet sich unstreitig die Forderung der Schönheit, die man vorzugsweise vor dem männlichen Geschlecht an das weibliche richtet. Bei dem Mann ist die Schönheit eine Zugabe und ein freies Geschenk der über den einseitigen Geschlechtscharakter siegenden Menschheit in ihm; von dem Weibe wird sie als eine Schuld, die das Geschlecht entrichtet, wie die Weiblichkeit selbst, verlangt. Wie diese, kann sie daher auch bei der Beurteilung

des Innern in Betrachtung kommen und gewissermaßen zur Pflicht gemacht werden; denn der innere Charakter der Weiblichkeit kann keinen andern Ausdruck als Schönheit haben. Mit Unrecht aber würde man diese noch gehaltlose Schönheit, die nur eine eigene beschränkte Gattung ist, mit jener echten und idealischen verwechseln, zu welcher vielmehr jedes Geschlecht sich nur dadurch erhebt, daß es die reine Menschheit mehr in sich geltend zu machen, das männliche, daß es mehr Freiheit, das weibliche, daß es mehr Notwendigkeit zu erlangen versucht.

Nicht immer aber wird durch dies doppelte Bemühen die eigentliche Schönheit erhöht. Sehr oft erhält die Gestalt nur einen lebhafteren Ausdruck dadurch, und der Ausdruck ist wesentlich von der Schönheit verschieden. Zwar werden in der Erfahrung oft beide miteinander verwechselt, und nicht selten hören wir Bildungen schön nennen, die bloß interessant heißen dürften. Wie sonst so oft durch die Sinnlichkeit, so wird hier das ästhetische Gefühl durch den Verstand irregeführt, und es bestätigt sich aufs neue, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüts ist, welche allein für Schönheit empfänglich macht. Wo der Ausdruck vorwaltet, da beherrscht das Gemüt die Züge und hindert sie, ihrer eigenen Freiheit zu folgen. Daher erklärt sich eine solche Bildung nicht wie die bloß ästhetische durch sich selbst, und die Aufmerksamkeit wird von der äußeren Gestalt auf den inneren Charakter gezogen. Die bloß gefällige Bildung hingegen verkündigt die höchste Freiheit der Züge; an keinen bestimmten Ausdruck gebunden, überlassen sie sich allein einer anmutigen Stetigkeit. Darum wird zwar hier das Auge nicht von der Gestalt hinweg zu etwas anderm hinübergeführt; aber es ist ihm gleich unmöglich, auf dieser Leerheit zu verweilen. Nur die schöne Gestalt, die zwischen beiden in der Mitte steht, enthält in sich

vollendet zugleich alles, was dem Sinn und was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltvollste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmut der Züge verbunden. Darum aber findet nun auch der Betrachter in ihr seine kühnsten Erwartungen übertroffen, und da er das ganze Wesen in vollkommener Einheit erblickt, so trennt seine Phantasie nicht mehr die äußere Gestalt von der inneren Bedeutung. Also nicht deswegen, weil ihr der Charakter mangelt, sondern deswegen, weil sie ihn nicht auf Unkosten der Freiheit hervorstechen läßt, ist die Schönheit von dem Ausdruck zu unterscheiden. Indem sich der letztere bloß auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, also auf eine enge Wirklichkeit beschränkt, drückt die Schönheit vielmehr das Total des Charakters und das unendliche Vermögen desselben aus, aus welchem alle einzelnen Äußerungen fließen. Da aber das Unendliche in der Erscheinung unerreichbar ist, so bleibt freilich auch die höchste menschliche Schönheit in gewissem Verstande nur Ausdruck, und so kommt es nur darauf an, den letzteren der Schönheit zu nähern. Von einem Bilde des vorübergehenden Affekts muß er zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben werden, und zwar eines Charakters, der nicht bloß von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ist.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß, obgleich der Ausdruck der Schönheit sogar Gefahr droht, dennoch der bessere Geschmack unsers Zeitalters fast ausschließlich auf ihn gerichtet ist. Sowohl in Gemälden als in den Werken der bildenden Kunst vergessen wir Grazie und Schönheit über der Zeichnung der Charaktere und oft nur der momentanen leidenschaftlichen Stimmung derselben; dem Dichter übersehen wir Fehler der Komposition des Ganzen, auf welcher die Schönheit beruht, wenn er uns nur durch Charakterausdruck Genüge leistet, und ebenso verzeihen

wir dem Schriftsteller überhaupt Mangel an kunstvoller Einheit der Darstellung, wenn er uns nur durch kühne und originelle Wendungen interessiert. Der wahre Tonkünstler, der sich über den willkürlichen Anspruch der Mode hinaussetzt, führt eine ähnliche Klage; und wer sich gewöhnt hat, das Gesetz der Schönheit auch auf Gegenstände des täglichen Lebens anzuwenden, der muß in unserm Umgang, unserm Anstand, unsern Sitten sehr oft die nötige Grazie und das Bestreben nach echter Schönheit vermissen, so sehr auch der Verstand durch den inneren Gehalt und Charakter im einzelnen befriedigt wird. Kaum ist es möglich, sich hierbei nicht an den Einfluß zu erinnern, welchen zwei Nationen von ganz entgegengesetztem Charakter nach und nach auf unsern Geschmack ausgeübt haben, und seine Blicke nicht erwartungsvoll auf eine dritte zu richten, welche den Gehalt wie die Form wieder in ihre Rechte einsetzte und beiden einander zu verdrängen wehrte — wenn sich von einem besondern Nationalcharakter die Vollendung erwarten ließe, die nur das Werk des allgemeinen Vernunftcharakters sein kann. Aber so unmöglich es auch ist, anders als auf diesem Weg zu der echten Schönheit hindurchzudringen, so sehr ist man wieder in Gefahr, gerade auf diesem Weg sie gänzlich zu verfehlen.

Noch mehr als die Schönheit selbst muß die Weiblichkeit von dieser Gefahr bedroht werden, da sie nicht bloß der Schönheit so nah verwandt ist, sondern sich ihr gerade von derjenigen Seite nähert, welche durch den Ausdruck verloren geht; und in der Tat müßte man für die echte Weiblichkeit im Ausdruck besorgt sein, wenn man jenem herrschenden Zeitgeschmack einen Einfluß auf weibliche Bildung zutrauen dürfte. Denn auch hier wird nicht selten das Anziehende mit dem Schönen verwechselt, und unter den verschiedenen Arten des Ausdrucks selbst dem stärker hervor-

stechenden der mehr sanfte und gefällige nachgesetzt. Wie es überhaupt das Schicksal der Weiber ist, weit öfter den einseitigen Forderungen der Sinne oder des Verstandes, als dem Urteil reiner Empfindung unterworfen zu werden, so wird auch bei Beurteilung ihrer Schönheit (wenn man sich ja über das Sinnliche erhebt) noch zu sehr auf irgendeinen hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit Rücksicht genommen, und dagegen zu leicht der Ausdruck eines ruhigen, aber sanften und zarten Gefühls übersehen. Auch jetzt noch hat man sich nicht ganz entwöhnt, nur was pikant ist zu suchen, und gleich, als wäre man sich keiner Schlaffheit bewußt, überall einen erweckenden Reiz zu verlangen. Darum wird gerade der höchste Charakterausdruck, dessen durchgängige Harmonie der Schönheit am meisten empfänglich ist, auch jetzt noch am meisten verkannt und der mehr in die Augen fallende Glanz des Verstandes dem bescheidenen Ausdruck der Empfindung vorgezogen, die sich nur durch Überspannung interessant machen kann. Gerade die echt weiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, aus welchen aber Zartheit des Gefühls, ruhige Sittsamkeit und ein anspruchsloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurückgewiesen, womit man die bloße Herzensgüte mehr zu beschämen als zu belohnen pflegt. Nichts aber ist dem Charakter wahrer Weiblichkeit in der äußeren Bildung verderblicher als diese Stimmung des Geschmacks, die, obgleich sie sich der besseren Richtung des Zeitalters nach ihrem Ende naht und bald nicht mehr die herrschende sein dürfte, doch noch immer zu allgemein ist. Denn da die Eigentümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der Ausdruck aber immer einzelne Züge mehr oder minder heraushebt, so muß er mit demselben in einem notwendigen Widerstreit stehen, und

sehr oft wird man die Unweiblichkeit gewisser Bildungen in der bloßen Stärke des Ausdrucks gegründet finden.

Wer indes von der Vollkommenheit der weiblichen Gestalt, selbst in ihrer Unabhängigkeit von der Schönheit, durchdrungen ist, der wird derselben deshalb nicht weniger Ausdruck beimessen wollen als der männlichen. Sie muß vielmehr, da sie sich ihrer Natur nach weniger an den Verstand als an die Sinne wendet, noch sorgfältiger Leerheit vermeiden. Zwar sind die Grenzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, in der weiblichen Gestalt gewiß enger gezogen — nur daß der weibliche Körper durch seine größere Geschmeidigkeit feinere Verschiedenheiten bemerkbar zu machen fähig ist und dadurch vorzugsweise Feinheit des Ausdrucks besitzt. Denn nicht in einzelnen scharf gezeichneten Zügen, sondern innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar und in edle Einfachheit gekleidet, muß sich der innere Charakter in wahrhaft weiblichen Bildungen darstellen. Ist aber diese vollkommene Harmonie unerreichbar, so ist es sogar weiblicher, wenn die Seele sich nur durchzublicken genügt, als wenn sie sich vorzudrängen strebt. Unstreitig ist also die weibliche Schönheit mit dem Ausdruck, aber nur mit dem höchsten, verträglich. Nur der Charakter, nicht der beschränkte Zustand vorübergehender Neigungen und Affekte stellt sich mit Glück in ihr dar, und auch jener nur in der harmonischen Einheit seiner Kräfte und der Totalität seiner Anlagen. Leichter verstattet daher die Weiblichkeit den Ausdruck der Phantasie und Empfindung als des Verstandes, da dieser mehr auf Trennung, wie jene auf Verbindung gerichtet ist. Allein selbst die Verstandeskräfte wirken in dem Weibe weniger trennend als verbindend, woraus vorzugsweise die eigentümliche Erscheinung entspringt, die wir Geist nennen und die der Mann nicht immer mit gleicher

Leichtigkeit erwirbt. Durchaus stehen daher Schönheit und Weiblichkeit in gleichem Verhältnis zum Ausdruck in der Gestalt; auf gleiche Weise droht er beiden Gefahr, und auf gleiche Weise ist er mit beiden zu vereinigen.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigentümlichkeit der männlichen Bildung. Er mag auf einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen oder in die ganze übrige Gestalt feiner verflochten sein, sich vordrängen oder bescheidener zurückstehen, so kann er zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, welche immer beide Geschlechter einander näher führt; aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen als verlieren. Ist er daher bei dem weiblichen Geschlecht mehr versteckt, als sich von der rein menschlichen Gestalt erwarten ließe, so ist er bei dem männlichen deutlicher ausgesprochen. Deutlicher fällt er daher auch in der männlichen Bildung ins Auge, da er bei der weiblichen dem ungeübten Blick sogar oft entgeht. Weil aber die Übereinstimmung in der männlichen Gestalt mehr gedacht als empfunden wird, so scheint der männliche Ausdruck oft rätselhafter und sonderbarer als der weibliche, der mit der ganzen Gestalt in Verbindung steht und durch dieselbe erklärt wird. Eben darum aber erfordert der letztere, um vollkommen verstanden zu werden, einen von Natur feinen und vielfach geübten Takt, jener mehr eindringenden Scharfsinn und durch Erfahrung unterstützte Urteilskraft.

Das freieste Gebiet eröffnet sich dem Ausdruck in der Bewegung der Gestalt, und hier vorzüglich entfaltet der weibliche Charakter seine ganze Eigentümlichkeit, die sich ungleich sichtbarer in dem wechselnden Mienenspiel als in den bleibenden Zügen des Gesichts offenbart. Durchaus ist die Gestalt der Weiber sprechender als die männliche, und der Harmonie einer seelenvollen Musik

ähnlich sind alle ihre Bewegungen feiner und sanfter moduliert, dahingegen der Mann auch hier eine größere Heftigkeit und Schwere verrät. Da in der weiblichen Seele die Phantasie immer dem Verstande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt und dadurch beide, indem sie auch selbst unaufhörlich ineinander übergehen, gemeinschaftlich die Einheit des Gemüts hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühsamer Anstrengung strebt: so ist bei den Weibern auch das innere Leben weniger von der äußeren Erscheinungsweise geschieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit malt sich die Seele in dem bildsameren Bau. Von selbst teilt sich den Zügen die unbeschränkte Freiheit der Umrisse mit, durch welche der bloße Ausdruck in die Schönheit überfließt; denn nicht eine einzelne Bewegung, sondern die ganze Seele ist es, die aus derselben spricht, und zwar eine weibliche Seele, die, weil Phantasie und Empfindung in ihr herrschen, mehr das Harte und Feste als das Schwankende und Unbestimmte flieht. Aber nicht die Gestalt allein — auch die Stimme, die noch mächtiger ist, unmittelbar die Empfindung zu wecken, trägt dieselbe Eigentümlichkeit in beiden Geschlechtern an sich. Sanfter und melodischer, aber in mannigfaltiger wechselnden Schwingungen ertönt sie aus dem Munde des Weibes, einfacher, aber eindringender und stärker aus dem Munde des Mannes; beide drücken die Gefühle ihrer Seele ihrem Charakter gemäß aus.

Auf jener zarten Bildsamkeit der weiblichen Gestalt, durch die sie ein treuer und heller Spiegel des Innern wird, beruht der eigentümliche Genuß, welchen der Umgang mit dem andern Geschlecht gewährt. Nirgends spricht die Empfindung so unmittelbar zu uns und nichts vermag daher auch so tiefe Gefühle zu wecken, so harmonische Stimmungen hervorzubringen. Den Mann, der durch seine Tätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird,

wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsameren Fortschritten zuvorzueilen und die höchste Vernunfteinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts, mit der auch die äußere Bildung desselben aufs genaueste zusammenstimmt. Daher beruht auch die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. Zwar gilt eben dies auch von dem Manne, wenn er in dem ganzen Adel seiner Bildung auftreten soll; auch seiner Gestalt ist eine Sprache eigen, welche das Herz mächtig ergreift und die Stimmungen seiner Seele mit den feinsten Zügen malt. Allein um sein Inneres zu dieser Zartheit zu stimmen und seinen äußeren Bau einer solchen Bildsamkeit fähig zu machen, muß er sich von seinem Geschlecht gleichsam lossagen und über den Naturzweck hinausgehen — also mehr leisten, als selbst seine höhere Bestimmung erheischt. Das weibliche Geschlecht hingegen muß gerade jede weibliche Eigentümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht sein, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt selbst zu zernichten; und wenn ihm dieses Bemühen gänzlich mislingt, so sinkt es allein zu seiner Naturbestimmung und den Verrichtungen des äußeren alltäglichen Lebens herab oder geht zu Beschäftigungen über, die eigentlich nicht zu seinem Kreise gehören. Denn auch hier ist die Weiblichkeit, sobald man die Grenzen des bloßen Naturzwecks verläßt, nur das Höchste zu geben geschaffen; wer sich mit andern Forderungen an sie wendet, der beweist seine Unkenntnis des Geschlechts.

Die Sprache und die Sprachen

Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt die Masse des von den aufeinanderfolgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andern, die Untersuchung gewissermaßen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äußeren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltener und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst schwanken; ja es wird ungewiß, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke mehrerer ist, sie verlieren sich gleichsam in eine Klasse von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki und mit andern gefeierten Namen des Altertums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache wie die Homerische muß schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres lokalen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Kulturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es gibt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwicklung bloß begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu be-

trachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbsttätigkeit und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnis der Tätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes; nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigentümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbsttätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten. Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maß der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder einzelne mußte darin von dem andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellektuellen schaffenden Kraft ist.

In jeder Überschauung der Weltgeschichte liegt ein auch hier angedeutetes Fortschreiten. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ wie Pflanzen über den Erdboden verbreitend, und genießen ihr Dasein in Glück und Tätigkeit. Dies mit jedem einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die

Bestimmung der Natur, daß alles, was atmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohltätig ordnender Güte, daß jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender oder gehemmter Tätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, gibt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommenere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andern Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt teils in ihrer Natur selbst, teils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daß ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäßigkeit; sie wird auch in andern, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Tatsachen irreführen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läßt sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muß man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie

eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen gibt. Es sind nun einmal nicht andere vorhanden — würde die einzige naturgemäße Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zugrunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, muß man doch auf irgendeine selbständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursache zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprinzip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äußeren Erscheinungen isoliert dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist so abzuteilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Tätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden; aber das, durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen größerer Individualität in einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen, sichtbarer durch Ursache und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Haupt-

wirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehenbleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, daß dieser Zweck in minderem oder höherem Grade erreicht werden kann, ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um daraus gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureißen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffes und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwicklung eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es gibt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der Tat nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleichgut nach den Erfolgen dieses Strebens beurteilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein auch noch so klar

in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Misverständnis geherrscht hat und noch fortwährend herrscht. Daß nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen als andere besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte, tiefer liegende Ursache geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfnis der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu tun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so läßt sich wohl annehmen, daß die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also im Sinne dieser Voraussetzung auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verraten, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Prinzips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so muß dieser Zusammenhang äußerlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursache liegen, welche nur die Entwicklung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig tätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt

man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung. Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und muß dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läßt. Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche bei der Vergleichung miteinander in den Prinzipien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verrieten. Der Organismus dieser Sprachen müßte dann selbst bei verwickelten Formen, in Konsequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in andern der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Artikulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Silben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente und im Bau der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter als Lautganze, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemessenen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbständig und was nur als Form am Selbständigen erscheinen soll, wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache bloß Aneinandergeheftete von dem symbolisch Verschmolzenen zu unterscheiden. Auch hierin gehe ich nicht näher ein .. In dieser Betrachtung der Sprachen sondere ich die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach,

auseinander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu sein und in der Lage, in der wir die Entwicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich die Sprache auch durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äußeres, gegen den Menschen selbst Gewalt ausübendes Dasein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht mehr denken läßt, wenn auch nicht, was noch wahrscheinlicher ist, dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlecht wie im einzelnen Menschen angewiesen war .....

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man Zivilisation und Kultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der größten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Altertums erblicken, auch gleich häufig und mächtig oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist, dürfte man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Zivilisation und einer gewissen Kultur am meisten verdankt?

Die Zivilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf bezughabenden inneren Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache B i l d u n g sagen, so meinen

wir damit zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.

Die Zivilisation kann aus dem Innern eines Volkes hervorgehen und zeugt alsdann von jener nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Zivilisation in die entferntesten Teile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen und hierauf, auch fern von andern Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Prinzip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem sich erst unsere Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat, und alle großen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen, es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Kolonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äußerer Mittel der Länderverknüpfung und der Zivilisierung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Prinzip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besaßen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen bloß darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Teil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwicklung fremd geblieben. Selbst in ihren Kolonien vermischten sie sich wohl weniger mit

den Eingebornen, als sie dieselben nur aus ihren Grenzen zurückdrängten; aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Groß-Griechenland, Sizilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwicklung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stoßen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äußeren Einrichtungen, ihrem größeren Reichtum an Mitteln zu erhöhtem Lebensgenuß, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst alles dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden als bei uns; sie konnten, was sie besaßen, viel weniger ohne den Geist mitteilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unserer eigenen Zivilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserm Einfluß die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigentümlichkeit wird oft auch da, wo sie vielleicht stattgefunden hätte, im Aufkeimen erstickt . . . . .

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesamten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist notwendig an Geselligkeit geknüpft,

und die äußere, untergeordnete und innere höhere Ansicht führen auf denselben Punkt hin. In dem gleichsam nur vegetativen Dasein des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hilfsbedürftigkeit des einzelnen zur Verbindung mit andern und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständnis durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüts nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äußeres sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der artikulierte Laut reißt sich aus der Brust los, um in einem andern Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, daß es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her gibt. Denn das Ahnen einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder einzelne das Gesamtwesen des Menschen nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahnung eines anderen als eines individuellen Bewußtseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Überzeugung nicht untergehen, daß die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des einzelnen mit einem die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Ökonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als daß er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Ab-

sonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, großenteils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne daß ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einfluß innerer, auch nur instinktartiger Übereinstimmung oder Abstoßung davon trennen will, so kann und muß doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äußeren Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigentümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, daß die Wirksamkeit der einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen werden und diesem wiederum von ihrem Standpunkt aus neuen Schwung zu erteilen vermögen, desto mehr leuchtet die Notwendigkeit ein, den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen nationellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurteilung der inneren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar. Zivilisation und Kultur heben die grellen Kontraste der Völker allmählich auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer eindringenden edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach allgemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen hinstreben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden, und die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigentümlichkeit ohne fehlerhafte Einseitigkeit auszusprechen vermag, geht ins Unendliche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber das Gelingen des allgemein

Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze ungetrennte Einheit der in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber notwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungsgang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nicht allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern vorzüglich auf die gesamte Anspannung in demjenigen an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich am klarsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung und Kunst ausspricht und sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes ergießt.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des einzelnen mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch nur mittelbar und gewissermaßen, jede bedeutende Geistestätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, daß es auch geistige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbsttätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, die Nationen als solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch muß man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbsttätig aus ihr hervorbrechen als willkürlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellektuelle Eigentümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, daß beide zugleich und in gegenseitiger Übereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüts hervorgehen. Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet

sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurteilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsere Unkenntnis ihrer früheren Bestandteile. Eine zusammenhängende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsere dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht bloß aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die sekundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandteile zu zerlegen verstehen, sind uns gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unserer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungsepoche aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Prinzip fügte jeweilen auf eigene Art den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, daß man diesen Punkt lieber ganz unberührt ließe. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwicklungsgang

des menschlichen Geistes auch nur in den gröbsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Tatsache ist und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, daß man an einer Grenze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, muß man doch die Tatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, daß jener Zusammenhang des einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesamte geistige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit allem in ihr, dem ganzen wie dem einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht bloß passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellektueller Richtungen einer bestimmten und modifiziert durch innere Selbsttätigkeit jede auf sie geübte äußere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geisteseigentümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äußerlich Geschiedenes angesehen werden und läßt sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüte wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Misverständnis befreiten Sinne des Wortes Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daß jeder das Verständnis aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Mag man nun die Sprache

als eine Weltanschauung oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer notwendig auf der Gesamtkraft des Menschen; es läßt sich nichts von ihr ausschließen, da sie alles umfaßt. Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt als in verschiedenen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden. Die Verschiedenheit muß aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Übergewicht der äußeren Einwirkung oder der inneren Selbsttätigkeit. Es tritt daher auch hier der Fall ein, daß, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andern mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen durch die Kraft ihrer Eigentümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung erteilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbau aber und dem Gelingen aller andern Arten intellektueller Tätigkeit besteht ein unleugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Akte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflößt, daß er sich durch alle Teile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, daß eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedankens am leichtesten

und am körperlosesten einzugehen, so muß diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprinzip erhält, die gleiche Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen oder auch nur einer ihr nahekommenden Sprache in die Weltgeschichte muß daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwicklungsgange und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn darauf forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschengeschlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen muß, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, daß das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse, obgleich gerade das hier Gesagte unumstößlich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Tätigkeit beider ineinander verschlungen ist.

Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Tätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas anderes und höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahnung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellektuellen Strebens mit dem Namen der Literatur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich miteinander verbunden.

Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß,

wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellektualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit miteinander in einer und ebenderselben, unserm Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andern entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu tun, dürfen aber darum das wahre Verhältnis nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellektualität und Sprache trennen, so existiert eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daß sie für ein menschliches Werk, gleich andern Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloß in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprinzip der

Sprachen stehenzubleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daß der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigentümlichkeit der Nationen selbst ist . . . . .

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läßt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen und kann nur (was um so mehr beweist, daß die eigentliche Sprache in dem Akte ihres wirklichen Hervorbringens liegt) in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahnt werden. Nur sie muß man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der

Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein totes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Tätigkeit und als solche denken läßt. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliederung ihres Baues nötigt uns sogar, sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen . . . . .

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daß etwas aus dem Gesamteindruck der Sprache Fließendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begrenzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unmerklich es im einzelnen sei, auf irgendeine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten ließe, daß sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgendeine gegebene Sprache durchgeht, so findet man vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesamteindruck zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegenteil ein. Die entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichts-

bildungen verglichen werden. Die Individualität steht unleugbar da, Ähnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Teile im einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigentümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung, daher auch gewiß jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muß beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin sie Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgendeiner in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Übersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muß. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muß sehr vieles wirklich Erklärbare unerklärt lassen und hält für isoliert dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist . . . . .

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellektuelle Tätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich voneinander. Sie ist aber auch in sich an die Notwendigkeit geknüpft, eine Ver-

bindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung der Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indes auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitz oder Stoß vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in einem Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschließt, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüt ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daß das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfs, im artikulierten Laut eines denkenden, im unartikulierten eines empfindenden hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äußeren Natur als die innerlich angeregte Tätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Ver-

gleichung, Trennung und Verbindung und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschließender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Hierbei verdrängt dieser aber keinen der andern Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äußeren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes — und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaßt — zusammenhängenden Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lautes eine unbestimmbare Menge sich doch vor der Vorstellung genau absondernder und in der Verbindung nicht vermischender Modifikationen, was bei keiner andern sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellektuelle Streben nicht bloß den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht als lebendiger Klang, wie das atmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet auch ohne Sprache Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt — sowie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Objekt die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergibt und in immer wiederholten Akten die Welt mit dem Menschen (oder, anders ausgedrückt, seine Selbständigkeit mit seiner Empfänglichkeit) in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paßt die den Tieren versagte aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen; sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu er-

gießen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen sowie der Gebärde der Hände begleitet zu werden und sich so zugleich mit allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet . .

Die Tätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird der subjektiven Kraft gegenüber zum Objekt und kehrt als solches aufs neue wahrgenommen in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugnis desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objektivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjektivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in (zum Subjekt zurückkehrende) Objektivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mitteilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine notwendige Bedingung des Denkens des einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an andern versuchend geprüft hat. Denn die Objektivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjektivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschließend einem Subjekt angehört. Indem sie in andere übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlecht Gemeinsame an, von dem jeder einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andern in sich tragende Modifikation besitzt. Je größer und

bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Akte der Gedankenerzeugung notwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mitteilung durch Sprache gewährt ihm Überzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiedenes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedene erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer inneren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnisgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Innern liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, muß er sie sogar als etwas außer ihm Liegendes ansehen; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mitteilung an andere. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts als durch eigene Tätigkeit vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden wie im Sprechenden muß derselbe aus der eigenen inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch so natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange — was aber nichts anderes bedeutet, als daß

jeder ein durch eine bestimmt modifizierte Kraft (anstoßend und beschränkend) geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äußere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.
Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbsttätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müßte etwas anderes als bloß gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern ist durchaus etwas anderes als das Verstehen unartikulierter Laute und faßt weit mehr in sich als das bloße gegenseitige Hervorrufen des Lautes und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als unteilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiß zu sein, und es wäre möglich, daß die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloß das tierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, daß es auch im Kinde keinen Moment gibt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort als artikuliert vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Artikulation dem bloßen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt: daß sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Teil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie auch in einzelnen Wörtern die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins

Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahnung erhalten, die Artikulation ebensowenig als der Blinde die Farbe begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer oder nach und nach mitteilbarer Stoff, sondern muß als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermaßen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnis und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung. Das Gehörte tut mehr, als bloß sich mitzuteilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes — indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet — klar und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr und schneller in das Gedächtnis hinüberzuziehen, immer weniger davon als bloßen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher auch nicht, wie etwa beim Vokabellernen, in gleichmäßigem, nur durch die verstärkte Übung des Gedächtnisses wachsendem Verhältnis, sondern in beständig sich selbst steigerndem Verhältnis, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffes sich gegenseitig verstärken und erweitern. Daß bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwicklung der Sprachkraft vorgeht,

beweist auch, daß, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloß durch das Wachsen seiner eigenen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre — so daß ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der artikulierte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise vermittelnd anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, daß Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unleugbare Tatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, daß die Sprache bloß ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Spielarten unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indes auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, daß der Mensch überall eins mit dem Menschen ist und die Entwicklung des Sprachvermögens daher mit Hilfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eigenen Innern; nur weil sie immer zugleich der äußeren Anregung bedarf, muß sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade er-

fährt, und kann es bei der Übereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Verteilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel größere Stärke und Innigkeit besitzen als eine fremde, daß sie das Ohr nach langer Entbehrung mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüßt und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Teil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloß die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie ohne diese kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äußere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber notwendig die ganze Art der subjektiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objektiven

Wahrnehmung unvermeidlich Subjektivität beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eigenen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Objekt macht und eine neue Eigentümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht notwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjektivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maß der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in diese ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andern hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der Tat bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer mehr oder weniger seine eigene Welt-, ja seine eigene Sprach-

ansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.
Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu tun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfnis gegenseitiger Hilfsleistung beimißt und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hilfsleistung hätten unartikulierte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich und dehnt sich absichtslos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprache der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müßte, zeigt gerade eine überall über das Bedürfnis überschießende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquillen freiwillig, ohne Not und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch als Tiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.
Die Sprache verpflanzt aber nicht bloß eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt; unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäßigkeit; abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren

Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äußere Schönheit, in welcher die Gesetzmäßigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende; mit der Gesetzmäßigkeit der Natur ist die ihres eigenen Baues verwandt, und indem sie durch diesen den Menschen in der Tätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständnis des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine (wenngleich unerklärliche) Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden kann; durch die dem Laut in seinen Verknüpfungen eigentümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber auch unabhängig von ihm durch den bloßen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele ein.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden, und wir müssen noch bei der näheren Betrachtung dieser Verschiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall sein. Die Sprache besteht daher neben den schon geformten Elementen ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter

fortzusetzen. Die einmal festgeformten Elemente bilden zwar eine gewissermaßen tote Masse, die Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache gerade wie die Natur selbst dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und große Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; und der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellektuellen Streben und der fortschreitenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, daß ihm neben dem Gebiete des schon Errungenen der Blick in eine unendliche, allmählich weiter zu entwirrende Masse offenbleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts fließt sie aus unbekanntem Reichtum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen läßt, dann aber sich schließt und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurückläßt. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahnt aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unserer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies teils Feste, teils Flüssige in der Sprache bringt ein eigenes Verhältnis zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrat von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbständigen Macht anwächst. Wir sind darauf aufmerksam geworden, daß der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Objekt wird und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Objekt vorzüglich als aus dem Subjekt entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Objekt, ihre Wirkung in der Tat aus etwas anderem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muß notwendig zweien angehören und ist wahrhaft ein Eigentum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigentümliches Dasein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, daß die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr und machen die Eigentümlichkeit ihres Wesens aus. Es muß dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, daß sie zum Teil fremd und unabhängig und zum Teil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objektiv einwirkend und selbständig, als sie subjektiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte; ihr gleichsam toter Teil muß immer im Denken aufs neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständnis, und folglich ganz in das Subjekt übergehen. Es liegt aber in dem Akt dieser

Erzeugung, sie gerade ebenso zum Objekt zu machen: sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums; aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, was eigentlich mit mir eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjekts und Objekts, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit ineinander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich tue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt — soweit Sprachmitteilung ohne Unterbrechung unter ihnen gewesen sein mag — so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bildend einwirkt, was seine Sprache alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat; wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt nebeneinander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständnis unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendige Geistige über das tote Überlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermaßen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher

jeder einzelne am lebendigsten fühlt, daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist. Weil indes doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modifizierten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Literatur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begrenzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, daß die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichsweise eine solche ist, daß aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert wie ein Kreis im Wasser durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nichtverstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modifiziert, offenbart sich ihrer Macht gegenüber eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist eine rein dynamische. In dem auf ihn ausgeübten Einfluß liegt die Gesetzmäßigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Prinzip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag, und man würde die Natur der Sprache ver-

kennen und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschließen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich doch vielleicht ihre Grenzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; die Sprachuntersuchung muß die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Grenzen nachspüren .....

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem inneren, sich auf das Bedürfnis der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinn und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so muß das Bedürfnis des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden und nach Maßgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäßigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andern Seite sucht der Laut seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modifikationen in ein der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältnis zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmusabschnitte und behandelt diese als Ganzes für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschließt, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbol der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergießt sich als geistiges Prinzip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Ver-

schlingung der sich nach außen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft . . . . .
Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht bloß die ursprüngliche Anlage der Nationaleigentümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung und jedes äußere Ereignis, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um, nur daß die Spuren davon immer feiner und schwieriger im einzelnen zu entdecken sind und die Tatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache eines andern mit dem ihr selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, daß unter verschiedenen jede, weil sie eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andern ausschließt, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht notwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andern zu bestehen . . . . .
Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen oder mit vereinzelter Seelentätigkeit einseitig zu einem abgeschlossenen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch bloß wissenschaftlichen Gebrauch — wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluß höherer Ideen steht —, als durch das Alltagsbedürfnis des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker

beschränkt. Weder in den Begriffen noch in der Sprache selbst steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüt in innerer Einheit tätig ist, wenn die volle Subjektivität einer vollendeten Objektivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läßt eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht bloß ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Charakter der Sprachen. Poesie und Prosa.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt. Es gibt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermaßen der Einfluß des Ganzen offenbart, daß selbst der Begriff des einzelnen daraus verschwindet: die Poesie und die Prosa. Man muß sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andern oder, wo die Form wahrhaft großartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäßigem Verhältnis gibt und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der Tat aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellektualität selbst und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist und ihr Lauf keine Störungen erleidet, notwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste

Studium nicht nur in ihrem Verhältnis zueinander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten konkreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas: die Poesie faßt die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äußerlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stößt vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellektuellem Wege Tatsache mit Tatsache und Begriffe mit Begriffen und strebt nach einem objektiven Zusammenhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man bloß auf die mögliche Erscheinung in der Sprache und auch in dieser nur auf eine in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleichgültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in gebundener und die poetische in freier Rede ausgeführt werden, meistenteils aber nur auf Kosten beider, so daß das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa noch den der Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei und es fehlt nicht an Beispielen, daß Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen voll-

endet haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzukehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemütes auf die konsequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch muß diese wieder so aufgefaßt werden, daß sie die Verfolgung des entgegengesetzten im Geiste der Nation nicht ausschließt, sondern vielmehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muß, so erkennt man die eine an der andern, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Teil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei bloßer Darstellung des Wirklichen und bei ganz äußerlichen Zwecken stehenbleiben, gewissermaßen nur Mitteilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellektualität zu nennen und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüt eingreifender Mittel und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein ge-

sprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellektuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüts, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein tätig, die übrigen Kräfte wirken mit und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch außer der Bearbeitung des Gegenstandes das Gepräge seiner eigenen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedankens gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zweck unter. Die sittliche Gefühlsstimmung teilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus dem Stil hervor. Auf eine ihr ganz eigentümliche Weise offenbart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondern Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläßt, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedankens, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesen ergibt sich, daß Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muß ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen.

Der Mensch in seiner ganzen Eigentümlichkeit muß sich mit dem Gedanken nach der äußeren und inneren Welt hinbewegen und, indem er einzelnes erfaßt, auch dem einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden und können eigentlich nie miteinander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daß die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschließlich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist bekannt, und das gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein mögen, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher der natürliche Bund zwischen großen Dichtern und Komponisten, obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen läßt sich nie sagen, daß die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der griechischen Literatur, historisch in der Tat so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, daß die Prosa aus einem, durch die echteste und mannigfaltigste Poesie jahrhundertlang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur griechischen Prosa lag wie der zur Poesie schon ursprünglich im griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigentümlichen Gepräge entsprechen. Schon die griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürfnis der Prosa hervorbringt. Beider Entwicklung war vollkommen naturgemäß aus gemeinschaft-

lichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellektuellen Drange, der nur durch äußere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entwicklung verhindert werden können. Noch weniger läßt sich die höhere Prosa als durch eine noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus, die poetische und prosaische haben jede ihre Eigentümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber als durch diese Einzelheiten werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht alles in sich aufnimmt oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läßt. Der durch keine äußere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwicklung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des einzelnen als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfnis zur Ausbildung der Prosa in dem Reichtum und der Freiheit der Intellektualität und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigentümlich. Sie hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie reizt und sich dem Gemüt einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüt begrenzend

und seine reinen Äußerungen entstellend, abhold sein kann und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt ihrem Wesen nach immer auch eine äußere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daß dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird, und dies scheint in der Tat den neueren gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiß wenigstens — und dies hängt zugleich mit der bei gleicher Tiefe weniger sinnlichen Formung unserer Sprache zusammen — liegt dies in unserer deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahebleiben, und wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein echt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Goethes „Werther" zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie notwendig die äußere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegeneinander und Verknüpfungen ihres inneren und äußeren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluß haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch jede für sich eine eigentümliche Färbung. In der griechischen Poesie herrschte in Gemäßheit mit der allgemeinen intellektuellen Eigentümlichkeit die äußere Kunstform vor allem übrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer engen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Takt, mit welchem

sie die inneren Wirkungen auf das Gemüt abzuwägen und auszugleichen verstanden. So kleidete sich die alte Komödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand. Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Notwendigkeit, durch die Gebundenheit der äußeren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterlichen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüt in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indern und Shakespeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfnis, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, daß auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden mußte, ließ für diese Teile des Dramas eigene Silbenmaße entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein und gab auch hier eine äußerlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigentümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurteilung der großen Prosaisten. Die Ursache ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andern Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Äußerlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Stil nur ein

Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnas, gänzlich zu verschwinden. Es ist indes nicht zu leugnen, daß, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener großen Muster mit auf diesen Einzelheiten beruht, und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigentümlichkeit des griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefaßt werden, aus, und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu tun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnen und zu vermuten, die Erkenntnis zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit, und dieser Moment kann nicht anders als im höchsten Grade einflußreich auf die Sprache sein. Die Wissenschaft in strengem Verstande fordert die prosaische Einkleidung und eine poetische kann ihr nur zufällig zuteil werden. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschließlich mit Objektivem zu tun, mit Subjektivem nur insofern, als dies Notwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äußeren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe und die reinste Abwägung der zu einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Teile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntnis und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste

etwas ganz Neues auftut, welches alles einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, gibt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andern Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem bloßen Zwecke der Darstellung des Objektes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigene Selbständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng als möglich anschließen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben danach natürlich viel früher entstand und die Fortschritte allmählich waren, so schloß es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen und der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft. Er forschte nach Tatsachen, sammelte dieselben und strebte sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmäßiger Geist umfaßte, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen zugleich tiefstrebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntnis gerichteten Verfahren,

in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins auszeichnete, mußte bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der Tat nicht in dieselbe Entwicklungsperiode stellen, muß die platonische Diktion als den Gipfel einer nachher nicht wieder erstandenen, die aristotelische als eine neue Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die Wirkung der eigentümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntnis. Man irrte gewiß sehr, wenn man Aristoteles' mehr von Anmut entblößte, schmucklose und unleugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen großen Teil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urteilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborene Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Literatur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm, und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen auf uns gekommen wären, so würden wir wahrscheinlich ein ganz andres Urteil über den Umfang seines Stiles fällen. Einzelne Stellen seiner auf uns gelangten Schriften, besonders der Ethik, zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogene Philosophie hat auch ihre eigenen Wege, zu einem Gipfel großer Diktion zu steigen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe gibt, wo die Lehre aus echt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Stils von ganz eigentüm-

licher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichtes und Schellings Schriften, und wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate faktisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden großartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu großen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urteil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben, und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der tatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem echten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache, und alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder konventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der auf seine eigene, sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewußt ist, seinem angeborenen Triebe gemäß, nach jener großen Verknüpfung. Wo sich die intellektuelle Eigentümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt oder die Sprache im intellektuellen Sinken einer gebildeten

Nation von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine großartige Prosa oder zerfällt, wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Äußerungen seiner geistigen Tätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an, und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben zu erheben, aber zugleich zu dem feinen Takt ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verrät und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag und der daher, von den ersten Keimen ihrer äußeren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fließen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne daß auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die griechische Literatur bietet uns, wenn auch mit großen und bedauerungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluß fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den byzantinischen

Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äußere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigentümlichkeit der griechischen Volksstämme bestand in einer immer zugleich nach Freiheit und Obermacht — die aber auch meistenteils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt — ringenden volkstümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden eingeschlossenen Meeres brachte diese innerhalb derselben mäßigen Grenzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Größe und der Herrschaft hervor und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Tätigkeit zu ergießen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volkstümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Prinzip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesprodukte, das lebendige Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander griechische Sprache und Literatur durch Eroberung ausgebreitet wurden und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verbanden, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente; aber das beseelende Prinzip war erstorben und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eigenen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines großen Teils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesamten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines taten- und eines ideenreichen außerordentlichen Mannes, durch Aristoteles' Lehre und Vorbild dem Geiste klar-

geworden. Die Welt der Objekte trat mit überwiegender Gewalt dem subjektiven Schaffen gegenüber, und noch mehr wurde dieses durch die frühere Literatur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Prinzip mit der Freiheit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen mußte, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmähliches Sinken der Sprache und Literatur. Die wissenschaftliche Tätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten Zustande ihrer Blüte übrig waren, so daß zugleich ein großer Teil der Werke aus den besten Epochen und die Art, wie sich diese Werke in der (absichtlich auf sie gerichteten) Betrachtung späterer Generationen desselben sich immer gleichen, aber durch äußere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit läßt sich, unserer Kenntnis der Literatur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurteilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Überzeugung wirkende und die Gemüter lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Überresten der indischen Literatur nichts entdeckt, was man im Stile den griechischen Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beug-

same, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmut erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmutvolle, auf bewunderungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigentümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitopadesa.
Die römische Prosa stand in einem ganz andern Verhältnisse zur Poesie als die griechische. Hierauf wirkte bei den Römern gleichstark ihre Nachahmung der griechischen Muster und ihre eigene, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Stil sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äußeren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Literatur in ganz andere Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemäße Entwicklung stattfinden, wie wir sie bei den Griechen vom homerischen Zeitalter an und durch den dauernden Einfluß jener frühesten Gesänge wahrnehmen. Die große, originelle römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüt und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschließenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Kontraste mit späterer Verderbnis. Sie hat viel weniger eine bloß intellektuelle Farbe und muß aus allen diesen Gründen zusammengenommen der naiven Anmut einiger griechischen Schriftsteller entbehren, die bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüt in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Überhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen griechischen und römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der

Prosa beider Nationen und es ist kaum glaublich, daß ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa mußte um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigentümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstoßenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebensowenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuern Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten. Ich begnüge mich nur mit der Bemerkung, daß was die Verschiedenheit des Verhältnisses betrifft, in welches Prosa und Poesie sich gegeneinander stellen und dadurch auf den Geist zurückwirken, immer nur eines in einer Nation und Sprache vorhanden sein kann. In einem Stamme von Sprachen aber läßt sich in den einzelnen diese Verschiedenheit in größerem Umfange übersehen und stellt sich dann den Fortschritten der Bildung im Laufe der Jahrhunderte gemäß in organischer Entwicklungsfolge dar. Die Grundlage bleibt immer die dem ganzen Stamme eigentümliche äußere Form, das gemeinsame Bestreben der übereinkommenden intellektuellen Eigentümlichkeiten. Die Verschiedenheit bilden innerhalb dieses Gemeinsamen die Charaktere der einzelnen Nationen und das Zeitalter, in welchem jede den Grad der Geistigkeit erreicht, aus welchem Poesie und Prosa hervorblühen.

Es ist seit den meisterhaften Wolfschen Untersuchungen über die Entstehung der homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, daß die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann und daß beide Epochen durchaus nicht notwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als daß ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Teil aus und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich überliefert und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in ihm Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der eine Zeit hindurch bloß natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine größere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Tätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuß loser werden. Die Notwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch großenteils überflüssig, der Überlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hilfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läßt sich zwar meiner Überzeugung nach hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtnis anzuvertrauen. Es gibt gewiß bei den Völkern auch bloß nationelle, durch mündliche Überlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Stils, welchen man es ansieht, daß sie gewiß nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern. Unter den Basken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Märchen herum, die zum sichtbaren Beweise, daß auch und ganz vorzüglich die äußere Form dabei beachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Übertragung in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, daß sie ihrem Inhalte nach in verschiedene Klassen geteilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise verändert, Mythen des Herkules, und ein ganz lokales von einer kleinen, dem Lande vorliegenden Insel die Geschichte Heros und Leanders, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa notwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Tatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft,

also etwas Objektives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stößt also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfnis danach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und verknüpfenden Verstandes eine die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswert, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muß in allen Einzelheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Verewigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwicklung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet und befestigt auch erst das namentliche Heraustreten einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt; die Wahrheit besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf und der Geschichtschreiber nicht wie der Dichter seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa muß daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen *): eine gleich-

*) Unübertrefflich gesagt und mit eigenem Dichtergefühl empfunden

sam vorzugsweise natürliche, der Begeisterung ohne Absicht und Bewußtsein der Kunst entströmende und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und echtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden stattfinden. Allein in andrer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisiertem Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie bei der Poesie gefunden haben. Sie stößt dann auch, so lange sie ohne Bewußtsein absichtlicher Kunst fortdauert, die tote und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiß in den großen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewiß mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns ge-

ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegels Râmâyana die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Literaturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andern mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Literaturgeschichte der Indier zu schreiben oder doch einzelne Teile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

kommen, und auch das Altertum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades' Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von andern als ihren Verfassern gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, daß diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiß ebenso wie jene Poesie nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Großes und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andern Fülle und Feinheit ,als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr ähnliches mußte das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten . . . . .

Literatur

Rezension von Goethes zweitem römischen Aufenthalt.

Goethe beschreibt in dem neu erschienenen Bändchen seiner Italienischen Reise seinen zweiten längeren Aufenthalt in Rom. Er reiste im Herbst des Jahres 1786 schnell, um bald den Punkt zu erreichen, auf den alle seine Erwartungen gespannt waren, hielt sich dann vier Monate in Rom auf, ging nach Neapel, besuchte Sizilien und kehrte gegen den Anfang des Sommers des Jahres 1787 nach Rom zurück, um daselbst bis zum folgenden Frühling zu verweilen. Erst in dieser Periode konnte er mit vollkommener Ruhe die große Umgebung genießen und frei und ungestört die ernsten Studien verfolgen, die ihn in wahrhaft leidenschaftlichem Drange über die Alpen geführt hatten. Kein Ort verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerten Eifer des Reisenden, der rastlos alles einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Notwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fernhalte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen. In keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Tätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche

---

Goethes Werke. Neunundzwanzigster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1829. 344 S. in 12.

zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich, auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderen Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegenen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin. Wie durch eine besondere Gunst des Geschickes, der wir uns dankbar erfreuen können, steht Rom für uns da zugleich als ein Vollendetes und Unendliches der Einbildungskraft und der Idee, das sich aber in lebendigem Dasein erhalten kann, mit leiblichen Augen geschaut werden kann. Goethe nennt dies sehr ausdrucksvoll „die Gegenwart des klassischen Bodens, die sich dem Gefühl, dem Begriff, der Anschauung offenbart“. Wie der Künstler sich eines Modells bedient, um sich von der festen Grundlage der Wirklichkeit zur Idee zu erheben, so ist umgekehrt in dieser Stadt und ihren Umgebungen die Idee des höchsten Kunstschönen, der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des notwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit wie in einem ungeheuren Bilde auf alle Zeiten verkörpert hingestellt. Die Wirkung Roms beruht nicht auf dem Reichtum, den es in sich faßt, es gilt durch sich selbst. Es gewährt „die sinnlich geistige Überzeugung, daß dort das Große war, ist und sein wird“. Seine Größe liegt neben so unendlich vielem einzelnen in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begrenzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Überlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Überreste des Altertums auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt

ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des klassischen Altertums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Teil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Gerät. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich wie Bäume und Früchte zu tragen. Rom hat, was in diesem Verstande von keiner andern Stadt gesagt werden kann, das Eigentümliche, daß es in seinem wahren Gehalt nur mit vollkommen gesammeltem Gemüt wie ein großes Kunstwerk, nur indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, empfunden und gefaßt werden kann. Es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Tätigkeit auf. „Der Strom," wie Goethe einen seiner Briefe beschließt, „trägt fort, sobald man nur das Schifflein bestiegen hat." Die Römer, so stolz sie auf ihren Namen und ihre Stadt sind, erkennen beide mehr aus dem Widerscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden machen. Ihnen ist Rom die Wirklichkeit, in der sie sich täglich bewegen, nicht wie uns ein Land der Einbildungskraft und der Sehnsucht. Mit den eigentlichen Reisenden fühlt man sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Übereinstimmung. Auch Goethe äußert dies an einigen Stellen. Wahrhaft empfunden wird daher Rom nur von denen, welche auf längere oder kürzere Zeit wirklich ihr inneres Leben wie in eine neue geistige Heimat dahin versetzen, Studien beginnen oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen. Zu dieser Klasse der Fremden sind,

durch ihr Leben und ihre Beschäftigung selbst, die ausländischen Künstler hingewiesen. Zu dieser gesellte sich natürlich und auf wahrhaft einzige Weise auch Goethe vom ersten Augenblick seiner Ankunft an; allein da die auf das Unbekannte gerichtete Neugier und das freudige Staunen bei dem zum ersten Male Erblickten immer störend einwirken, noch voller und eigener während der Zeit seines zweiten Aufenthalts.

Es ergibt sich, daß die Schilderung eines solchen Aufenthalts, eines inneren Lebens in Rom, eine wirkliche Selbstschilderung ist, und diese hat der Verfasser hier mit einer Offenheit und Wärme, einem so scharf und richtig eindringenden Blick, einer so liebenswürdigen, durch den Moment der glücklichsten Gegenwart inspirierten Heiterkeit gegeben, daß man zweifelhaft bleibt, ob man darin mehr die Tiefe oder die Anmut bewundern soll. Der großen, gediegenen, das gesamte Gebiet der Kunst und das Wesen und die Formen der Natur, als die Grundlage des Dichtens, das selbst ein begeistertes Entziffern der Natur ist, aufsuchenden Sinnesart des Mannes steht überall das reiche, ungeheure Rom mit allem, was es in sich faßt und woran es erinnert, gegenüber. Goethe fühlte sich durch ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Rom, wie nach einem Mittelpunkt, hingezogen; die heimatlichen Umgebungen erschienen ihm als ungenügend, darin sein höchstes und eigenstes Streben zu verfolgen. So war die Zeit seines Entschlusses zur italienischen Reise sichtlich eine merkwürdige Epoche in seinem Leben, so wie der Aufenthalt in Rom unleugbar eine entscheidende für die Folge desselben geworden ist. Diese Sehnsucht nun, welche der erste aus Rom geschriebene Brief als eine Art von Krankheit schildert, und die durch sie eingetretene Stockung lösen sich auf die befriedigendste, heiterste, lichtvollste Weise in Rom durch den Anblick und die

Gegenwart der größten und würdigsten Gegenstände, welche sich in Natur und Kunst der sinnlichen Anschauung darbieten können. Von seinem Eintritt in Italien an ist Goethe unablässig beschäftigt, sieht, studiert Gemälde, Bildwerke, Altertümer, zeichnet, malt, modelliert, stellt musikalische Versuche an, sucht das italienische Theater in seinen Kreis zu ziehen, verfolgt seine Naturstudien und, was deutschen Lesern diesen Aufenthalt vorzüglich wert macht, dichtet. Die Göschensche Ausgabe seiner Schriften war bei seiner Abreise eben im Druck begriffen, und er verlor sie die ganze Reise hindurch nicht aus den Augen. Erwin und Elmire, Claudine von Villabella und Egmont werden umgearbeitet und vollendet; der Plan zum Tasso wurde, da das Stück nach dem Urteil des Dichters, wie es damals war, weder geendigt noch weggeworfen werden konnte, umgeändert; von dem fünfzehn Jahre früher angefangenen Faust wurde nicht bloß der Plan zu Ende gebracht, sondern auch eine Szene ausgeführt; außerdem entstanden in dieser Zeit mehrere der kleinen Gedichte, von denen ich hier nur das wunderliebliche: Amor als Landschaftsmaler erwähne. Der Elegien und Epigramme wird in diesen Briefen nicht gedacht. Die Ideen über die Metamorphose der Pflanzen gediehen vorzüglich in Sizilien zur Reife und traten da einmal störend der Nausikaa in den Weg, von welcher die neue Ausgabe ein Fragment mitteilt, über deren Idee und Plan sich aber dieser Briefwechsel näher erklärt. Auf die Theorie über die Farbenentstehung deutet nur eine einzige Stelle hin. Die meisten dieser Beschäftigungen wurden in fördernder und erheiternder Gesellschaft vorgenommen und verbinden sich mit einem schauenden und genießenden Leben, aus dem auch kleine gesellschaftliche Ereignisse und Abenteuer eingewebt sind. Namen, die man auch sonst mit Rom, seinen Kunstschätzen und Altertümern zusammen zu denken

gewohnt ist: Angelika Kaufmann, Rezzonico, Reifenstein, Hirt, Heinrich Meyer, Tischbein, Hackert, Moritz, der Musiker Kaiser, kehren in dem Briefwechsel oft wieder und vergegenwärtigen dem mit römischem Aufenthalt nicht ganz Unvertrauten noch lebendiger die Epoche, von welcher die Rede ist. Die bedeutendsten Punkte in Rom, dessen reizendste Umgebungen, Tivoli, Frascati, Albano, werden erwähnt und gelegentlich geschildert, ebenso einzelne Kunstwerke, Gemälde und Statuen, von treffenden und geistreichen Bemerkungen begleitet. An solchen Bemerkungen, auch über viele andere Gegenstände, über Raphael und Michelangelo und die Vergleichung beider miteinander, Tasso und Ariost, die ältere und neuere italienische Literatur, einige merkwürdige italienische Charaktere wie Filippo Neri, die Eigenheiten des Volkes, seine Belustigungen, das Theater usf., sind diese Briefe überhaupt sehr reich. So enthalten und berühren dieselben eine unglaubliche Menge von Einzelheiten, und der Reiz der Schilderungen und Raisonnements wird dadurch erhöht, daß diese an keinem andern Faden hinlaufen als an dem des zufälligen täglichen Lebens. Die Reise ist übrigens alles eher als eine beschreibende. Zwar enthält sie einzelne Schilderungen, die nur Goethe so gelingen konnten, und alle, auch die kürzesten, tragen den Stempel seiner Art, immer das Bezeichnende herauszuheben, auf das hinzuzeigen, woraus der Gegenstand begriffen werden muß, und ihn, wie er klar gesehen worden, wieder klar vor das Auge zu stellen. Ich erinnere hier unter vielem nur an die Stellen über die Aqua Paola und den Anblick von Frascati bei Mondschein. Indes spricht doch Goethe im ganzen von den Gegenständen, wie man zu Leuten redet, welche dieselben schon soweit kennen, daß ihnen nur der lebendige Anblick fehlt. Die Schilderung der großen Gegenwart ist eigentlich das Thema des

Buches. Durch Beschreibung und bildliche Anschauung war Goethen und denen, an die er sich wendet, Rom längst bekannt. Sehr schön vergleicht er gleich im ersten aus Rom geschriebenen Briefe diesen lebendigen Eindruck mit der Belebung der Statue Pygmalions. „Als sie endlich auf den Künstler zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein." Dennoch gibt es und wird es schwerlich eine treffendere und anschaulichere Schilderung Roms geben, als diese Briefe enthalten. Denn Rom in allen seinen mannigfaltigen Beziehungen schildert sich gleichsam durch die Tat in dem Eindruck auf einen Mann, der es nicht besucht, um bloß zu genießen oder enthusiastisch erregt zu werden, sondern erfüllt von dem wahren, gediegenen, großen Begriffe der Kunst in ihrer Verbindung mit der Natur und der Menschheit, ernsthafte Studien an dem einzigen, kolossalen Gegenstande vorzunehmen, welcher diesen Begriff noch in der größten Treue und Reinheit an sich trägt. Zugleich aber gestaltet sich das Bild der inneren Bestrebungen Goethes in ihrer bewundernswürdigen Ausbreitung und Einheit auf die befriedigendste Weise vor uns und wir sehen, vorzüglich durch die Schilderung des zweiten römischen Aufenthalts, wie die befriedigte Sehnsucht, die nach allen Seiten hin gemachten Fortschritte, die Früchte eines angestrengten, aber doch weit mehr eines begeisterten Studiums für die ganze Folgezeit hin fortwirken konnten, deren wir uns nun schon über vierzig Jahre erfreuen und hoffentlich noch lange erfreuen werden. Die Art des Einflusses des römischen Aufenthalts wird dadurch noch deutlicher, daß nach jedem monatlichen Abschnitt der Korrespondenz Berichte eingewebt sind, welche teils längere Ausführungen einzelner Gegenstände enthalten, teils den Briefwechsel, wo er dessen bedarf, erklären oder ergänzen. Man wird dadurch oft instand gesetzt, den augenblick-

lichen Eindruck der Gegenwart mit einem späteren Urteil zu vergleichen.

Eine der angelegentlichsten Beschäftigungen Goethes in Rom, ja man kann sagen die hauptsächlichste, war das Zeichnen und eigene Ausüben der bildenden Kunst. Von den ersten Wochen nach der Ankunft an wurde es vorgenommen und bis in die letzten fortgesetzt, und richtete sich sowohl auf Landschaften als Figuren. Es war sichtbar ein selbständiger, leidenschaftlicher Drang, unabhängig von dem poetischen, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb. Auch verfolgte er die dazu nötigen Studien, als sollten sie keinen andern Zweck haben, als der in ihnen selbst lag. Das Dichten und Arbeiten an seinen Werken nahm nur daneben seinen Fortgang und erscheint bisweilen so untergeordnet, wie es wohl ein Geschäft einer Lieblingsneigung ist. Indem er sich aber so zwischen beiden teilte, Zeichner und Dichter zugleich war, konnte es ihm nicht entgehen, wie beides doch nur aus derselben Quelle in ihm floß, aus seiner großartigen naturgemäßen Art dichterischer Darstellung, wie diese es ihm zum Bedürfnis machte, die Natur zu sehen, und wie dies Sehen von selbst den Trieb mit sich führte, das Gesehene in allen Formen darzustellen, deren die Kunst fähig ist. Er drückt sich hierüber selbst sehr treffend in zwei gegen das Ende seines römischen Aufenthalts geschriebenen Stellen aus. „Daß ich zeichne und die Kunst studiere," sagt er, „hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel." Zwei Monate später heißt es: „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend

manches ohne großes Studieren gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht tue.“ Diese Stelle ist in mehreren Rücksichten ungemein merkwürdig. So bestimmt also war der Drang zur bildenden Kunst, so entschieden die Anlage dazu, daß Goethe dadurch gewissermaßen über seine Bestimmung irre und ungewiß werden konnte und jetzt erst, wo man schon entschieden Großes von ihm besaß und wo er an den bedeutendsten seiner Dichtungen, welche der römische Aufenthalt und die nächstfolgenden Jahre zur Reife brachten, schon wesentlich vorgearbeitet hatte, zur Überzeugung gelangte, daß er eigentlich zum Dichter geboren sei. Zugleich kann man nicht ohne die innigste Rührung lesen, welch eine kurze Spanne der Dichtungszeit er sich noch zumißt und wie bescheiden und anspruchslos er sich über das Geleistete und noch zu Leistende ausspricht. Nie kann Deutschland dem Schicksal dankbar genug für die Gunst sein, die es ihm in der rüstigen Lebensdauer dieses Mannes verlieh. Als er jene Stelle schrieb, hatte er noch nicht die Hälfte seines bis jetzt durchwanderten Lebens zurückgelegt, und noch bewundern wir in seinen sich immer folgenden Produktionen immer neue Entwicklung jener dichterischen Kraft, immer neue Mannigfaltigkeit der Erfindung und die Reife der Kunstform, die nur da möglich ist, wo das Genie es nicht verschmäht, sich mit immer fortgesetztem Studium zu verbinden.

Das bis hierher Gesagte zeigt den Punkt, auf welchen dieser sich über eine Masse von Gegenständen einzeln, abgerissen und zufällig verbreitende Briefwechsel den Leser als das sich im ganzen aus ihm Ergebende führt. Wir finden Goethe in einer Zeit, wo eine große Zahl seiner bedeutendsten Werke teils noch gar nicht vorhanden, teils nur unvollendet oder in noch unvoll-

kommener Gestalt bloß einem engen Kreise vertrauterer Freunde oder auch diesem nicht einmal bekannt war. Wir werden seinem inneren Schalten und Weben nahegeführt, in die Mitte seiner Studien in der regsamsten Periode derselben versetzt. Wir tun also hier, was gewiß jeder längst aus Goethes Schriften versuchte, auf einem andern Wege, gleichsam in der Werkstatt seiner Hervorbringung, mit neuer Bewunderung erfüllte Blicke in ein Leben, an welches sich in den meisten von uns großenteils das Beste und Höchste des Gedachten und Empfundenen anschließt. Indem wir aber so auf den Mann gerichtet sind, zeigt sich uns zugleich, wie er in römischer Größe neuen Schwung, in römischer Helle und Klarheit neuen inneren Einklang gewinnt und wie das — was es immer auch sei, denn die leblosen Mauern und der tote Stein sind es nicht —, was dem Menschen und, man kann es mit Stolz wie mit Wahrheit sagen, vor allem den Deutschen von Geist und Gemüt in dieser wundervollen Stadt entgegentritt, Goethen zu einem Element wurde, in welchem seine Tätigkeit neues Leben, sein Blick in Natur und Kunst neue Ansichten gewann. Diesen zugleich begeisternden und bildenden Einfluß drückt er, was überhaupt die in diesen Briefen zerstreuten Aussprüche vorzugsweise bezeichnet, sehr kurz und passend in den Worten aus: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein.“ Es ist vielleicht dem Leser nicht unerwünscht, hier über beide, den Dichter und den Ort, gerade in ihrer hier erwähnten gegenseitigen Stellung aufeinander, noch einige Betrachtungen zu finden.

Man wird sehr leicht veranlaßt, Goethen bald mit den Alten, bald mit einigen großen neueren Dichtern zu vergleichen. Zu dem ersteren führt so vieles in der ganzen Manier, Stellen von

homerischer Einfachheit gleich im Werther, ganze Kompositionen: Iphigenia, Hermann und Dorothea; mehrere Elegien und Epigramme; zu dem letzteren vorzüglich einige dramatische Stücke, Götz, Egmont, einzelne Lieder. Allein wie vieles tritt in der Iphigenia still und groß aus den Schranken des Altertums heraus; welch ein anderer Geist weht im Egmont als in irgendeinem andern neueren Dichter! Nimmt man nun gar einige ganz Goethesche Produkte: Tasso, Faust, mehrere der Balladen, so viele der lyrischen Gedichte, so scheint es mir, findet man keine Vergleichung recht fruchtbar und bleibt ruhig dabei stehen, daß Goethe nur mit sich selbst vergleichbar ist. Was einen Dichter gerade als den bezeichnet, der er ist, läßt sich immer schwer auch nur ungefähr mit Worten angeben. Es kommt aber hier auch nicht auf eine Schilderung und noch weniger auf eine Würdigung Goethes als Dichter an. Die Absicht ist auf das hinzuweisen, was sich über sein Dichten und Studieren aus seinen eigenen hier gemachten Mitteilungen ergibt. Goethes Dichtungstrieb, verschlungen in seinen Hang und seine Anlage zur bildenden Kunst, und sein Drang, von der Gestalt und dem äußeren Objekt aus dem inneren Wesen der Naturgegenstände und den Gesetzen ihrer Bildung nachzuforschen, sind in ihrem Prinzip eins und ebendasselbe, und nur verschieden in ihrem Wirken. Denn so rein und entschieden sich auch Goethe, wenn man nicht gerade auf diesen Zusammenhang achtet, als Dichter und Naturforscher zu diesen getrennten Richtungen hinwendet, so scheint es gewiß, daß ohne jene Naturansicht sein Dichten ein verschiedenes sein würde, und so entsteht gar sehr die Frage, ob, hätte ihn nicht das Dichten so mächtig gedrängt, das Wort in Anschauung zu verwandeln und gerade in der sinnlichen Erscheinung eine reinere und tiefere Wahrheit zu suchen, er zu dieser

eigentümlichen, sich nur in eigenen Entdeckungen bewegenden Erforschungsweise der Natur gekommen wäre. Goethe selbst spricht diesen Zusammenhang nicht wie den der Poesie mit der bildenden Kunst aus, er beklagt sich vielmehr scherzhaft und beinahe in halbem Ernst „über die vielerlei Geister, von welchen der Mensch verfolgt und versucht wird“ und fragt, „warum die Neueren doch so zerstreut, so gereizt zu Forderungen sind, die sie nicht erreichen noch erfüllen können.“ Allein die Sache kann schwerlich zweifelhaft bleiben. Die Dichtung ist in jedem wahren Dichter immer zugleich eine Weltansicht; sie entspringt aus der Art, wie sich seine Individualität den Erscheinungen gegenüberstellt, und bestimmt dieselbe hinwiederum — beides in so innig durchdrungener Wechselwirkung, daß das den ersten Impuls Gebende nicht zu erkennen ist. Auch kleinere Gedichte machen die gleiche Anforderung; die von dem Dichter zu lösende Aufgabe, den Gegenstand in seiner lebendigen Erscheinung, seinen notwendigen Verknüpfungen aufzufassen und darzustellen, kehrt ebensowohl bei einem Einzelnen als bei einem Ganzen der Erscheinungen zurück. Genau betrachtet steht die bildende Kunst in ganz gleicher Beziehung auf den ganzen organischen Bau der Natur und nimmt ebenso die Gesamtheit der Kräfte des Künstlers in Anspruch. Allein ihre von der poetischen verschiedene Wirkungsweise bringt dennoch eine Verschiedenheit auch hierin hervor. Der Dichter kann nicht unmittelbar sinnlich den Sinnen darstellen, er kann nur die Phantasie des Zuhörers anregen, das Bild aus sich selbst, aber in der von ihm bestimmten Form hervorzubringen. Dazu aber bedarf er seiner ganzen Persönlichkeit, da das Wort, wenn es lebendige Kraft besitzen soll, seine Wurzeln in alle Tiefen des Gemüts schlagen muß. Die Poesie kann daher nie, gleich einem abgesonderten Talent, in der Seele daliegen; sie umspannt

immer die ganze Persönlichkeit, wenn es gleich allerdings viele Fälle geben kann, wo der Mensch dem poetisch Ergriffenen und Dargestellten im prosaischen Bewußtsein nicht zu nahe zu kommen vermag. Aus der hier angegebenen Verschiedenheit stammt es auch, daß sich die Poesie nicht auf gleiche Weise als die bildende Kunst üben läßt. Denn das Erfinden läßt sich in ihr nicht gleich rein vom Nachahmen trennen, Rhythmus und Sprache lassen sich nicht wie das Auge und wie die Hand beim Zeichnen gewöhnen, ohne den Gedanken und die Empfindung in einer Unterordnung zu halten, die ihnen nicht gebührt. Das nur aus innerer Freiheit hervortretende Dichten kann auch nicht ohne Schaden zu sehr äußerlich und mechanisch angeregt werden. Darum sagt Goethe in der vorhin angeführten Stelle so wahr: „Schreiben muß man wenig und zeichnen viel". Er deutet damit an, daß der Dichter die Übung, den Gegenstand aus der Wirklichkeit in die künstlerische Darstellung überzutragen, in der schwesterlich verwandten Kunst zu erlangen suchen soll, um den hieran geübten Sinn analog auf die seinige anzuwenden. Allein das bis zu diesem Grade lebendige Gefühl der Verwandtschaft dieser Künste und beider mit der Naturforschung muß vorzugsweise in der Individualität des großen Künstlers gesucht werden.

Der Weg, den die sinnliche Anschauung im Zeichnen nimmt, um wieder dem Auge darstellbar zu werden, ist an sich sehr verschieden von dem, auf welchem der Dichter sie durch ein ganz anderes Medium gleichsam vor das Auge des Geistes führt. Das Ziehen der Konturen ist da verschieden, das Malen gleicht da ein wenig dem des Amor im Goetheschen Gedicht, der in Glut getauchte Finger bewegt sich nur in flüchtigem Auftupfen, und die Gegenstände stehen hingezaubert da, regen sich, glänzen und rauschen. Der Punkt der Ähnlichkeit und das Charakteristische

in der Goetheschen Dichtungsweise, da die Dichtung in jedem großen Geiste einen individuellen Gang nimmt, liegt in der Art der Auffassung. Bei organischen oder unorganischen Dingen die Gestalt in der Gestalt aufsuchen, die wahre in der erscheinenden, ist, oft ihm selbst unbewußt, das Geschäft des bildenden Künstlers. Mit andern Worten heißt dies: versuchen, die Gestalt aus ihrem Mittelpunkt, ihren notwendigen Bedingungen zu begreifen. Darum studiert der Zeichner Anatomie — zerstört die Erscheinung, um sie wieder aufzubauen —, Pflanzen, die Form der Berge, charakterisiert durch die sie bildenden Gebirgsarten. Auf dieser breiten Basis ruht auch in Goethes Dichtungen alles, was in der dichterischen Wirkung davon abhängig sein kann. Überall ist ein festgegliederter Bau; jede Gestalt bewegt sich wie aus ihrem Wesen hervor, ist erst wahr, ehe sie Anspruch darauf macht, schön zu sein. Darum ist aber auch für Goethe und für jeden, der mit ihm zu empfinden vermag, die künstlerisch nachahmbare Gestalt der Dinge etwas unendlich Hohes. Um dies darzutun, zu zeigen, welch einen Abgrund, ein Labyrinth (das sind seine eigenen Ausdrücke) er in ihr und vor allem in der menschlichen fand, brauche ich nur einige seiner zerstreuten Äußerungen zusammenzustellen. „Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andre verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden.“ „Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andre auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist alles vergebens, was man außer Rom darüber studieren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinth nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug,

indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.“ „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsteren Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Tuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste, was uns vom Altertum übrigblieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben studieren kann und am Ende doch noch ausrufen möchte: jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst.“ „Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier“ (in der Gipssammlung der Französischen Akademie) „wie zum Abschied empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sei; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältnis, Charakter und Schönheit.“ Aus diesen Stellen, denen man andere ähnliche zugesellen könnte, zeigt sich, welches Sehen der Gegenstände hier gemeint ist, und wie die Erscheinung den ergreift und festhält, der ihr so zu begegnen weiß. Zugrunde liegt, was Goethe an einer andern Stelle von sich erwähnt: der ihm von Jugend an inwohnende Trieb, nicht zu ruhen, bis ihm nichts mehr Wort, Name, Überlieferung, alles lebendiger Begriff, anschauende Kenntnis ist; „die Übung, alle Dinge wie sie sind, zu sehen und abzulesen, die Treue, das Auge Licht sein zu lassen“, also eine vollkommene Abwesenheit aller Täuschung

durch Phantasie oder Überwürdigung. Dies ist besonders in dieser italienischen Reise merkwürdig. Von den ersten Tagen in Rom an, nach dem leidenschaftlichen Drange, dahin zu gelangen, ist es nur, als wäre die Zunge der vorher schwankenden Wagschale nun in ihr Gleichgewicht eingetreten. Alles ist Klarheit und Ruhe und ein gelassenes Empfangen der Eindrücke, eine der ersten Selbstwahrnehmungen, die Dinge nie richtiger geschätzt zu haben als da. Eine solche Anschauung geht auf den Begriff der Gestalt; das Gesetz ihrer inneren Verknüpfung, die Reihe ihrer Entfaltungen wird zum Studium, und man besorgt nicht, dadurch den Zauber der Erscheinung zu zerstören. Allein Begriff und Studium können nur Vorbereitungen, Hilfsmittel sein, Maß angeben, Schranken setzen; die Gestalt ist immer eins und ein Ganzes, immer mehr und ein anderes. Da tritt nun das Unbegreifliche, durch kein Studium Erreichbare ein, das, was nur gefühlt und geschaffen, nicht gemacht werden kann. So geht das Kunstwerk wieder in ein Naturwerk über. Dies ist unnachahmlich in einer Stelle gesagt, die auch beweist, daß, was Goethe hierin über die bildende Kunst ausspricht, ihm in gehöriger Anwendung auch durchaus für die Poesie gilt. „So viel ist gewiß, die alten Künstler haben ebenso große Kenntnis der Natur und einen ebenso sichern Begriff von dem, was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen, als sie recht zu kennen und in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Notwendigkeit, Gott.“ Die Entwicklungslehre der organischen Bildungen schließt sich

hier an, geht aber weiter. Es werden die Gesetze ganzer Reihen von Gestalten aufgesucht, ihre Entfaltung nicht bloß im Raum, sondern auch in der Zeit, was dem Innern des Menschen näher tritt, die mannigfaltigste Anwendung auf den Gedanken und die Empfindung verstattet. So schließen sich in Goethe Natur, Kunst und Poesie in dem auf jede von ihnen unabhängig gerichteten Anschauungsvermögen zusammen, und die Dichtung ruht auf der Basis einer Wahrnehmung, die gerade dadurch, daß sie sich recht an das Endliche, einzeln Erscheinende hält, zeigt, wie unendlich die Welt des zu Schauenden und Darzustellenden, wie unergründlich gerade das Einzelne ist. Die festen Verhältnisse der Dinge, die Entwicklungsgesetze ihrer Verwandlungen, die reinen Maße der Schönheit, alles in dieser Dichterindividualität geschöpft, erkannt, geahnt an der sinnlichen Anschauung selbst durch das künstlerische und naturbeobachtende Auge und der Phantasie überliefert, macht die Form aus, in welcher nun erst das individuell und einzeln Interessierende würdig und poetisch auftreten kann. Dadurch, daß ihm sein Genius die Bürgschaft verleiht, daß alles, was er poetisch empfindet, sich von selbst in diese Form gießt, trägt Goethes Dichtung das Gepräge an sich, das unsre mit Recht immer gesteigerte Bewunderung erweckt.

Wenn man irgendein größeres oder kleineres Goethesches Gedicht liest und ein solches auswählt, wo der Gegenstand die hier erwähnte Behandlungsweise hervortreten läßt, so fühlt man mehr, daß der Dichter sich nach lebendiger, ihm auch in der Realität sinnlich zuströmender Klarheit und Fülle sehnen mußte, als daß man sich überzeugen kann, daß er dieser äußeren Zugabe wirklich bedurft hätte. Die Fülle und Klarheit, von der man umgeben ist, die Wahrheit und der Glanz, die einander erhöhen, statt sich zu schaden, strömen so unmittelbar aus dem Charakter

dieser Dichtung hervor, daß der Geist, der sie schuf, sie nicht einem fremden Einfluß verdanken konnte. Goethe, das fühlt jeder, wäre immer derselbe Dichter gewesen, wäre auch seine Sehnsucht nach Italien nie befriedigt worden. Aber man begreift diese Sehnsucht besser und mehr, je reiner man sich dem Eindruck dieser Individualität in allen ihren Erscheinungen überläßt. Ein südliches Land, eine in vielem Betracht neue Naturumgebung, das Meer, das Goethe vorher nicht gesehen zu haben scheint und dessen erstes Erblicken immer bei jedem, der Natur nicht Verschlossenen Epoche macht, das Anschauen alter und neuer Kunst, die in Rom wie ineinander verschlungen stehen, und endlich das Unaussprechliche, wodurch diese Stadt auf uns wirkt, mußte die Sehnsucht eines Gemütes erregen, das im Sehen, Fühlen und Bilden sich gerade allen diesen Einflüssen zuneigte. Goethe schreibt über die ihm nach Rom nachgeschickten vier ersten Bände seiner Schriften: „Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun desto lebhafter an.“ In ein so reiches, so aus seinen innersten Tiefen schaffendes Dasein mußte sich römische und italienische Gegenwart mächtig und innig verweben.

Man fühlt indes bald, daß diese Wahrnehmung und Darstellung voll ewiger Naturwahrheit und außer aller Wirklichkeit liegender Reinheit und Größe doch nur gleichsam eine Hälfte der Eigentümlichkeit Goethescher Dichtung ausmacht und auf etwas andres hinweist, das ihr scheinbar entgegensteht, dem aber unser Gemüt versucht ist, einen noch mächtigeren Anteil an der Ganzwirkung zuzuschreiben. Ich meine hier den inneren leidenschaftlichen Drang der Seele, die Mächte des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, die Welt der Gedanken und Empfindungen. Ich brauche keine der Stellen und Gedichte

namhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserm Innern oft widergeklungen. Was wäre das Leben ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu erteilen, daß sie bei allen Vorfällen des Tages in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmut versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser Art Goethe und Schiller, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüt ausüben, unendlich viel? Wer gesellt nicht nach Maßgabe eignen Gefühls und eigner Dankbarkeit diesen Namen andre bei? Wenn man sich nun näher vergegenwärtigt, was wiederum Goethe eigentümlich bezeichnet, wie — um nur einiges anzuführen — die höchste Fülle und Kraft hervorzubrechen scheint aus einem Heiligtum, in dem sie lange verschlossen kochte und webte; wie die schrankenloseste Freiheit doch immer innerlich gehalten wird durch die Scheu vor höher, wenngleich dunkel waltenden Mächten; wie das fertige Werk einem Symbol gleicht, das weniger sich selbst enthüllt als zum Enträtseln des tiefen Sinnes begeistert; wie es von den verwickeltsten, unklarsten Empfindungszuständen an bis zum zartesten Hauche sich selbst unbewußter Unschuld keine Falte des Busens gibt, die der Dichter nicht unverändert darzulegen verstände, so fühlt man doppelt die Macht der Verknüpfung dieser nach den beiden Endpunkten unsers Daseins ziehenden Elemente, der Individualität der Empfindung mit jenem Drange nach Leben und sinnlicher Klarheit, jener die Gestalt in den ewigen Gesetzen ihrer Bildung suchenden Naturauffassung. Das bewegteste und bewegendste Gemüt tritt poetisch in die Form der sinnvollsten, sich sonnenklar darlegenden Anschauung. Das künstlerische und

poetische Wirken ist ein unendlicher Trieb nach außen, der wie durch einen Zauberschlag durch das plötzlich überraschende Gefühl, daß dieser Trieb doch nur im Innern Befriedigung finden kann, zurückgedrängt wird und nun in sich zu Fülle und Ruhe anschwillt. Dies ist gewiß jedem Leser Goethes bei dem schönen Sonett: Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale usf. oft wieder klar geworden, obgleich das Bild dort in allgemeinerem Sinn steht. Auf keinen andern Dichter aber paßt es so wie auf Goethe. In allem ist Besonnenheit ein charakteristischer Zug in ihm; aber die Besonnenheit, die ganz aus der Stärke und Reinheit des Triebes zu bilden und zu schaffen hervorsteigt. Ich habe jedoch auf diese Dinge nur hindeuten wollen. Über einen Dichter reden oder schreiben, ist nie mehr als ein Herumgehen um das Unaussprechliche.

Was sich aus diesen römischen Briefen noch vorzüglich ergibt und darin hauptsächlich Beachtung verdient, ist die Sorgfalt des künstlerischen und auch des poetischen Studiums, das Vergleichen des genommenen mit dem einzuschlagenden Wege, das Nachdenken über die Hervorbringung dessen, was, wenn es hervorgebracht ist, bloß eine unfreiwillige Gabe des Genies erscheint. Goethe bemerkt irgendwo, daß sich in der Malerei über das eigentliche Machen der Meister viel mehr auffinden lasse als man gemeinhin denke, und es ist in der Poesie gewiß nicht viel anders. Der neuere Dichter ist fast notwendig auf den Punkt gestellt, sich Rechenschaft von seinem Schaffen geben zu müssen. Alles fordert ihn dazu auf; der Hang des Zeitalters, auch in dem, was sich unter kein Gesetz zu beugen scheint, doch allgemeine Gesetze aufzusuchen; dann die Vielfachheit der vor ihm betretenen Bahnen; Vergleichungen und Rückblicke auf sein eigenes Tun drängen sich ihm auf. Am wenigsten darf diese Betrachtung bei Goethe und Schiller

aus den Augen gelassen werden, sie gehört notwendig zu ihrer Charakterisierung und Beurteilung. Beide haben sich auch darüber mit so ungemeiner Klarheit ausgesprochen, gegeneinander in ihrem ewig denkwürdigen Briefwechsel, jeder besonders, Schiller in den Briefen an Körner und mich, Goethe in so vielen Stellen seiner Schriften, aber ganz vorzüglich in dieser Reise. In beiden aber entsprang diese Wachsamkeit auf das eigene Schaffen aus viel höheren Gründen als den oben berührten. In beiden lebte ein Ideal der Poesie und Kunst, das ihnen in ihrer an Produktionen so reichen Laufbahn immer klarer zur Anschauung kam; für dieses arbeiteten sie. Der Künstler ist nur dadurch Künstler. Es mischt sich aber wohl Rücksicht der Persönlichkeit, Beziehung auf Zeit und Publikum bei. In ihnen ist die würdevollste Stellung derer, welchen der Dichter sein Werk zunächst bestimmt, die richtigste Bewahrung der Unabhängigkeit von fremdem Urteil und eine gänzliche Entäußerung von aller Prätension und Persönlichkeit der Kunst gegenüber. Der Sinn für das Ganze der Kunstform, auch im Poetischen, mußte in dem römischen Element vorzüglich reiche Nahrung finden.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt auf dem Lande beginnt der erste, wieder aus Rom geschriebene Brief: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und finde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles, was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich.“ Wem es das Schicksal vergönnt hat, an einen längeren Aufenthalt in Rom zurückdenken zu können, dem muß diese einfache Schilderung der Rückkehr dahin wie aus der Seele geschrieben sein. Schon das Wiedereinfahren in eines dieser Tore gibt dies Gefühl, das man nicht mit dem der ersten Ankunft verwechseln muß. Frau von Stael

hat sehr treffend und in dem Sinn, in dem sich ihren Worten immer die Seele beimischte, gesagt, daß einem nur da wohl ist, wo man schon war; und von Rom gilt das mehr als von jedem andern Ort. Wie tief Goethe Rom fühlte, zeigt sich in diesen Briefen bisweilen an ganz kleinen Zügen. „Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen usw." Diese langen Linien, die sich wahrhaft und wirklich in den sich weit hindehnenden Mauern der Stadt, den Gräbern der Appischen Straße und den die Ebene durchschneidenden Aquädukten vor dem Auge überall zeichnen, wo man Rom von irgendeinem hohen Punkte übersieht, sind wirklich unendlich bedeutsam in dem großen und einfachen Bilde; noch in der Erinnerung scheint sich die immer lebende Sehnsucht an ihnen hinzuziehen. Sie passen so ganz in den Charakter, welchen die römische Gegend überhaupt an sich trägt; eine weite, nirgends beschränkte, nur vom Meer und Gebirgen fern begrenzte Ebene, und in dieser, die so zahlreiches in sich schließt, Fülle ohne Üppigkeit, Größe mit unendlicher Stille, Anmut, die sich unmittelbar schwesterlich mit Wehmut paart, Umrisse der Berge von einem Zauber, den man sonst nirgends anzutreffen glaubt. Selbst wenn die Phantasie diesen Eindrücken etwas hinzufügte, ist es doch die Wirklichkeit, die sie dazu anregt.

Man enthält sich billig gern der oft wiederholten Ausdrücke des ewigen, einzigen Roms. Wenn man aber in den vorliegenden Briefen den großen und dauernden Einfluß sieht, den Rom erst in der Sehnsucht dahin, dann in der Gegenwart auch auf Goethe hervorbrachte, so kehrt doch die längstgehegte Überzeugung mit doppelter Stärke zurück, daß an diesen Mauern etwas

das Höchste und Tiefste im Menschen Berührende haftet, das sonst kein Ort, kein Denkmal des klassischen Altertums bewahrt. Findet auch vor allen andern das Studium der bildenden Kunst dort Nahrung, so bleibt es doch unverkennbar, daß die Wirkung nicht darauf beschränkt, sondern ganz allgemeiner Natur ist. Was in uns menschlich erklingt, durch welche Gattung der Tätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltenschicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder. Der Geist des Altertums hat in Rom eine Macht gefunden, die, indem sie ihn durch Jahrhunderte hindurch trug, statt ihn durch irdisches Gewicht zu erdrücken, selbst vorzugsweise als geistige Größe strahlte und in ihren zahlreichen und gewaltigen Umwandlungen die Bilder des Untergangs und des Wiederauflebens gleichsam ineinander mischt. So läßt sich vielleicht kurz und doch nicht unvollständig der Grund der wundervollen Erscheinung angeben. Unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Altertums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom; so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so wie das unsrige den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit teils nicht kennen, teils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Wesen der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Altertum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Altertum ist uns Rom als das sinnlich lebendige Bild stehengeblieben. Dadurch unterscheidet es

sich für uns von allen andern Städten auch des klassischen Bodens. Die Erklärung, wie jene, um sie kurz zu benennen, idealische Eigentümlichkeit des Altertums sich aus der historischen Wirklichkeit entwickelt (da jene Wirkung doch auf keiner Täuschung beruht), ist die Geschichte schuldig, allein bis jetzt von keiner Geschichte Griechenlands irgend vollständig geleistet worden. Nur da aber ist sie zu erwarten. Denn was aus dem Altertum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüte aus dem Land und Volk emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen. Gerade in seiner Form liegt auch diese seine Eigenschaft, und wie weit auch noch Forschung und Gelehrsamkeit führen mögen, wird man den Kreis des klassischen Altertums schwerlich jemals erweitern dürfen. Aber die griechische Bildung erhielt nicht nur in der römischen eine bewundernswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich ohne die römische Macht Dauer und Verbreitung gewonnen. Auch davon lassen sich die Gründe historisch nachweisen. Es erscheint gerade hier in der Weltgeschichte eine der größesten Verkettungen geistiger Zwecke und nach Irdischem strebender Kräfte. Vor allem aber darf man in Rom nicht Italien vergessen. An dem Geiste des Altertums mußte sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendetem zusammenzuwölben; und in dieser entscheidenden, von allen Punkten ihres Erscheinens aus anziehenden Umgestaltung spielt dies wundervolle, in Himmel, Lage, Erzeugnissen, Schönheit und Anlagen der Menschennatur so begünstigte Land die erste und bedeutendste Rolle. In den meisten künstlerischen, wissenschaftlichen, philosophischen, bürgerlichen, politischen, dann in den großen, durch Handlungs- und

Forschungsgeist geleiteten länderverbindenden Entwicklungen menschlicher Tätigkeit schritt Italien dem übrigen Abendlande in jenen denkwürdigen Jahrhunderten, in welchen das Moderne sich zuerst in geistiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzustellen anfing, voran. Auch kann sich kein Land in der Zahl hervorstechend leuchtender Männer, die es hervorgebracht, mit Italien messen, und merkwürdig ist es, daß gerade in der Verbindung Kunst und Naturstudium beide in allen ihren Zweigen vorzugsweise in dieser Nation blühten. Gerade die bedeutendsten Entdeckungen in Physik, Anatomie usf. nahmen dort ihren Ursprung. Aber auch die Sprache bezeichnet durch ihren Ton, ihre gediegene Kraft, ihren reichen, anmutig poetischen Schwung am sichtbarsten unter allen Töchtersprachen des Lateinischen das in der Kulturgeschichte in dieser Art fast beispiellose Entstehen dieses Sprachzweiges. Wörter und Formen mischen und vertauschen sich im Gedränge wandernder Horden und Nationen. Aber eine neue Sprache entsteht nur, wo ein neuer Geist in den Völkern aufflammt. Die Sprache ist ein Organismus, der eines Einheit schaffenden Prinzips, einer Urform zu neuer Kristallisation bedarf. Nur durch ein solches neues Prinzip, das sich immer an einem neuen Charakter offenbart, entstanden aus älterem, jetzt deutlich erkanntem Stoff die griechische und lateinische Sprache. Allein die Umgestaltung der aus der letzteren entsprungenen ist zwar dunkel und geheimnisvoll wie alles, wo der menschliche Geist wie Natur wirkt, aber doch zu einer Zeit vorgegangen, die uns vollkommen historisch bekannt ist. In keiner dieser Sprachen nun als in der italienischen hat dieser neue Geist in vollständiger Unabhängigkeit und in eigentümlicherem Charakter treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Indem man in Rom noch heute fast altrömischen Klang

zu vernehmen meint, schließt sich in ihm eine eigne, anders gestaltete Welt auf. An diesem neueren Ruhm Italiens haben zwar, wenn man gerecht sein will, andre Städte größeren Anteil als gerade Rom. Allein alles floß doch in Italien zu diesem Mittelpunkt zurück, und die Glorie legt sich gleichsam freiwillig um das Haupt, das schon so viele Kronen zieren. So ist Rom für uns eins geworden mit den zwei größesten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet: dem klassischen Altertum und dem Emporwachsen moderner Größe an der antiken, und zwar beruht dies nicht auf trocknen, eingeredeten Verstandesbegriffen. Rom spricht uns in allem damit an, in ungeheuren Überresten, in seelenvollen Kunstwerken und, wohin man den Fuß setzt, in nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Es ist wohl zugleich ein Hauch der Einbildungskraft, ein dichterischer Schimmer, der diese Stadt umschwebt, ein Schein, der vor einer nüchternen Betrachtung gewisser Art wie Morgenduft verrinnt; aber ein Schein, welcher, wie der künstlerische und poetische, die Wahrheit reiner und gediegner in sich hält als die gewöhnlich so genannte Wirklichkeit.

Rezension der Agnes von Lilien.

Der schwerste Stoff, an dem sich der Künstler versuchen kann, ist die Individualität einer zarten und feinen Seele. Um sie zu schildern, muß man sie empfinden, um sie ganz zu empfinden, sie selbst besitzen; und nur bei dem glücklichsten Gleichgewicht der Kräfte von innen und einer seltnen Milde und Schonung des Schicksals von außen gelingt es, die Empfindung und mit ihr den Charakter so edel und frei auszubilden, daß er nicht bloß Wahrheit und Recht zu achten, Güte und Liebe zu üben bereit ist, sondern daß Wahrheit und Recht, Güte und Liebe unmittelbar aus ihm selbst herstammend, nur als ebenso viele verschiedene Ausdrücke seiner sie alle umfassenden Kraft erscheinen. Der Künstler, der in diesem Felde arbeitet, stellt sich schon dadurch selbst auf eine höhere Stufe. Wenn die Natur in ihren äußeren Formen eine hohe und geheimnisvolle Bedeutung verbirgt und das Wesen der Kunst gerade darin besteht, beide so darzustellen, daß sie wechselseitig einander hervorrufen, so zeigt er mehr als ein andrer, daß er in der anschaubaren Gestalt jenen Sinn nicht zu verlieren und mit diesen zugleich noch jene festzuhalten versteht. Wie der Bildner und Maler die tausendfachen Formen der Natur, so muß dieser Dichter — denn nur der Dichtkunst kann diese Gattung vollkommen angehören — die ganze Mannigfaltigkeit der Empfindungen studiert und viele in seinem eignen Busen

---

Handschrift (12 halbbeschriebene Quartseiten ohne Titel) im Archiv in Tegel.

Karoline von Wolzogens Roman erschien 1798 als Buch; die erste anonyme Veröffentlichung (in Schillers Horen 1796/97) schrieben die Romantiker Goethe zu.

bewegt haben; sein Gemüt muß reich und stark genug sein, diese unverändert in sich aufzunehmen, jeder den ihr gebührenden Ton zu geben und sie mit kühner Sicherheit rein und frei ausklingen zu lassen. Sein Geist muß die einzelnen Bestrebungen der Menschen an ihre letzten Zwecke anzuknüpfen, ihren häufigen Streit an diesem Ziele auszugleichen wissen und diesen langen und beschwerlichen Lauf von dem Wollen des Augenblicks bis zum letzten Zwecke des Daseins oft und auf mannigfaltigen Wegen zurückgelegt haben. Dann aber muß endlich seine Einbildungskraft sich den auf diese Weise gesammelten Stoff so zu eigen machen und bearbeiten, daß neue geistige Gestalten, lebendig wie sie selbst und in sich vollendet und geschlossen wie die Natur — also wahre Gebilde der Kunst —, aus ihr hervorgehen. Alsdann erweitert die Kunst im eigentlichsten Verstande den Gesichtskreis der Menschheit und hilft noch unmittelbarer als sonst dem philosophischen Forscher das menschliche Gemüt, das er studiert, in seinen verborgensten Tiefen zu erkennen und das erkannte zu bilden.

Wem solche Schilderungen der inneren Gestalt der Seele, solche feine Zergliederungen ihrer geheimsten Seiten wert sind, wer vorzugsweise die Werke aufsucht, die sie ihm darbieten, dem wird Agnes von Lilien eine wohltätige Erscheinung sein. Er wird sich freuen eine Gestalt zu finden, die seine Empfindung mächtig anspricht, seinen Busen zugleich erhebt und erweitert, eine Ansicht der Menschheit und der Natur zu gewinnen, die wenn sie auch nicht die seinige wäre, ihn dennoch mit Ruhe und Harmonie zu erfüllen, die streitenden Gefühle seines eignen Gemüts freundlich auszugleichen vermag. Denn offenbar gehört die vorliegende Dichtung der Gattung von Werken an, von der wir eben redeten, und fordert sogar unter ihnen selbst eine besondere und

vorzügliche Stelle. Indem sie den Lebenslauf eines Mädchens darlegt, dessen Herz die ersten Keime schöner Weiblichkeit entfaltet, zeigt sie weniger die Verwicklung menschlicher Ereignisse und den Gang der Welt als die eigentümliche Gestalt, welche das Leben einem reinen und edlen Gemüt und welche dieses dem Leben zurückgibt; indem sie die anfangs durch mannigfaltige Stürme gestörte und endlich glückliche Liebe zweier seltner Naturen schildert, folgt sie nicht bloß dem Gange dieser Leidenschaft, sondern zeichnet die ganze innere Stimmung, aus der sie entstanden ist und in die sie wieder verhallt, und stellt so einen schwereren Stoff dar, als die Hand der Kunst sonst leicht zu bearbeiten gewagt hat: das Gemälde einer hohen und feinen, weiblichen liebenden Seele. Nie hat vielleicht dem Sinne des Dichters das Bild eines so vollendeten, harmonischen, zartgewebten Wesens vorgeschwebt; nie ist es vielleicht einem gelungen, durch den Zauber einer wunderbar ergreifenden, selbstgeschaffnen Sprache, jenen unerklärbaren Regungen des Herzens Ton und Gestalt zu geben, für „deren bewegliche Flut", nach Agnes' eignem Geständnis, „selbst das Gedächtnis keine Zeichen besitzt und mit denen nur das geheimnisvolle Wesen der Musik noch einigermaßen vertraut ist."

Von den ersten Seiten dieses Buches an fühlt sich der Leser in einen Kreis hoher und edler Naturen versetzt. Denn obgleich selbst die kleine Zahl von Charakteren, welche die Erzählung umfaßt, durch mannigfaltige Abstufungen verschieden sind, so waltet doch über den Hauptpersonen derselbe Geist, dem sie alle, nur mehr oder minder, angehören, und dieser Geist ist mit dem Gepräge einer außerordentlichen Hoheit und Würde der Gesinnung gestempelt. Wessen Blick gern auf der moralischen Eigentümlichkeit der Menschen verweilt, der wird auch im Leben manchmal

auf Naturen stoßen, die ihn durch die ungewöhnliche Schönheit oder Erhabenheit ihrer geistigen Gestalt auf einmal in ein freudiges Erstaunen versetzen. Wie er sich in einer Gemäldesammlung durch die Werke der ersten Meister getroffen fühlt, wie sie von selbst vor den übrigen hervortreten und ihn mit magischer Kraft fesseln, so wirken auch jene Charaktere auf ihn und er empfindet eine wunderbare Verwandtschaft des Genies der Kunst und des Genies der Tugend, wenn der Ausdruck erlaubt ist. So oft die Erscheinung zurückkehrt, bemerkt er auch denselben Eindruck wieder; aber wenn es ihm unmöglich ist, an der Wirklichkeit desselben zu zweifeln, so wird es ihm schwer, ihn sich zu erklären, zu begreifen, wie es jenen gleichsam von der Natur privilegierten Menschen gelingen kann, dem großen und erhabenen Begriff der Menschheit in ihrem Wesen einen so reichen Gehalt und so lebendigen Ausdruck zu geben. In dieser Verlegenheit wird er gern eine Dichtung wie die gegenwärtige um Rat fragen. Denn gerade solche Naturen findet er hier dargestellt, und der Geist, der in ihnen herrscht, ist nicht bloß zufällig, weil er zu dem Stoff der Erzählung paßte, sondern absichtlich als derjenige geschildert, in dem die Menschheit allein Befriedigung und Glückseligkeit zu finden vermag, sobald man nur, was leicht geschehen kann, davon absondert, was den einzelnen Personen, der Stimmung ihres Gemüts, der Lage und dem Augenblick angehört.

Die drei Haupteigenschaften, welche Agnes' eignen Charakter sowie das Ideal schöner Menschheit vor ihrer Phantasie vollenden, sind Klarheit, Wahrheit, Freiheit des Denkens und des Empfindens. In der Tat umschließen sie auch alle Forderungen, die man an die Menschheit machen kann. Denn was ist der letzte Zweck des Lebens und des Menschendaseins anders als die innigste Berührung des Menschen mit dem Menschen, fruchtbar

zur Gewinnung höherer Vollkommenheit und Schönheit außer sich und in ihrem Innern? Ohne Klarheit aber kann der Mensch in seiner reinen Eigentümlichkeit nicht vor sich selbst, ohne Wahrheit nicht vor andern, ohne Freiheit nicht in dem vollen Spiel seiner Kräfte erscheinen. Wo es an Klarheit der Gefühle und des Verhältnisses der äußeren Gegenstände zu ihm fehlt, da muß diese Verworrenheit nicht nur ein beständiges Hindernis sein, unter den mannigfaltigen Formen des Lebens und den verschiedenen Charakteren der Menschen seine eigentliche Stelle zu finden, sondern der Geist muß sich auch von ewiger Dämmerung umgeben, niedergedrückt und in seinen besten Kräften gelähmt fühlen. Aus der Klarheit aber folgt wenigstens die Achtung der Freiheit schon von selbst. Indem sie jeden Gegenstand und jede Empfindung an ihren richtigen Platz verweist, befördert sie das Gleichgewicht, auf dem die Freiheit beruht. Denn die Freiheit ist nichts andres als die Herrschaft der wahren Notwendigkeit, das ungehinderte Wirken der echten Kräfte der Dinge, in welchen allein zuletzt, wenn man alle nur scheinbaren absondert, die wahre Notwendigkeit gegründet ist. Daher ist sie verletzt, wenn wir begehen, was uns nicht gemäß ist und mit Verlust des schönen Gleichgewichts unsrer Seele zum Sklaven einer einzelnen Neigung werden; oder wenn wir, nicht mehr stark genug, uns selbst unabhängig von dem Laufe der Begebenheiten zu erhalten, uns von dem schnellen Strome des Lebens fortreißen lassen, statt es „mit weisem und ruhigem Gemüt mit freier Kraft zu ergreifen“; endlich wenn wir uns, sei es auch durch die dringendsten Rücksichten, bewegen lassen, den gesetzmäßigen Gang unsrer innersten reingestimmten Empfindung zu unterbrechen.

Dieser letzte und feinste Grad ist auf eine überaus treffende Weise in der Stelle gezeichnet, wo Alban Agnes bereden will, dem

Untergange seines Bruders durch die Aufopferung ihres Verhältnisses mit Nordheim zuvorzukommen. Hier ist das Glück, selbst das Leben eines edlen, großmütigen Freundes mit der Stimme und, was mehr als das ist, mit dem Rechte der Liebe in Streit; wie rein entscheidet hier Agnes' hoher Sinn diesen Fall, wie wenig läßt sich ihre Empfindung selbst in diesem Augenblick der höchsten Bewegung, in dieser schweren Prüfung verwirren. „Es ist hier nicht allein," sagt sie ihren Freunden, „von Gefühlen, von Glück und Unglück die Rede, sondern von der Notwendigkeit, von Recht und Unrecht. Ich gab Nordheim mein Wort wie mein Herz." Und in der Erzählung setzt sie hinzu: „Wie manche Verwirrung richten gute Seelen im Leben an, wenn sie den Gesichtskreis e d l e r Naturen mit ihren schwächeren Augen beherrschen wollen!" Nie ist in der Tat der Maßstab edler Naturen so richtig bestimmt worden. Denn nur edle Naturen können dies höhere Recht der inneren Empfindung, diese Selbständigkeit und Unabhängigkeit der eigentlichsten Persönlichkeit anerkennen und achten; indes die andern, nur auf Glückseligkeit und Nutzen bedacht, im Blinden umhertappen und immer die wahre Bahn verfehlen, weil ihnen weder die innere Stimme eines rein entschiedenen Verlangens erschallt noch das höchste Gesetz der wahren Notwendigkeit klar wird. Wo hingegen das Gemüt, klar und einig mit sich selbst, nur dem gesetzmäßigen Gange seiner Empfindungen ohne Unterbrechung folgt, da muß notwendig Gleichmut in den Gefühlen, Mäßigkeit in den Begierden herrschen; da muß die innere Harmonie auch auf das Verhältnis zu der Welt und dem Schicksal übergehen, und da kann zuletzt das nicht fehlen, was Agnes so treffend die bleibende Gestalt der Glückseligkeit nennt, „das klare Gefühl unser Selbst in einem lebenreichen Ganzen" — ein Ausdruck, der so erschöpfend und so erhaben ist, daß er das geheimnisvolle

Rätsel unsers Herzens auf einmal zu lösen scheint, und daß ihn ganz durchdenken und vollkommen fassen fast das Ziel seines Daseins finden, die streitenden Verlangen seines Busens ausgleichen heißt.

Zu diesem schönen Gleichgewicht, dieser vollendeten Harmonie sehen wir hier ein weibliches Gemüt durch die Hand eines freundlichen Schicksals geleitet. Was der Mensch sonst nur durch strengen Ernst, durch Selbstbesiegung und Entsagen gewinnt, dahin gelangt Agnes gleichsam von selbst mit Hilfe einer glücklichen Naturanlage und einer weisen und milden Erziehung, durch das Vertrauen der Freundschaft, die Begeisterung der Liebe und den seelenvollen Genuß an der Schönheit der Natur. Nur gewohnt, in dem Odem der Liebe zu leben, selbst in der leblosen Natur nur freundliche Geister erblickend, immer sich nahefühlend einer ewigwirkenden Kraft in oder über der Natur, und wenn im Sturm der Leidenschaften und im Drange der Umstände dem Gemüt auf Erden weiter fortzuleben versagt scheint, noch sicher im Odem des Ewiglebenden wieder neu aufzublühen, strömt ihre Seele immer in ein andres Wesen über, dem sie sich mit vertrauender Zuversicht und verlangender Sehnsucht hingibt. Mit allem Schönen und Edlen verwandt, sucht sie es überall auf, und wo es ihr erscheint: in den lieblichen Formen der Natur, in den hohen Gestalten der Kunst, in der Gegenwart des Geliebten oder in dem Gedanken der ewigen Urquelle alles Daseins, da wendet sie sich sehnsuchtsvoll zu ihm hin und verliert sich in Anschauen und Liebe. Was ihren Sinn lebhaft bewegen und auf ihr Wesen dauernd einwirken soll, muß seinen Weg durch ihre Phantasie und ihre Empfindung nehmen, und beide, enger als gewöhnlich verschwistert, wissen überall zwischen dem inneren Wesen und dem äußeren Erscheinen der Dinge ein unauflösliches Band zu

knüpfen, nur eins in dem andern zu sehen und durch die Verschmelzung beider Gestalten zu schaffen, für welche die Kunst keine Umrisse, die Sprache keinen Ausdruck besitzt, und die allein noch der innere Sinn zu halten vermag.

Ist aber gleich der glücklichen Stimmung ihrer holden Weiblichkeit die Strenge des Willens und die abgesonderte phantasielose Beschäftigung des Verstandes fremd, so erscheint darum die Tugend nur liebenswürdiger, die Wahrheit nur milder, nicht jene weniger sicher, diese weniger rein in ihr. Der festeste Standpunkt, einen richtigen und genauen Anblick der Welt, des Menschen und seiner Verhältnisse zu erhalten, ist der, auf welchen sie unmittelbar durch ihre Erziehung gestellt ist. Wenn diese Erzählung dazu bestimmt war zu zeigen, wie ein natürlicher, aber fein- und hochausgebildeter Charakter entstehen, wie man ihm eine sichere Grundlage verschaffen kann, von welcher aus er sich, ohne Gefahr der Übertreibung oder Überspannung, dem kühnsten Schwunge der Einbildungskraft und der Empfindung überlassen darf, so konnte man den Leser nicht besser dazu vorbereiten, als indem man ihn in das Haus des Pfarrers von Hohenfels führte. In dem Charakter und der Lage dieses Mannes vereinigt sich alles zugleich, was die Menschheit in ihrer einfachsten und ursprünglichsten Gestalt Edles und Ehrwürdiges hat. Durch das Leben mit ihm befindet sich Agnes mitten unter Menschen, die, nur mit den natürlichsten und notwendigsten Verhältnissen der Menschheit vertraut, zwar für alles Höhere und Bessere, was sich daraus entwickeln kann, Sinn besitzen; aber deren reiner und gesunder Blick allem Verschrobenen und Überspannten verschlossen ist. Der weise Greis, dem ihr Herz mit kindlicher Ergebenheit anhängt, gewöhnt sie von den ersten Zeiten ihres Lebens an zur Ordnung und Geschäftigkeit, zeigt ihr, daß der physische Wohlstand, der durch

beide erzeugt und erhalten wird, die einzig sichere Grundlage der Moralität ist, daß Tugend und Aufklärung nur „aus dem gesunden Stamme eines ordentlichen, reinlichen Lebens Nahrungssaft einsaugen“, und lehrt sie so, immer zuerst von dem Punkte zu beginnen, auf dem sie jedesmal steht. Er macht ihre Einbildungskraft mit den Werken der Dichter bekannt, aber die reine und einfache Harmonie der Gesänge Homers ist es vor allen andern, durch die er ihr Gemüt zu stimmen versucht; er übt ihren Sinn zur Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und lehrt sie, in der Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten, Umwandlungen und Gaben ein mächtiges und wohltätiges Wesen mit Ehrfurcht zu erkennen und mit Liebe zu umfassen. So sind es die größesten, aber auch die einfachsten Dinge, welche von früh an ihren Geist und ihr Herz erfüllen: die Erhabenheit der Natur, die Schönheit der Kunst, die Milde eines sanften und friedlichen Glaubens, die notwendige Ordnung einer auf physisches und moralisches Wohl berechneten Gesellschaft. Da sie jeden Gegenstand in seiner eigentlichen Gestalt erblickt, jeden Eindruck in seiner reinen Wahrheit aufnimmt, so hat sie auch überall nur für das Höchste Sinn und ist allem Mittelmäßigen, allem Zwitterartigen feind. Daher kommt es, daß sie sich mit Alban zuerst nur, durch den Zwang eines steifen, ihr widerwärtigen Zirkels gleichsam genötigt, verbindet, und auch nachher selbst an Julius weniger aus freier Sympathie als in dankbarer Rührung über seine aufopfernde Güte und seine treue Liebe hängt. Sie vermißt Selbständigkeit und ruhige Kraft in ihm, die sichere Stärke ihrer Empfindung verträgt sich nicht mit dem Hin- und Herschwanken der seinigen, sein exaltierter Ausdruck gleitet an ihrer schlichten Einfachheit unerwidert ab, und ihr reiner Sinn kennt zu sehr die Hoheit einer wahrhaft künstlerischen Einbildungskraft, um in den ohnmächtigen Ver-

suchen der seinigen etwas andres als das dunkle und kraftlose Streben zu erkennen, mit dem die, welche weder die Wirklichkeit noch die Dichtung in ihrer wahren Gestalt zu ergreifen verstehen, immer beide vermischen und in der wirklichen Welt des Lebens wie in der idealischen der Kunst ewig Fremdlinge bleiben. Jede Kraft ihres Gemüts hat sich ihrer ursprünglichen Eigentümlichkeit getreu ausgebildet, und so kann sie sich mit Sicherheit dem freien Zusammenwirken derselben überlassen, ohne durch ängstliches Mißtrauen gegen sich selbst ihren reinen und vollen Einklang zu stören.

Denn nichts ist Agnes' Charakter und, da sie ihre eigne Geschichte erzählt, dem Geiste dieser Schrift so sehr zuwider als Mangel an Selbstvertrauen, ängstliches Ringen nach Tugend und mühseliges Kämpfen mit den ihr entgegenstehenden Neigungen. Wie in einem Kunstwerk die Schönheit aus der Mannigfaltigkeit und Harmonie der Formen, so soll im Charakter die Sittlichkeit aus dem freiwilligen Einklange der Empfindungen hervorgehen und das Gemüt dem Guten und Edeln nicht anders als seiner ursprünglichen und eigentlichen Natur getreu bleiben.

Daher sieht man hier die höchste und reinste Sittlichkeit zugleich mit allem bekleidet, was ihre Anmut und ihre Würde zu erhöhen vermag. Es ist ein Vorrecht edler Naturen, daß der Glanz, der ihr Inneres überstrahlt, sich zugleich allem dem mitteilt, was sie in ihren Kreis hinüberziehen, und daß ihre zartesten und erhabensten Gesinnungen und Empfindungen durch ihre Handlungen, Reden und Gebärden, selbst durch ihre Gestalt und ihr Äußeres überhaupt, wie durch ein feines Medium in ungeschwächter Reinheit durchblicken. Auf diese Weise fein, zart und seelenvoll gebildet kann nur derjenige sein, der, nicht bloß auf die Gesetzmäßigkeit der Gesinnungen, die jedem obliegt, bedacht, seinen

Charakter wie ein freies und für sich selbst bestehendes Kunstwerk betrachtet und bearbeitet und, von dem tiefen Gefühl seiner Individualität durchdrungen und mit dem allgemeinen Ideale der Menschheit vertraut, aus dem Innern seiner Einbildungskraft ein Bild schafft, dem er in seinem Äußern und Innern zugleich Gültigkeit zu verschaffen bemüht ist. Diese wahrhaft idealische Bildung ist es, die noch über die moralische hinausgeht, weil sie nicht sowohl die (davon an sich durchaus unabhängige) Moralität erst hervorzubringen, als diese mit allen übrigen Kräften des Gemüts zu einer reinen und vollen Harmonie zu stimmen strebt; sie erheischt aber auch zugleich, außer der Anstrengung des Willens, Begünstigung durch die Natur und das Schicksal in der inneren Organisation und der äußeren Lage. Von allem, was der Mensch als Zweck seines Daseins verfolgt, ist sie das höchste und letzte Ziel, da sie das Erhabenste der Menschheit, die Sittlichkeit, erst in unsrer Natur einheimisch macht und dadurch diese selbst zu einer ihr sonst unbekannten Höhe erhebt. Unter allem, was die Bemühungen der Menschen zu befördern vermögen, sollte man ihr am eifrigsten nachstreben, da sie, wo sie ist, sich auch von selbst weiter fortpflanzt. Denn auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirkend weckt sie überall, wo nur lebendige Spuren ihres Daseins zurückbleiben, nun ihr ähnliche Keime — und wenn irgend etwas von Geschlecht zu Geschlecht übergeht, so sollte es wohl das sein, was am feinsten und tiefsten in die innerste und zarteste Organisation verwebt ist.

Staat und Politik

Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.

Wenn man die merkwürdigsten Staatsverfassungen mit einander und mit ihnen die Meinungen der bewährtesten Philosophen und Politiker vergleicht, so wundert man sich vielleicht nicht mit Unrecht, eine Frage so vollständig behandelt und so wenig genau beantwortet zu finden, welche doch zuerst die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen scheint, die Frage nämlich: zu welchem Zweck die ganze Staatseinrichtung hinarbeiten und welche Schranken sie ihrer Wirksamkeit setzen soll? Den verschiedenen Anteil, welcher der Nation oder einzelnen ihrer Teile an der Regierung gebührt, zu bestimmen, die mannigfaltigen Zweige der Staatsverwaltung gehörig zu verteilen und die nötigen Vorkehrungen zu treffen, daß nicht ein Teil die Rechte des andern an sich reiße: damit allein haben sich fast alle beschäftigt, welche selbst Staaten umgeformt oder Vorschläge zu politischen Reformationen gemacht haben. Dennoch müßte man, dünkt mich, bei jeder neuen Staatseinrichtung zwei Gegenstände vor Augen haben, von welchen beiden keiner ohne großen Nachteil übersehen werden dürfte: einmal die Bestimmung des herrschenden und dienenden Teils der Nation und alles dessen, was zur wirklichen Einrichtung der Regierung gehört; dann die Bestimmung der Gegenstände, auf welche die einmal eingerichtete Regierung ihre Tätigkeit zugleich ausbreiten und einschränken muß. Dies letztere, welches eigentlich in das Privatleben der Bürger eingreift und das Maß ihrer freien, ungehemmten Wirksamkeit bestimmt, ist in der Tat das wahre letzte Ziel, das erstere nur ein notwendiges Mittel, dies zu erreichen. Wenn indes dennoch der Mensch dies erstere mit mehr angestrengter Aufmerksamkeit verfolgt, so bewährt

er dadurch den gewöhnlichen Gang seiner Tätigkeit. Nach einem Ziele streben und dies Ziel mit Aufwand physischer und moralischer Kraft erringen, darauf beruht das Glück des rüstigen, kraftvollen Menschen. Der Besitz, welcher die angestrengte Kraft der Ruhe übergibt, reizt nur in der täuschenden Phantasie. Zwar existiert in der Lage des Menschen, wo die Kraft immer zur Tätigkeit gespannt ist und die Natur um ihn her immer zur Tätigkeit reizt, Ruhe und Besitz in diesem Verstande nur in der Idee. Allein dem einseitigen Menschen ist Ruhe auch Aufhören e i n e r Äußerung, und dem Ungebildeten gibt e i n Gegenstand nur zu wenigen Äußerungen Stoff. Was man daher von dem Überdruß am Besitze, besonders im Gebiete der feineren Empfindungen sagt*), gilt ganz und gar nicht von dem Ideale des Menschen, welches die Phantasie zu bilden vermag, im vollsten Sinne von dem ganz Ungebildeten und in immer geringerem Grade, je näher immer höhere Bildung jenem Ideale führt. Wie folglich den Eroberer der Sieg höher freut als das errungene Land, wie den Reformator die gefahrvolle Unruhe der Reformation höher als der ruhige Genuß ihrer Früchte, so ist dem Menschen überhaupt Herrschaft reizender als Freiheit, oder wenigstens Sorge für Erhaltung der Freiheit reizender als Genuß derselben. Freiheit ist gleichsam nur die Möglichkeit einer unbestimmt mannigfaltigen Tätigkeit;

*) Vgl. das berühmte Wort Lessings in der Duplik: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin alle seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz."

Herrschaft, Regierung überhaupt zwar eine einzelne, aber wirkliche Tätigkeit. Sehnsucht nach Freiheit entsteht daher nur zu oft erst aus dem Gefühle des Mangels derselben. Unleugbar bleibt es jedoch immer, daß die Untersuchung des Zwecks und der Schranken der Wirksamkeit des Staats eine große Wichtigkeit hat, und vielleicht eine größere als irgendeine andre politische. Daß sie allein gleichsam den letzten Zweck aller Politik betrifft, ist schon eben bemerkt worden. Allein sie erlaubt auch eine leichtere und mehr ausgebreitete Anwendung. Eigentliche Staatsrevolutionen, andre Einrichtungen der Regierung sind nie ohne die Konkurrenz vieler, oft sehr zufälliger Umstände möglich und führen immer mannigfaltig nachteilige Folgen mit sich. Hingegen die Grenzen der Wirksamkeit mehr ausdehnen oder einschränken kann jeder Regent — sei es in demokratischen, aristokratischen oder monarchischen Staaten — still und unbemerkt, und er erreicht vielmehr seinen Endzweck nur um so sicherer, je mehr er auffallende Neuheit vermeidet. Die besten menschlichen Operationen sind diejenigen, welche die Operationen der Natur am getreuesten nachahmen. Nun aber bringt der Keim, welchen die Erde still und unbemerkt empfängt, einen reicheren und holderen Segen als der gewiß notwendige, aber immer auch mit Verderben begleitete Ausbruch tobender Vulkane. Auch ist keine andre Art der Reform unserm Zeitalter so angemessen, wenn sich dasselbe wirklich mit Recht eines Vorzugs an Kultur und Aufklärung *) rühmt. Denn die wichtige Untersuchung der Grenzen der Wirksamkeit des Staats muß — wie sich leicht voraussehen läßt — auf höhere

*) Den Unterschied beider Begriffe behandelt ausführlich Mendelssohns Aufsatz „Über die Frage: was heißt aufklären?“ (Gesammelte Schriften 3, 399).

Freiheit der Kräfte und größere Mannigfaltigkeit der Situationen führen. Nun aber erfordert die Möglichkeit eines höheren Grades der Freiheit immer einen gleichhohen Grad der Bildung, und das geringere Bedürfnis, gleichsam in einförmigen, verbundenen Massen zu handeln, eine größere Stärke und einen mannigfaltigeren Reichtum der handelnden Individuen. Besitzt daher das gegenwärtige Zeitalter einen Vorzug an dieser Bildung, dieser Stärke und diesem Reichtum, so muß man ihm auch die Freiheit gewähren, auf welche er mit Recht Anspruch macht. Ebenso sind die Mittel, durch welche die Reform zu bewirken stände, einer fortschreitenden Bildung, wenn wir eine solche annehmen, bei weitem angemessener. Wenn sonst das gezückte Schwert der Nation die physische Macht des Beherrschers beschränkt, so besiegt hier Aufklärung und Kultur seine Ideen und seinen Willen, und die umgeformte Gestalt der Dinge scheint mehr sein Werk, als das Werk der Nation zu sein. Wenn es nun schon ein schöner, seelenerhebender Anblick ist, ein Volk zu sehen, das im vollen Gefühl seiner Menschen- und Bürgerrechte seine Fesseln zerbricht, so muß — weil, was Neigung oder Achtung für das Gesetz wirkt, schöner und erhebender ist, als was Not und Bedürfnis erpreßt — der Anblick eines Fürsten ungleich schöner und erhebender sein, welcher selbst die Fesseln löst und Freiheit gewährt und dies Geschäft nicht als Frucht seiner wohltätigen Güte, sondern als Erfüllung seiner ersten, unerläßlichen Pflicht betrachtet. Zumal da die Freiheit, nach welcher eine Nation durch Veränderung ihrer Verfassung strebt, sich zu der Freiheit, welche der einmal eingerichtete Staat geben kann, ebenso verhält als Hoffnung zum Genuß, Anlage zur Vollendung.

Wirft man einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen, so würde es sehr schwierig sein, in irgendeiner genau den Um-

fang zu zeigen, auf welchen sich ihre Wirksamkeit beschränkt, da man wohl in keiner hierin einem überdachten, auf einfachen Grundsätzen beruhenden Plane gefolgt ist. Vorzüglich hat man immer die Freiheit der Bürger aus einem zwiefachen Gesichtspunkte eingeengt: einmal aus dem Gesichtspunkte der Notwendigkeit, die Verfassung entweder einzurichten oder zu sichern; dann aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit, für den physischen oder moralischen Zustand der Nation Sorge zu tragen. Je mehr oder weniger die Verfassung, an und für sich mit Macht versehen, andre Stützen brauchte, oder je mehr oder weniger die Gesetzgeber weit ausblickten, ist man bald mehr bei dem einen, bald bei dem andern Gesichtspunkte stehengeblieben. Oft haben auch beide Rücksichten vereint gewirkt. In den älteren Staaten sind fast alle Einrichtungen, welche auf das Privatleben der Bürger Bezug haben, im eigentlichsten Verstande politisch. Denn da die Verfassung in ihnen wenig eigentliche Gewalt besaß, so beruhte ihre Dauer vorzüglich auf dem Willen der Nation, und es mußte auf mannigfaltige Mittel gedacht werden, ihren Charakter mit diesem Willen übereinstimmend zu machen. Eben dies ist noch jetzt in kleinen republikanischen Staaten der Fall, und es ist daher völlig richtig, daß — aus diesem Gesichtspunkt allein die Sache betrachtet — die Freiheit des Privatlebens immer in eben dem Grade steigt, in welchem die öffentliche sinkt, dahingegen die Sicherheit immer mit dieser gleichen Schritt hält. Oft aber sorgten auch die älteren Gesetzgeber und immer die alten Philosophen im eigentlichsten Verstande für den Menschen; und da am Menschen der moralische Wert ihnen das Höchste schien, so ist z. B. Platos Republik nach Rousseaus äußerst wahrer Bemerkung mehr eine Erziehungs- als eine Staatsschrift. Vergleicht man hiermit die neuesten Staaten, so ist die Absicht, für den Bürger selbst und sein Wohl

zu arbeiten, bei so vielen Gesetzen und Einrichtungen, die dem Privatleben eine oft sehr bestimmte Form geben, unverkennbar. Die größere innere Festigkeit unsrer Verfassungen, ihre größere Unabhängigkeit von einer gewissen Stimmung des Charakters der Nation, dann der stärkere Einfluß bloß denkender Köpfe — die ihrer Natur nach weitere und größere Gesichtspunkte zu fassen imstande sind —, eine Menge von Erfindungen, welche die gewöhnlichen Gegenstände der Tätigkeit der Nation besser bearbeiten oder benutzen lehren, endlich und vor allem gewisse Religionsbegriffe, welche den Regenten auch für das moralische und künftige Wohl der Bürger gleichsam verantwortlich machen, haben vereint dazu beigetragen, diese Veränderung hervorzubringen. Geht man aber der Geschichte einzelner Polizeigesetze und -einrichtungen nach, so findet man oft ihren Ursprung in dem bald wirklichen, bald angeblichen Bedürfnis des Staats, Abgaben von den Untertanen aufzubringen — und insofern kehrt die Ähnlichkeit mit den älteren Staaten zurück, indem diese Einrichtungen gleichfalls auf die Erhaltung der Verfassung abzwecken. Was aber die Einschränkungen betrifft, welche nicht sowohl den Staat als die Individuen, die ihn ausmachen, zur Absicht haben, so ist und bleibt ein mächtiger Unterschied zwischen den älteren und neueren Staaten. Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen als Menschen; die Neueren für seinen Wohlstand, seine Habe und seine Erwerbfähigkeit. Die Alten suchten Tugend, die Neueren Glückseligkeit. Daher waren die Einschränkungen der Freiheit in den älteren Staaten auf der einen Seite drückender und gefährlicher. Denn sie griffen geradezu an, was des Menschen eigentümliches Wesen ausmacht, sein inneres Dasein, und daher zeigen alle älteren Nationen eine Einseitigkeit, welche (den Mangel an feinerer Kultur und an allgemeinerer

Verbundenheit noch abgerechnet) großenteils durch die fast überall eingeführte gemeinschaftliche Erziehung und das absichtlich eingerichtete gemeinschaftliche Leben der Bürger überhaupt hervorgebracht und genährt wurde. Auf der andern Seite erhielten und erhöhten aber auch alle diese Staatseinrichtungen bei den Alten die tätige Kraft des Menschen. Selbst der Gesichtspunkt, den man nie aus den Augen verlor: kraftvolle und genügsame Bürger zu bilden, gab dem Geiste und dem Charakter einen höheren Schwung. Dagegen wird zwar bei uns der Mensch selbst unmittelbar weniger beschränkt, als vielmehr die Dinge um ihn her eine einengende Form erhalten, und es scheint daher möglich, den Kampf gegen diese äußeren Fesseln mit innerer Kraft zu beginnen. Allein schon die Natur der Freiheitsbeschränkungen unsrer Staaten, daß ihre Absicht bei weitem mehr auf das geht, was der Mensch besitzt als auf das, was er ist, und daß selbst in diesem Fall sie nicht — wie die Alten — die physische, intellektuelle und moralische Kraft nur, wenngleich einseitig, üben, sondern vielmehr ihr bestimmende Ideen als Gesetze aufdringen, unterdrückt die Energie, welche gleichsam die Quelle jeder tätigen Tugend und die notwendige Bedingung zu einer höheren und vielseitigeren Ausbildung ist. Wenn also bei den älteren Nationen größere Kraft für die Einseitigkeit schadlos hielt, so wird in den neueren der Nachteil der geringeren Kraft noch durch Einseitigkeit erhöht. Überhaupt ist dieser Unterschied zwischen den Alten und Neueren überall unverkennbar. Wenn in den letzteren Jahrhunderten die Schnelligkeit der gemachten Fortschritte, die Menge und Ausbreitung künstlicher Erfindungen, die Größe der gegründeten Werke am meisten unsre Aufmerksamkeit an sich zieht, so fesselt uns in dem Altertum vor allem die Größe, welche immer mit dem Leben eines Menschen dahin ist, die Blüte der Phantasie,

die Tiefe des Geistes, die Stärke des Willens, die Einheit des ganzen Wesens, welche allein dem Menschen wahren Wert gibt. Der Mensch, und zwar seine Kraft und seine Bildung war es, welche jede Tätigkeit rege machte; bei uns ist es nur zu oft ein ideelles Ganze, bei dem man die Individuen beinahe zu vergessen scheint oder wenigstens nicht ihr inneres Wesen, sondern ihre Ruhe, ihr Wohlstand, ihre Glückseligkeit. Die Alten suchten die Glückseligkeit in der Tugend, die Neueren sind nur zu lange diese aus jener zu entwickeln bemüht gewesen; und der selbst, welcher die Moralität in ihrer höchsten Reinheit sah und darstellte, glaubt durch eine sehr künstliche Maschinerie seinem Ideal des Menschen die Glückseligkeit wahrlich mehr wie eine fremde Belohnung als wie ein eigen errungenes Gut zuführen zu müssen. Ich verliere kein Wort über diese Verschiedenheit. Ich schließe nur mit einer Stelle aus Aristoteles' Ethik: „Was einem jeden seiner Natur nach eigentümlich ist, ist ihm das Beste und Süßeste. Daher auch den Menschen das Leben nach der Vernunft, wenn nämlich darin am meisten der Mensch besteht, am meisten beseligt."

Schon mehr als einmal ist unter den Staatsrechtslehrern gestritten worden, ob der Staat allein Sicherheit oder überhaupt das ganze physische und moralische Wohl der Nation beabsichten müsse? Sorgfalt für die Freiheit des Privatlebens hat vorzüglich auf die erstere Behauptung geführt; indes die natürliche Idee, daß der Staat mehr als allein Sicherheit gewähren könne, und ein Mißbrauch in der Beschränkung der Freiheit wohl möglich, aber nicht notwendig sei, der letzteren das Wort redeten. Auch ist diese unleugbar sowohl in der Theorie als in der Ausführung die herrschende. Dies zeigen die meisten Systeme des Staatsrechts, die neueren philosophischen Gesetzbücher und die Geschichte der Verordnungen der meisten Staaten. Ackerbau, Hand-

werke, Industrie aller Art, Handel, Künste und Wissenschaften selbst, alles erhält Leben und Lenkung vom Staat. Nach diesen Grundsätzen hat das Studium der Staatswissenschaften eine veränderte Gestalt erhalten, wie Kameral- und Polizeiwissenschaft z. B. beweisen; nach diesen sind völlig neue Zweige der Staatsverwaltung entstanden, Kameral-, Manufaktur- und Finanzkollegia. So allgemein indes auch dieses Prinzip sein mag, so verdient es, dünkt mich, doch noch allerdings eine nähere Prüfung.

Der wahre Zweck des Menschen — nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt — ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas andres, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes: Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. Zwar ist nun einesteils diese Mannigfaltigkeit allemal Folge der Freiheit; andernteils gibt es auch eine Art der Unterdrückung, die, statt den Menschen einzuschränken, den Dingen um ihn her eine beliebige Gestalt gibt, so daß beide gewissermaßen eins und dasselbe sind. Indes ist es der Klarheit der Ideen dennoch angemessener, beide noch voneinander zu trennen. Jeder Mensch vermag auf einmal nur mit *einer* Kraft zu wirken, oder vielmehr sein ganzes Wesen wird auf einmal nur zu *einer* Tätigkeit gestimmt. Daher scheint der Mensch zur Einseitigkeit bestimmt, indem er seine Energie schwächt, sobald er sich auf mehrere Gegenstände verbreitet. Allein dieser Einseitigkeit entgeht er, wenn er die einzelnen, oft einzeln geübten Kräfte zu vereinen, den beinahe schon verloschenen wie den erst künftig hell aufflammenden

Funken in jeder Periode seines Lebens zugleich mitwirken zu lassen und statt der Gegenstände, auf die er wirkt, die Kräfte, womit er wirkt, durch Verbindung zu vervielfältigen strebt. Was hier gleichsam die Verknüpfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart wirkt, das wirkt in der Gesellschaft die Verbindung mit andern. Denn auch durch alle Perioden des Lebens erreicht jeder Mensch dennoch nur eine der Vollkommenheiten, welche gleichsam den Charakter des ganzen Menschengeschlechts bilden. Durch Verbindungen also, die aus dem Innern der Wesen entspringen, muß einer den Reichtum des andern sich eigen machen. Eine solche charakterbildende Verbindung ist nach der Erfahrung aller, auch sogar der rohesten Nationen, z. B. die Verbindung der beiden Geschlechter. Allein wenn hier der Ausdruck sowohl der Verschiedenheit als der Sehnsucht nach der Vereinigung gewissermaßen stärker ist, so ist beides darum nicht minder stark, nur schwerer bemerkbar, obgleich eben darum auch mächtiger wirkend, auch ohne alle Rücksicht auf jene Verschiedenheit und unter Personen desselben Geschlechts. Diese Ideen, weiter verfolgt und genauer entwickelt, dürften vielleicht auf eine richtigere Erklärung des Phänomens der Verbindungen führen, welche bei den Alten, vorzüglich den Griechen, selbst die Gesetzgeber benutzten und die man oft zu unedel mit dem Namen der gewöhnlichen Liebe und immer unrichtig mit dem Namen der bloßen Freundschaft belegt hat. Der bildende Nutzen solcher Verbindungen beruht immer auf dem Grade, in welchem sich die Selbständigkeit der Verbundenen zugleich mit der Innigkeit der Verbindung erhält. Denn wenn ohne diese Innigkeit der eine den andern nicht genug aufzufassen vermag, so ist die Selbständigkeit notwendig, um das Aufgefaßte gleichsam in das eigne Wesen zu verwandeln. Beides aber erfordert Kraft der

Individuen und eine Verschiedenheit, die nicht zu groß, damit einer den andern aufzufassen vermöge, auch nicht zu klein ist, um einige Bewunderung dessen, was der andre besitzt, und den Wunsch rege zu machen, es auch in sich überzutragen. Diese Kraft nun und diese mannigfaltige Verschiedenheit vereinen sich in der Originalität; und das also, worauf die ganze Größe des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muß und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist Eigentümlichkeit der Kraft und der Bildung. Wie diese Eigentümlichkeit durch Freiheit des Handelns und Mannigfaltigkeit der Handelnden gewirkt wird, so bringt sie beides wiederum hervor. Selbst die leblose Natur, welche nach ewig unveränderlichen Gesetzen einen immer gleichmäßigen Schritt hält, erscheint dem eigengebildeten Menschen eigentümlicher. Er trägt gleichsam sich selbst in sie hinüber, und so ist es im höchsten Verstande wahr, daß jeder immer in eben dem Grade Fülle und Schönheit außer sich wahrnimmt, in welchem er beide im eignen Busen bewahrt. Wieviel ähnlicher aber noch muß die Wirkung der Ursache da sein, wo der Mensch nicht bloß empfindet und äußere Eindrücke auffaßt, sondern selbst tätig wird?
Versucht man es, diese Ideen durch nähere Anwendungen auf den einzelnen Menschen noch genauer zu prüfen, so reduziert sich in diesem alles auf Form und Materie. Die reinste Form mit der leichtesten Hülle nennen wir Idee, die am wenigsten mit Gestalt begabte Materie sinnliche Empfindung. Aus der Verbindung der Materie geht die Form hervor. Je größer die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Ein Götterkind ist nur die Frucht unsterblicher Eltern. Die Form wird wiederum gleichsam Materie einer noch schöneren Form. So wird die Blüte zur Frucht, und aus dem Samenkorn der

Frucht entspringt der neue, von neuem blütenreiche Stamm. Je mehr die Mannigfaltigkeit zugleich mit der Feinheit der Materie zunimmt, desto höher die Kraft, denn desto inniger der Zusammenhang. Die Form scheint gleichsam in die Materie, die Materie in die Form verschmolzen, oder, um ohne Bild zu reden: je ideenreicher die Gefühle des Menschen und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. Denn auf diesem ewigen Begatten der Form und der Materie oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen und auf dieser seine Größe. Aber die Stärke der Begattung hängt von der Stärke der Begattenden ab. Der höchste Moment des Menschen ist dieser Moment der Blüte. Die minder reizende, einfache Gestalt der Frucht weist gleichsam selbst auf die Schönheit der Blüte hin, die sich durch sie entfalten soll. Auch eilt nur alles der Blüte zu. Was zuerst dem Samenkorn entsprießt, ist noch fern von ihrem Reiz. Der volle dicke Stengel, die breiten auseinanderfallenden Blätter bedürfen noch einer mehr vollendeten Bildung. Stufenweise steigt diese, wie sich das Auge am Stamme erhebt; zartere Blätter sehnen sich gleichsam, sich zu vereinigen, und schließen sich enger und enger, bis der Kelch das Verlangen zu stillen scheint. Indes ist das Geschlecht der Pflanzen nicht von dem Schicksal gesegnet. Die Blüte fällt ab und die Frucht bringt wieder den gleich rohen und gleich sich verfeinernden Stamm hervor. Wenn im Menschen die Blüte welkt, so macht sie nur jener schöneren Platz, und den Zauber der schönsten birgt unserm Auge erst die ewig unerforschbare Unendlichkeit. Was nun der Mensch von außen empfängt, ist nur Samenkorn. Seine energische Tätigkeit muß es, sei's auch das schönste, erst auch zum segenvollsten für ihn machen. Aber wohltätiger ist es ihm immer in dem Grade, in welchem es kraft-

voll und eigen in sich ist. Das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen wäre mir dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelte. Physische und moralische Natur würden diese Menschen schon noch aneinanderführen; und wie die Kämpfe des Kriegs ehrenvoller sind als die der Arena, wie die Kämpfe erbitterter Bürger höheren Ruhm gewähren als die getriebener Mietsoldaten, so würde auch das Ringen der Kräfte dieser Menschen die höchste Energie zugleich beweisen und erzeugen.

Ist es nicht eben das, was uns an die Zeitalter Griechenlands und Roms, und jedes Zeitalter allgemein an ein entfernteres, hingeschwundenes so namenlos fesselt? Ist es nicht vorzüglich, daß diese Menschen härtere Kämpfe mit dem Schicksal, härtere mit Menschen zu bestehen hatten? Daß die größere ursprüngliche Kraft und Eigentümlichkeit einander begegnete und neue, wunderbare Gestalten schuf? Jedes folgende Zeitalter — und in wieviel schnelleren Graden muß dies Verhältnis von jetzt an steigen? — muß den vorigen an Mannigfaltigkeit nachstehen, an Mannigfaltigkeit der Natur — die ungeheuren Wälder sind ausgehauen, die Moräste getrocknet usf. —, an Mannigfaltigkeit der Menschen, durch die immer größere Mitteilung und Vereinigung der menschlichen Werke. Dies ist eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die Idee des Neuen, Ungewöhnlichen, Wunderbaren so viel seltner, das Staunen, Erschrecken beinahe zur Schande und die Erfindung neuer, noch unbekannter Hilfsmittel, selbst nur plötzliche, unvorbereitete und dringende Entschlüsse bei weitem seltner notwendig macht. Denn teils ist das Andringen der äußeren Umstände gegen den Menschen, welcher mit mehr Werkzeugen, ihnen zu begegnen, versehen ist, minder groß; teils ist es nicht mehr gleich möglich, ihnen allein durch

die Kräfte Widerstand zu leisten, welche die Natur jedem gibt und die er nur zu benutzen braucht; teils endlich macht das ausgebreitetere Wissen das Erfinden weniger notwendig, und das Lernen stumpft selbst die Kraft dazu ab. Dagegen ist es unleugbar, daß, wenn die physische Mannigfaltigkeit geringer wurde, eine bei weitem reichere und befriedigendere intellektuelle und moralische an ihre Stelle trat; daß Gradationen und Verschiedenheiten von unserm mehr verfeinten Geiste wahrgenommen und unserm wenngleich nicht eben so stark gebildeten, doch reizbaren kultivierten Charakter ins praktische Leben übergetragen werden, die auch vielleicht den Weisen des Altertums oder doch wenigstens nur ihnen nicht unbemerkt geblieben wären. Es ist im ganzen Menschengeschlecht wie im einzelnen Menschen gegangen. Das Gröbere ist abgefallen, das Feinere ist geblieben. Und so wäre es ohne allen Zweifel segenvoll, wenn das Menschengeschlecht *ein* Mensch wäre oder die Kraft eines Zeitalters ebenso als seine Bücher oder Erfindungen auf das folgende überginge. Allein dies ist bei weitem der Fall nicht. Freilich besitzt nun auch unsre Verfeinerung eine Kraft, die vielleicht jene gerade um den Grad ihrer Feinheit an Stärke übertrifft; aber es fragt sich, ob nicht die frühere Bildung durch das Gröbere immer vorangehen muß? Überall ist doch die Sinnlichkeit der erste Keim wie der lebendigste Ausdruck alles Geistigen. Und wenn es auch nicht hier der Ort ist, selbst nur den Versuch dieser Erörterung zu wagen, so folgt doch gewiß so viel aus dem Vorigen, daß man wenigstens diejenige Eigentümlichkeit und Kraft, nebst allen Nahrungsmitteln derselben, welche wir noch besitzen, sorgfältigst bewachen müsse.

Bewiesen halte ich demnach, daß *die wahre Vernunft dem Menschen keinen andern Zustand als einen solchen*

wünschen kann, in welchem nicht nur jeder einzelne der ungebundensten Freiheit genießt, sich aus sich selbst in seiner Eigentümlichkeit zu entwickeln, sondern in welchem auch die physische Natur keine andre Gestalt von Menschenhänden empfängt, als ihr jeder einzelne nach dem Maße seines Bedürfnisses und seiner Neigung, nur beschränkt durch die Grenzen seiner Kraft und seines Rechts, selbst und willkürlich gibt. Von diesem Grundsatz darf meines Erachtens die Vernunft nie mehr nachgeben, als zu seiner eignen Erhaltung selbst notwendig ist. Er mußte daher auch jeder Politik und besonders der Beantwortung der Frage, von der hier die Rede ist, immer zugrunde liegen.

In einer völlig allgemeinen Formel ausgedrückt, könnte man den wahren Umfang der Wirksamkeit des Staats alles dasjenige nennen, was er zum Wohl der Gesellschaft zu tun vermöchte, ohne jenen Grundsatz zu verletzen; es würde sich unmittelbar hieraus auch die nähere Bestimmung ergeben, daß jedes Bemühen des Staats verwerflich sei, sich in die Privatangelegenheiten der Bürger überall da einzumischen, wo dieselben nicht unmittelbaren Bezug auf die Kränkung der Rechte des einen durch den andern haben. Indes ist es doch, um die vorgelegte Frage ganz zu erschöpfen, notwendig, die einzelnen Teile der gewöhnlichen oder möglichen Wirksamkeit der Staaten genau durchzugehen.

Der Zweck des Staats kann nämlich ein doppelter sein: er kann Glück befördern oder nur Übel verhindern wollen, und im letzteren Fall Übel der Natur oder Übel des Menschen. Schränkt er sich auf das letztere ein, so sucht er nur Sicherheit, und diese Sicherheit sei es mir erlaubt, einmal allen übrigen möglichen Zwecken, unter dem Namen des positiven Wohlstandes vereint,

entgegenzusetzen. Auch die Verschiedenheit der vom Staat angewendeten Mittel gibt seiner Wirksamkeit eine verschiedene Ausdehnung. Er sucht nämlich seinen Zweck entweder unmittelbar zu erreichen, sei's durch Zwang — befehlende und verbietende Gesetze, Strafen — oder durch Ermunterung und Beispiel, oder mittelbar, indem er entweder der Lage der Bürger eine günstige Gestalt gibt und sie gleichsam anders zu handeln hindert, oder endlich, indem er sogar ihre Neigung mit demselben übereinstimmend zu machen, auf ihren Kopf oder ihr Herz zu wirken strebt. Im ersten Falle bestimmt er zunächst nur einzelne Handlungen; im zweiten schon mehr die ganze Handlungsweise, im dritten endlich Charakter und Denkungsart. Auch ist die Wirkung und Einschränkung im ersten Falle am kleinsten, im zweiten größer, im dritten am größesten, teils weil auf Quellen gewirkt wird, aus welchen mehrere Handlungen entspringen, teils weil die Möglichkeit der Wirkung selbst mehrere Veranstaltungen erfordert. So verschieden indes hier gleichsam die Zweige der Wirksamkeit des Staats scheinen, so gibt es schwerlich eine Staatseinrichtung, welche nicht zu mehreren zugleich gehörte, da z. B. Sicherheit und Wohlstand so sehr voneinander abhängen, und was auch nur einzelne Handlungen bestimmt, wenn es durch öftere Wiederkehr Gewohnheit hervorbringt, auf den Charakter wirkt. Es ist daher sehr schwierig, hier eine dem Gange der Untersuchung angemessene Einteilung des Ganzen zu finden. Am besten wird es indes sein, zuvörderst zu prüfen, ob der Staat auch den positiven Wohlstand der Nation oder bloß ihre Sicherheit abzwecken soll, bei allen Einrichtungen nur auf das zu sehen, was sie hauptsächlich zum Gegenstand oder zur Folge haben, und bei jedem beider Zwecke zugleich die Mittel zu prüfen, deren der Staat sich bedienen darf.

Ich rede daher hier von dem ganzen Bemühen des Staats, den positiven Wohlstand der Nation zu erhöhen, von aller Sorgfalt für die Bevölkerung des Landes, den Unterhalt der Einwohner — teils geradezu durch Armenanstalten, teils mittelbar durch Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels —, von allen Finanz- und Münzoperationen, Ein- und Ausfuhrverboten usf. (insofern sie diesen Zweck haben), endlich allen Veranstaltungen zur Verhütung oder Herstellung von Beschädigungen durch die Natur, kurz von jeder Einrichtung des Staats, welche das physische Wohl der Nation zu erhalten oder zu befördern die Absicht hat. Denn da das moralische nicht leicht um seiner selbst willen, sondern mehr zum Behuf der Sicherheit befördert wird, so komme ich zu diesem erst in der Folge.

Alle diese Einrichtungen nun, behaupte ich, haben nachteilige Folgen und sind einer wahren, von den höchsten, aber immer menschlichen Gesichtspunkten ausgehenden Politik unangemessen.

1. Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden solchen Einrichtung, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sei, so bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor. Statt daß die Menschen in Gesellschaft treten, um ihre Kräfte zu schärfen, sollten sie auch dadurch an ausschließendem Besitz und Genuß verlieren, so erlangen sie Güter auf Kosten ihrer Kräfte. Gerade die aus der Vereinigung mehrerer entstehende Mannigfaltigkeit ist das höchste Gut, welches die Gesellschaft gibt, und diese Mannigfaltigkeit geht gewiß immer in dem Grade der Einmischung des Staats verloren. Es sind nicht mehr eigentlich die Mitglieder einer Nation, die mit sich in Gemeinschaft leben, sondern einzelne Untertanen, welche mit dem Staat, d. h. dem Geiste, welcher in seiner Regierung herrscht, in Verhältnis kommen, und zwar in ein Verhältnis, in welchem

schon die überlegene Macht des Staats das freie Spiel der Kräfte hemmt. Gleichförmige Ursachen haben gleichförmige Wirkungen. Je mehr also der Staat mitwirkt, desto ähnlicher ist nicht bloß alles Wirkende, sondern auch alles Gewirkte. Auch ist dies gerade die Absicht der Staaten. Sie wollen Wohlstand und Ruhe. Beide aber erhält man immer in eben dem Grade leicht, in welchem das einzelne weniger miteinander streitet. Allein was der Mensch beabsichtet und beabsichten muß, ist ganz etwas andres, es ist Mannigfaltigkeit und Tätigkeit. Nur dies gibt vielseitige und kraftvolle Charaktere; und gewiß ist noch kein Mensch tief genug gesunken, um für sich selbst Wohlstand und Glück der Größe vorzuziehen. Wer aber für andre so räsonniert, den hat man, und nicht mit Unrecht, in Verdacht, daß er die Menschheit mißkennt und aus Menschen Maschinen machen will.

2. Das wäre also die zweite schädliche Folge, daß diese Einrichtungen des Staats die Kraft der Nation schwächen. So wie durch die Form, welche aus der selbsttätigen Materie hervorgeht, die Materie selbst mehr Fülle und Schönheit erhält — denn was ist sie anders als die Verbindung dessen, was erst stritt?, eine Verbindung, zu welcher allemal die Auffindung neuer Vereinigungspunkte, folglich gleichsam eine Menge neuer Entdeckungen notwendig ist, die immer im Verhältnis mit der größeren vorherigen Verschiedenheit steigt —, ebenso wird die Materie vernichtet durch die Form, die man ihr von außen gibt. Denn das Nichts unterdrückt da das Etwas. Alles im Menschen ist Organisation. Was in ihm gedeihen soll, muß in ihm gesäet werden. Alle Kraft setzt Enthusiasmus voraus, und nur wenige Dinge nähren diesen so sehr, als den Gegenstand desselben als ein gegenwärtiges oder künftiges Eigentum anzusehen. Nun aber hält der Mensch das nie so sehr für sein, was er besitzt, als was er tut; der

Arbeiter, welcher einen Garten bestellt, ist vielleicht in einem wahreren Sinn Eigentümer als der müßige Schwelger, der ihn genießt. Vielleicht scheint dies zu allgemeine Raisonnement keine Anwendung auf die Wirklichkeit zu verstatten. Vielleicht scheint es sogar, als diente vielmehr die Erweiterung vieler Wissenschaften, welche wir diesen und ähnlichen Einrichtungen des Staats, der allein Versuche im großen anzustellen vermag, vorzüglich danken, zur Erhöhung der intellektuellen Kräfte und dadurch der Kultur und des Charakters überhaupt. Allein nicht jede Bereicherung durch Kenntnisse ist unmittelbar auch eine Veredlung selbst nur der intellektuellen Kraft; und wenn eine solche wirklich dadurch veranlaßt wird, so ist dies nicht sowohl bei der ganzen Nation als nur vorzüglich bei dem Teile, welcher mit zur Regierung gehört. Überhaupt wird der Verstand des Menschen doch wie jede andre seiner Kräfte nur durch eigne Tätigkeit, eigne Erfindsamkeit oder eigne Benutzung fremder Erfindungen gebildet. Anordnungen des Staats aber führen immer, mehr oder minder, Zwang mit sich, und selbst wenn dies der Fall nicht ist, so gewöhnen sie den Menschen zu sehr, mehr fremde Belehrung, fremde Leitung, fremde Hilfe zu erwarten als selbst auf Auswege zu denken. Die einzige Art beinahe, auf welche der Staat die Bürger belehren kann, besteht darin, daß er das, was er für das Beste erklärt, gleichsam das Resultat seiner Untersuchungen, aufstellt und entweder direkt durch ein Gesetz oder indirekt durch irgendeine, die Bürger bindende Einrichtung anbefiehlt oder durch sein Ansehen und ausgesetzte Belohnungen oder andre Ermunterungsmittel dazu anreizt, oder endlich es bloß durch Gründe empfiehlt. Aber welche Methode er von allen diesen befolgen mag, so entfernt er sich immer sehr weit von dem besten Wege des Lehrens. Denn dieser besteht unstreitig darin, gleich-

sam alle mögliche Auflösungen des Problems vorzulegen, um den Menschen nur vorzubereiten, die schicklichste selbst zu wählen, oder noch besser: diese Auflösung selbst nur aus der gehörigen Darstellung aller Hindernisse zu erfinden. Diese Lehrmethode kann der Staat bei erwachsenen Bürgern nur auf eine negative Weise: durch Freiheit, die zugleich Hindernisse entstehen läßt und zu ihrer Hinwegräumung Stärke und Geschicklichkeit gibt, auf eine positive Weise aber nur bei den erst sich bildenden Bürgern durch eine wirkliche Nationalerziehung befolgen. Ebenso wird in der Folge der Einwurf geprüft werden, der hier leicht entstehen kann: daß es nämlich bei Besorgung der Geschäfte, von welchen die Rede ist, mehr darauf ankomme, daß die Sache geschehe, als wie der , welcher sie verrichtet, darüber unterrichtet sei — mehr, daß der Acker wohl gebaut werde, als daß der Ackerbauer gerade der geschickteste Landwirt sei.

Noch mehr aber leidet durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats die Energie des Handelns überhaupt und der moralische Charakter. Wer oft und viel geleitet wird, kommt leicht dahin, den Überrest seiner Selbsttätigkeit gleichsam freiwillig zu opfern. Er glaubt sich der Sorge überhoben, die er in fremden Händen sieht, und genug zu tun, wenn er ihre Leitung erwartet und ihr folgt. Damit verrücken sich seine Vorstellungen von Verdienst und Schuld. Die Idee des ersteren feuert ihn nicht an, das quälende Gefühl der letzteren ergreift ihn seltner und minder wirksam, da er diese bei weitem leichter auf seine Lage und auf den schiebt, der dieser die Form gab. Kommt nun noch dazu, daß er die Absichten des Staats nicht für völlig rein hält, daß er nicht seinen Vorteil allein, sondern wenigstens zugleich einen fremdartigen Nebenzweck beabsichtet glaubt, so leidet nicht allein die Kraft, sondern auch

die Güte des moralischen Willens. Er glaubt sich nun nicht bloß von jeder Pflicht frei, welche der Staat nicht ausdrücklich auflegt, sondern sogar jeder Verbesserung seines eignen Zustandes überhoben, die er manchmal sogar als eine neue Gelegenheit, welche der Staat benutzen möchte, fürchten kann. Und den Gesetzen des Staats selbst sucht er, soviel er vermag, zu entgehen und hält jedes Entwischen für Gewinn. Wenn man bedenkt, daß bei einem nicht kleinen Teil der Nation die Gesetze und Einrichtungen des Staats gleichsam den Umfang der Moralität abzeichnen, so ist es ein niederschlagender Anblick, oft die heiligsten Pflichten und die willkürlichsten Anordnungen von demselben Munde ausgesprochen, ihre Verletzung nicht selten mit gleicher Strafe belegt zu sehen. Nicht minder sichtbar ist jener nachteilige Einfluß in dem Betragen der Bürger gegeneinander. Wie jeder sich selbst auf die sorgende Hilfe des Staats verläßt, so und noch weit mehr übergibt er ihr das Schicksal seines Mitbürgers. Dies aber schwächt die Teilnahme und macht zu gegenseitiger Hilfleistung träger. Wenigstens muß die gemeinschaftliche Hilfe da am tätigsten sein, wo das Gefühl am lebendigsten ist, daß auf ihm allein alles beruhe; die Erfahrung zeigt auch, daß gedrückte, gleichsam von der Regierung verlassene Teile eines Volks immer doppelt fest untereinander verbunden sind. Wo aber der Bürger kälter ist gegen den Bürger, da ist es auch der Gatte gegen den Gatten, der Hausvater gegen die Familie.

Sich selbst in allem Tun und Treiben überlassen, von jeder fremden Hilfe entblößt, die sie nicht selbst sich verschafften, würden die Menschen auch oft, mit und ohne ihre Schuld, in Verlegenheit und Unglück geraten. Aber das Glück, zu welchem der Mensch bestimmt ist, ist kein andres, als welches seine Kraft ihm verschafft; und diese Lagen gerade sind es, welche den Verstand

schärfen und den Charakter bilden. Wo der Staat die Selbsttätigkeit durch zu spezielles Einwirken verhindert, da — entstehen etwa solche Übel nicht? Sie entstehen auch da und überlassen den einmal auf fremde Kraft sich zu lehnen gewohnten Menschen nun einem weit trostloseren Schicksal. Denn so wie Ringen und tätige Arbeit das Unglück erleichtern, so und in zehnfach höherm Grade erschwert es hoffnungslose, vielleicht getäuschte Erwartung. Selbst den besten Fall angenommen, gleichen die Staaten, von denen ich hier rede, nur zu oft den Ärzten, welche die Krankheit nähren und den Tod entfernen. Ehe es Ärzte gab, kannte man nur Gesundheit oder Tod.

3. Alles, womit sich der Mensch beschäftigt, wenn es gleich nur bestimmt ist, physische Bedürfnisse mittelbar oder unmittelbar zu befriedigen oder überhaupt äußere Zwecke zu erreichen, ist auf das genaueste mit innern Empfindungen verknüpft. Manchmal ist auch neben dem äußeren Endzweck noch ein innerer, und manchmal ist sogar dieser der eigentlich beabsichtete, jener nur, notwendig oder zufällig, damit verbunden. Je mehr Einheit der Mensch besitzt, desto freier entspringt das äußere Geschäft, das er wählt, aus seinem innern Sein, und desto häufiger und fester knüpft sich dieses an jenes da an, wo es nicht frei gewählt wurde. Daher ist der interessante Mensch in allen Lagen und allen Geschäften interessant, daher blüht er zu einer entzückenden Schönheit auf in einer Lebensweise, die mit seinem Charakter übereinstimmt.

So ließen sich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künstler bilden, d. h. Menschen, die ihr Gewerbe um ihres Gewerbes willen liebten, durch eigen gelenkte Kraft und eigne Erfindsamkeit verbesserten und dadurch ihre intellektuellen Kräfte kultivierten, ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten.

würde die Menschheit durch eben die Dinge geadelt, die jetzt, schön sie auch an sich sind, so oft dazu dienen, sie zu ent-en. Je mehr der Mensch in Ideen und Empfindungen zu leben wohnt ist, je stärker und feiner seine intellektuelle und moralische ift ist, desto mehr sucht er allein solche äußere Lagen zu hlen, welche zugleich dem inneren Menschen mehr Stoff geben, r denjenigen, in welche ihn das Schicksal wirft, wenigstens he Seiten abzugewinnen. Der Gewinn, welchen der Mensch Größe und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin bt, daß sein inneres Dasein immer den ersten Platz behaupte, es immer der erste Quell und das letzte Ziel alles Wirkens alles Körperliche und Äußere nur Hülle und Werkzeug des-ven sei, ist unabsehlich.

e sehr zeichnet sich nicht, um ein Beispiel zu wählen, in Geschichte der Charakter aus, welchen der ungestörte Land-in einem Volke bildet. Die Arbeit, welche es dem Boden met, und die Ernte, womit er es wieder belohnt, fesseln süß an seinen Acker und seinen Herd; Teilnahme der segen-len Mühe und gemeinschaftlicher Genuß des Gewonnenen ingen ein liebevolles Band um jede Familie, von dem selbst mitarbeitende Stier nicht ganz ausgeschlossen wird. Die cht, die gesät und geerntet werden muß, aber alljährlich wieder-rt und nur selten die Hoffnung täuscht, macht geduldig, ver-uend und sparsam; das unmittelbare Empfangen aus der Hand Natur, das immer sich aufdringende Gefühl, daß, wenngleich Hand des Menschen den Samen ausstreuen muß, doch nicht es ist, von welcher Wachstum und Gedeihen kommt; die ewige hängigkeit von günstiger und ungünstiger Witterung flößt den nütern bald schauderhafte, bald frohe Ahnungen höherer sen, wechselweise Furcht und Hoffnung ein und führt zu

Gebet und Dank; das lebendige Bild der einfachsten Erhabenheit, der ungestörtesten Ordnung und der mildesten Güte bildet die Seelen einfach, groß, sanft, der Sitte und dem Gesetz froh unterworfen. Immer gewohnt hervorzubringen, nie zu zerstören, ist der Ackerbauer friedlich und von Beleidigung und Rache fern, aber erfüllt von dem Gefühl der Ungerechtigkeit eines ungereizten Angriffs und gegen jeden Störer seines Friedens mit unerschrockenem Mut beseelt.

Allein, freilich ist Freiheit die notwendige Bedingung, ohne welche selbst das seelenvollste Geschäft keine heilsamen Wirkungen dieser Art hervorzubringen vermag. Was nicht von dem Menschen selbst gewählt, worin er auch nur eingeschränkt und geleitet wird, das geht nicht in sein Wesen über, das bleibt ihm ewig fremd, das verrichtet er nicht eigentlich mit menschlicher Kraft, sondern mit mechanischer Fertigkeit. Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beschäftigung, welche zunächst die körperliche Kraft angeht oder Erwerbung äußerer Güter, nicht innere Bildung zur Absicht hat, für schädlich und entehrend. Ihre menschenfreundlichsten Philosophen billigten daher die Sklaverei, gleichsam um durch ein ungerechtes und barbarisches Mittel einem Teile der Menschheit durch Aufopferung eines anderen die höchste Kraft und Schönheit zu sichern. Den Irrtum, welcher diesem ganzen Raisonnement zugrunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte, seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier läßt sich wohl als allgemeine Regel annehmen, daß sie heilsame Wirkungen äußert, so lange sie selbst und die darauf verwandte Energie die Seele füllt; minder wohltätige, oft nachteilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie

rt und sie selbst nur als Mittel betrachtet. Denn alles, was sich selbst reizend ist, erweckt Achtung und Liebe, was nur Mittel Nutzen verspricht, bloß Interesse; nun wird der nsch durch Achtung und Liebe ebenso sehr geadelt, als er ch Interesse in Gefahr ist, entehrt zu werden. Wenn nun der at eine solche positive Sorgfalt übt als die, von der ich hier e, so kann er seinen Gesichtspunkt nur auf die Resultate ten und nun die Regeln feststellen, deren Befolgung der Ver-lkommnung dieser am zuträglichsten ist.

ser beschränkte Gesichtspunkt richtet nirgends größeren aden an, als wo der wahre Zweck des Menschen völlig moralisch r intellektuell ist, oder doch die Sache selbst, nicht ihre Folgen bsichtet und diese Folgen nur notwendig oder zufällig damit ammenhängen. So ist es bei wissenschaftlichen Untersuchungen religiösen Meinungen, so mit allen Verbindungen der Menschen ereinander und mit der natürlichsten, die für den einzelnen ischen wie für den Staat die wichtigste ist, mit der Ehe.

e Verbindung von Personen beiderlei Geschlechts, welche gerade auf die Geschlechtsverschiedenheit gründet, wie viel-t die Ehe am richtigsten definiert werden könnte, läßt sich ebenso mannigfaltige Weise denken, als mannigfaltige Ge-en die Ansicht jener Verschiedenheit und die aus derselben pringenden Neigungen des Herzens und Zwecke der Vernunft nehmen vermögen; bei jedem Menschen wird sein ganzer alischer Charakter, vorzüglich die Stärke und die Art seiner pfindungskraft, darin sichtbar sein. Ob der Mensch mehr ere Zwecke verfolgt oder lieber sein inneres Wesen beschäftigt; sein Verstand tätiger ist oder sein Gefühl; ob er lebhaft aßt und schnell verläßt oder langsam eindringt und treu ahrt; ob er losere Bande knüpft oder sich enger anschließt;

ob er bei der innigsten Verbindung mehr oder minder Selbstständigkeit behält und eine unendliche Menge anderer Bestimmungen modifizieren anders und anders sein Verhältnis im ehelichen Leben. Wie dasselbe aber auch immer bestimmt sein mag, so ist die Wirkung davon auf sein Wesen und seine Glückseligkeit unverkennbar, und ob der Versuch, die Wirklichkeit nach seiner inneren Stimmung zu finden oder zu bilden, glücke oder mißlinge, davon hängt größtenteils die höhere Vervollkommnung oder die Erschlaffung seines Wesens ab. Vorzüglich stark ist dieser Einfluß bei den interessantesten Menschen, welche am zartesten und leichtesten auffassen und am tiefsten bewahren. Zu diesen kann man mit Recht im ganzen mehr das weibliche als das männliche Geschlecht rechnen, und daher hängt der Charakter des ersteren am meisten von der Art der Familienverhältnisse in einer Nation ab. Von sehr vielen äußeren Beschäftigungen gänzlich frei, fast nur mit solchen umgeben, welche das innere Wesen beinahe ungestört sich selbst überlassen; stärker durch das, was sie zu sein, als was sie zu tun vermögen, ausdrucksvoller durch die stille als die geäußerte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarsten, zeichenlosesten Ausdrucks, bei dem zarteren Körperbau, dem beweglicheren Auge, der mehr ergreifenden Stimme, reicher versehen; im Verhältnis gegen andere mehr bestimmt, zu erwarten und aufzunehmen als entgegenzukommen; schwächer für sich und doch nicht darum, sondern aus Bewunderung der fremden Größe und Stärke inniger anschließend; in der Verbindung unaufhörlich strebend, mit dem vereinten Wesen zu empfangen, das Empfangene in sich zu bilden und gebildet zurückzugeben; zugleich höher von dem Mute beseelt, welchen Sorgfalt der Liebe und Gefühl der Stärke einflößt, die nicht dem Widerstande, aber dem Erliegen im Dulden trotzt — sind die Weiber

zentlich dem Ideale der Menschheit näher als der Mann, und
enn es nicht unwahr ist, daß sie es seltner erreichen als er, so ist
vielleicht nur, weil es überall schwerer ist, den unmittelbaren
ilen Pfad als den Umweg zu gehen. Wie sehr aber nun ein
esen, das so reizbar, so in sich eins ist, bei dem folglich nichts
ne Wirkung bleibt und jede Wirkung nicht einen Teil, sondern
s Ganze ergreift, durch äußere Mißverhältnisse gestört wird,
darf nicht ferner erinnert zu werden. Dennoch hängt von der
isbildung des weiblichen Charakters in der Gesellschaft so
endlich viel ab. Wenn es keine unrichtige Vorstellung ist, daß
de Gattung der Trefflichkeit sich — wenn ich so sagen darf —
einer Art der Wesen darstellt, so bewahrt der weibliche Charakter
n ganzen Schatz der Sittlichkeit.

ich Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte;

d wenn nach diesem tief und wahr empfundenen Ausspruch
s Dichters der Mann sich bemüht, die äußeren Schranken
entfernen, welche dem Wachstum hinderlich sind, so zieht
e sorgsame Hand der Frauen die wohltätige innere, in welcher
lein die Fülle der Kraft sich zur Blüte zu läutern vermag,
d zieht sie um so feiner, als die Frauen das innere Dasein des
enschen tiefer empfinden, seine mannigfaltigen Verhältnisse
ner durchschauen, da ihnen jeder Sinn am willigsten zu Ge-
te steht und sie des Vernünftelns überhebt, das so oft die Wahr-
it verdunkelt.

llte es noch notwendig scheinen, so würde auch die Ge-
ichte diesem Raisonnement Bestätigung leihen und die Sitt-
hkeit der Nationen mit der Achtung des weiblichen Geschlechts
erall in enger Verbindung zeigen. Es erhellt demnach,
ß die Wirkungen der Ehe ebenso mannigfaltig sind als
r Charakter der Individuen, und daß es also die nach-

teiligsten Folgen haben muß, wenn der Staat eine mit der jedesmaligen Beschaffenheit der Individuen so eng verschwisterte Verbindung durch Gesetze zu bestimmen oder durch seine Einrichtungen von andern Dingen als von der bloßen Neigung abhängig zu machen versucht. Dies muß um so mehr der Fall sein, als er bei diesen Bestimmungen beinahe nur auf die Folgen, auf Bevölkerung, Erziehung der Kinder usf. sehen kann. Zwar läßt sich gewiß dartun, daß eben diese Dinge auf dieselben Resultate mit der höchsten Sorgfalt für das schönste innere Dasein führen. Denn bei sorgfältig angestellten Versuchen hat man die ungetrennte, dauernde Verbindung eines Mannes mit einer Frau der Bevölkerung am zuträglichsten gefunden, und unleugbar entspringt gleichfalls keine andre aus der wahren, natürlichen, unverstimmten Liebe. Ebensowenig führt diese ferner auf andre als eben die Verhältnisse, welche die Sitte und das Gesetz bei uns mit sich bringen: Kindererzeugung, eigne Erziehung, Gemeinschaft des Lebens, zum Teil der Güter, Anordnung der äußeren Geschäfte durch den Mann, Verwaltung des Hauswesens durch die Frau. Allein der Fehler scheint mir darin zu liegen, daß das Gesetz befiehlt, da doch ein solches Verhältnis nur aus Neigung, nicht aus äußeren Anordnungen entstehen kann, und wo Zwang oder Leitung der Neigung widersprechen, diese noch weniger zum rechten Wege zurückkehrt. Daher dünkt mich, sollte der Staat nicht nur die Bande weiter und freier machen, sondern — wenn es mir erlaubt ist, hier, wo ich nicht von der Ehe überhaupt, sondern einem einzelnen, bei ihr sehr in die Augen fallenden Nachteil einschränkender Staatseinrichtungen rede, allein nach den im vorigen gewagten Behauptungen zu entscheiden — überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen und dieselbe vielmehr der freien Willkür der Individuen und der von ihnen

errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt als in ihren Modifikationen, gänzlich überlassen. Die Besorgnis, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören oder vielleicht gar ihre Entstehung überhaupt zu verhindern — so gegründet dieselbe auch bei diesen oder jenen Lokalumständen sein möchte —, würde mich, insofern ich allein auf die Natur der Menschen und Staaten im Allgemeinen achte, nicht abschrecken. Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs ist einem allein auf Neigung und innerer Pflicht beruhenden Verhältnis, wie die Ehe, völlig fremdartig, und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht ....

5. Alle Seiten, welche der Mensch zu kultivieren vermag, stehen in einer wunderbar engen Verknüpfung, und wenn schon in der intellektuellen Welt der Zusammenhang, wenn nicht inniger, doch wenigstens deutlicher und bemerkbarer ist als in der physischen, so ist er es noch bei weitem mehr in der moralischen. Daher müssen sich die Menschen untereinander verbinden, nicht um an Eigentümlichkeit, aber an ausschließendem Isoliertsein zu verlieren; die Verbindung muß nicht ein Wesen in das andre verwandeln, aber gleichsam Zugänge von einem zum andern eröffnen. Was jeder für sich besitzt, muß er mit dem vom andern Empfangenen vergleichen und danach modifizieren, nicht aber dadurch unterdrücken lassen. Denn wie in dem Reiche des Intellektuellen nie das Wahre, so streitet in dem Gebiete der Moralität nie das des Menschen wahrhaft Würdige miteinander, und enge und mannigfaltige Verbindungen eigentümlicher Charaktere miteinander sind daher ebenso notwendig, um zu vernichten, was nicht nebeneinander bestehen kann und daher auch für sich nicht zu Größe und Schönheit führt, als das, dessen Dasein gegenseitig ungestört

bleibt, zu erhalten, zu nähren und zu neuen, noch schöneren Geburten zu befruchten. Daher scheint ununterbrochenes Streben die innerste Eigentümlichkeit des andern zu fassen, sie zu benutzen und, von der innigsten Achtung für sie, als die Eigentümlichkeit eines freien Wesens, durchdrungen, auf sie zu wirken — ein Wirken, bei welchem jene Achtung nicht leicht ein andres Mittel erlauben wird, als sich selbst zu zeigen und gleichsam vor den Augen des andern mit ihm zu vergleichen —, der höchste Grundsatz der Kunst des Umganges, welche vielleicht unter allen am meisten bisher noch vernachlässigt worden ist. Wenn aber auch diese Vernachlässigung leicht eine Art der Entschuldigung davon borgen kann, daß der Umgang eine Erholung, nicht eine mühevolle Arbeit sein soll, und daß leider sehr vielen Menschen kaum irgendeine interessante eigentümliche Seite abzugewinnen ist, so sollte doch jeder zu viel Achtung für sein eignes Selbst besitzen, um eine andre Erholung, als den Wechsel interessanter Beschäftigung, und noch dazu eine solche zu suchen, welche gerade seine edelsten Kräfte untätig läßt, und zu viel Ehrfurcht für die Menschheit, um auch nur eins ihrer Mitglieder für völlig unfähig zu erklären, benutzt oder durch Einwirkung anders modifiziert zu werden. Wenigstens aber darf derjenige diesen Gesichtspunkt nicht übersehen, welcher sich Behandlung der Menschen und Wirken auf sie zu einem eigentlichen Geschäft macht, und insofern folglich der Staat bei positiver Sorgfalt auch nur für das mit dem inneren Dasein immer eng verknüpfte äußere und physische Wohl nicht umhin kann, der Entwicklung der Individualität hinderlich zu werden, so ist dies ein neuer Grund, eine solche Sorgfalt nie, außer dem Fall einer absoluten Notwendigkeit, zu verstatten.

Dies möchten etwa die nachteiligen Folgen sein, welche aus

einer positiven Sorgfalt des Staats für den Wohlstand der Bürger entspringen, und die zwar mit gewissen Arten der Ausübung derselben vorzüglich verbunden, aber überhaupt doch von ihr meines Erachtens nicht zu trennen sind. Ich wollte jetzt nur von der Sorgfalt für das physische Wohl reden, und gewiß bin ich auch überall von diesem Gesichtspunkte ausgegangen und habe alles genau abgesondert, was sich nur auf das moralische allein bezieht. Allein ich erinnerte gleich anfangs, daß der Gegenstand selbst keine genaue Trennung erlaubt, und dies möge also zur Entschuldigung dienen, wenn sehr vieles des im vorigen entwickelten Raisonnements von der ganzen positiven Sorgfalt überhaupt gilt. Ich habe indes bis jetzt angenommen, daß die Einrichtungen des Staats, von welchen ich hier rede, schon wirklich getroffen wären, und ich muß daher noch von einigen Hindernissen reden, welche sich eigentlich bei der Anordnung selbst zeigen.

6. Nichts wäre gewiß bei dieser so notwendig, als die Vorteile, die man beabsichtet, gegen die Nachteile und vorzüglich gegen die Einschränkungen der Freiheit, welche immer damit verbunden sind, abzuwägen. Allein eine solche Abwägung läßt sich nur sehr schwer und genau und vollständig vielleicht schlechterdings nicht zustandebringen. Denn jede einschränkende Einrichtung kollidiert mit der freien und natürlichen Äußerung der Kräfte, bringt bis ins Unendliche gehende neue Verhältnisse hervor, und so läßt sich die Menge der folgenden, welche sie nach sich zieht (selbst den gleichmäßigsten Gang der Begebenheiten angenommen und alle irgend wichtige unvermutete Zufälle, die doch nie fehlen, abgerechnet) nicht voraussehn. Jeder, der sich mit der höheren Staatsverwaltung zu beschäftigen Gelegenheit hat, fühlt gewiß aus Erfahrung, wie wenig Maßregeln eigentlich eine unmittelbare, absolute, wie viele hingegen eine bloß relative,

mittelbare, von andern vorhergegangenen abhängende Notwendigkeit haben. Dadurch wird daher eine bei weitem größere Menge von Mitteln notwendig, und eben diese Mittel werden der Erreichung des eigentlichen Zwecks entzogen. Nicht allein daß ein solcher Staat größerer Einkünfte bedarf, sondern er erfordert auch künstlichere Anstalten zur Erhaltung der eigentlichen politischen Sicherheit; die Teile hängen weniger von selbst fest zusammen, die Sorgfalt des Staats muß bei weitem tätiger sein. Daraus entspringt nun eine gleich schwierige und leider nur zu oft vernachlässigte Berechnung, ob die natürlichen Kräfte des Staats zur Herbeischaffung aller notwendig erforderlichen Mittel hinreichend sind; fällt diese Berechnung unrichtig aus, ist ein wahres Mißverhältnis vorhanden, so müssen neue künstliche Veranstaltungen die Kräfte überspannen — ein Übel, an welchem nur zu viele neuere Staaten, wenngleich nicht allein aus dieser Ursache, kranken.

Vorzüglich ist hierbei ein Schade nicht zu übersehen, weil er den Menschen und seine Bildung so nahe betrifft, nämlich daß die eigentliche Verwaltung der Staatsgeschäfte dadurch eine Verflechtung erhält, welche, um nicht Verwirrung zu werden, eine unglaubliche Menge detaillierter Einrichtungen bedarf und ebensoviele Personen beschäftigt. Von diesen haben indes doch die meisten nur mit Zeichen und Formeln der Dinge zu tun. Dadurch werden nun nicht bloß viele, vielleicht treffliche Köpfe dem Denken, viele sonst nützlicher beschäftigte Hände der reellen Arbeit entzogen, sondern ihre Geisteskräfte selbst leiden durch diese zum Teil leere, zum Teil zu einseitige Beschäftigung. Es entsteht eine neuer und gewöhnlicher Erwerb, Besorgung von Staatsgeschäften, und dieser macht die Diener des Staats so viel mehr von dem regierenden Teile des Staats, der sie besoldet, als

eigentlich von der Nation abhängig. Welche ferneren Nachteile aber noch hieraus erwachsen, welches Warten auf die Hilfe des Staats, welcher Mangel der Selbständigkeit, welche falsche Eitelkeit, welche Untätigkeit sogar und Dürftigkeit, beweist die Erfahrung am unwidersprechlichsten. Dasselbe Übel, aus welchem dieser Nachteil entspringt, wird wieder von ihm wechselweise hervorgebracht. Die, welche einmal die Staatsgeschäfte auf diese Weise verwalten, sehen immer mehr und mehr von der Sache hinweg und nur auf die Form hin, bringen immerfort bei dieser vielleicht wahre, aber nur mit nicht hinreichender Hinsicht auf die Sache selbst, und daher oft zum Nachteil dieser ausschlagende Verbesserungen an; so entstehen neue Formen, neue Weitläuftigkeiten, oft neue einschränkende Anordnungen, aus welchen wiederum sehr natürlich eine neue Vermehrung der Geschäftsmänner erwächst. Daher nimmt in den meisten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Personale der Staatsdiener und der Umfang der Registraturen zu und die Freiheit der Untertanen ab. Bei einer solchen Verwaltung kommt freilich alles auf die genaueste Aufsicht, auf die pünktlichste und ehrlichste Besorgung an, da der Gelegenheiten, in beiden zu fehlen, so viel mehr sind. Daher sucht man, insofern nicht mit Unrecht, alles durch so viel Hände als möglich gehen zu lassen und selbst die Möglichkeit von Irrtümern oder Unterschleifen zu entfernen. Dadurch aber werden die Geschäfte beinahe völlig mechanisch und die Menschen Maschinen und die wahre Geschicklichkeit und Redlichkeit nehmen immer mit dem Zutrauen zugleich ab. Endlich werden, da die Beschäftigungen, von denen ich hier rede, eine große Wichtigkeit erhalten und um konsequent zu sein, allerdings erhalten müssen, dadurch überhaupt die Gesichtspunkte des Wichtigen und Unwichtigen, Ehrenvollen und Verächtlichen, des letzten und der

untergeordneten Endzwecke verrückt. Und da die Notwendigkeit von Beschäftigungen dieser Art auch wiederum durch manche, leicht in die Augen fallende heilsame Folgen für ihre Nachteile entschädigt, so halte ich mich hierbei nicht länger auf und gehe nunmehr zu der letzten Betrachtung, zu welcher alles bisher Entwickelte, gleichsam als eine Vorbereitung, notwendig war: zu der Verrückung der Gesichtspunkte überhaupt über, welche eine positive Sorgfalt des Staats veranlaßt.

7. Die Menschen — um diesen Teil der Untersuchung mit einer allgemeinen, aus den höchsten Rücksichten geschöpften Betrachtung zu schließen — werden um der Sachen, die Kräfte um der Resultate willen vernachlässigt. Ein Staat gleicht nach diesem System mehr einer aufgehäuften Menge von leblosen und lebendigen Werkzeugen der Wirksamkeit und des Genusses als einer Menge tätiger und genießender Kräfte. Bei der Vernachlässigung der Selbsttätigkeit der handelnden Wesen scheint nur auf Glückseligkeit und Genuß gearbeitet zu sein. Allein wenn, da über Glückseligkeit und Genuß nur die Empfindung des Genießenden richtig urteilt, die Berechnung auch richtig wäre, so wäre sie dennoch immer weit von der Würde der Menschheit entfernt. Denn woher käme es sonst, daß eben dies nur Ruhe abzweckende System auf den menschlich höchsten Genuß, gleichsam aus Besorgnis vor seinem Gegenteil, willig Verzicht tut? Der Mensch genießt am meisten in den Momenten, in welchen er sich in dem höchsten Grade seiner Kraft und seiner Einheit fühlt. Freilich ist er auch dann dem höchsten Elend am nächsten. Denn auf den Moment der Spannung vermag nur eine gleiche Spannung zu folgen, und die Richtung zum Genuß oder zum Entbehren liegt in der Hand des unbesiegten Schicksals. Allein wenn das Gefühl des Höchsten im Menschen nur Glück zu heißen verdient, so gewinnt

auch Schmerz und Leiden eine veränderte Gestalt. Der Mensch in seinem Innern wird der Sitz des Glücks und des Unglücks, und er wechselt ja nicht mit der wallenden Flut, die ihn trägt. Jenes System führt, meiner Empfindung nach, auf ein fruchtloses Streben, dem Schmerz zu entrinnen. Wer sich wahrhaft auf Genuß versteht, erduldet den Schmerz, der doch den Flüchtigen ereilt, und freuet sich unaufhörlich am ruhigen Gange des Schicksals; und der Anblick der Größe fesselt ihn süß, es mag entstehen oder vernichtet werden. So kommt er – doch freilich nur der Schwärmer in andern als seltnen Momenten – selbst zu der Empfindung, daß sogar der Moment des Gefühls der eignen Zerstörung ein Moment des Entzückens ist.
Vielleicht werde ich beschuldigt, die hier aufgezählten Nachteile übertrieben zu haben; allein ich mußte die volle Wirkung des Einmischens des Staats schildern, und es versteht sich von selbst, daß jene Nachteile nach dem Grade und nach der Art dieses Einmischens selbst sehr verschieden sind. Überhaupt sei mir die Bitte erlaubt, bei allem, was diese Blätter Allgemeines enthalten, von Vergleichungen mit der Wirklichkeit gänzlich abzusehen. In dieser findet man selten einen Fall voll und rein, und selbst dann sieht man nicht abgeschnitten und für sich die einzelnen Wirkungen einzelner Dinge. Dann darf man auch nicht vergessen, daß, wenn einmal schädliche Einflüsse vorhanden sind, das Verderben mit sehr beschleunigten Schritten weitereilt. Wie größere Kraft, mit größerer vereint, doppelt größere hervorbringt, so artet auch geringere mit geringerer in doppelt geringere aus. Welcher Gedanke selbst wagt es nur, die Schnelligkeit dieser Fortschritte zu begleiten? Indes auch sogar zugegeben, die Nachteile wären minder groß, so glaube ich, bestätigt sich die vorgetragene Theorie doch noch bei weitem mehr

durch den wahrlich namenlosen Segen, der aus ihrer Befolgung — wenn diese, wie freilich manches zweifeln läßt, je ganz möglich wäre — entstehen müßte. Denn die immer tätige, nie ruhende, den Dingen inwohnende Kraft kämpft gegen jede ihr schädliche Einrichtung und befördert jede ihr heilsame, so daß es im höchsten Verstande wahr ist, daß auch der angestrengteste Eifer nie soviel Böses zu wirken vermag, als immer und überall von selbst Gutes hervorgeht.

Ich könnte hier ein erfreuliches Gegenbild eines Volks aufstellen, das in der höchsten und ungebundensten Freiheit und in der größesten Mannigfaltigkeit seiner eignen und der übrigen Verhältnisse um sich her existierte; ich könnte zeigen, wie hier noch in eben dem Grade schönere, höhere und wunderbarere Gestalten der Mannigfaltigkeit und der Originalität erscheinen müßten, als in dem schon so unnennbar reizenden Altertum, in welchem die Eigentümlichkeit eines minder kultivierten Volks allemal roher und gröber ist, in welchem mit der Feinheit auch allemal die Stärke und selbst der Reichtum des Charakters wächst, und in welchem, bei der fast grenzenlosen Verbindung aller Nationen und Weltteile miteinander, schon die Elemente gleichsam zahlreicher sind — zeigen, welche Stärke hervorblühen müßte, wenn jedes Wesen sich aus sich selbst organisierte, wenn es, ewig von den schönsten Gestalten umgeben, mit uneingeschränkter und ewig durch die Freiheit ermunterter Selbsttätigkeit diese Gestalten in sich verwandelte; wie zart und fein das innere Dasein des Menschen sich ausbilden, wie es die angelegentlichere Beschäftigung desselben werden; wie alles Physische und Äußere in das Innere, Moralische und Intellektuelle übergehen und das Band, welches beide Naturen im Menschen verknüpft, an Dauer gewinnen würde, wenn nichts mehr die freie Rückwirkung aller menschlichen Beschäfti-

gungen auf den Geist und den Charakter störte; wie keiner dem andern gleichsam aufgeopfert würde, wie jeder seine ganze, ihm zugemessene Kraft für sich behielte und ihn eben darum eine noch schönere Bereitwilligkeit begeisterte, ihr eine für andre wohltätige Richtung zu geben; wie, wenn jeder in seiner Eigentümlichkeit fortschritte, mannigfaltigere und feinere Tönungen des schönen menschlichen Charakters entstehen und Einseitigkeit um so seltener sein würde, als sie überhaupt immer nur eine Folge der Schwäche und Dürftigkeit ist, und als jeder — wenn nichts mehr den andern zwänge, sich ihm gleichzumachen — durch die immer fortdauernde Notwendigkeit der Verbindung mit andern dringender veranlaßt werden würde, sich nach ihnen anders und anders selbst zu modifizieren; wie in diesem Volke keine Kraft und keine Hand für die Erhöhung und den Genuß des Menschendaseins verloren ginge; endlich zeigen, wie schon dadurch ebenso auch die Gesichtspunkte aller nur dahin gerichtet und von jedem andern falschen oder doch minder der Menschheit würdigen Endzweck abgewandt werden würden. Ich könnte dann damit schließen, aufmerksam darauf zu machen, wie diese wohltätigen Folgen einer solchen Konstitution unter einem Volke, welches es sei, ausgestreut, selbst dem freilich nie ganz tilgbaren Elende der Menschen, den Verheerungen der Natur, dem Verderben der feindseligen Neigungen und den Ausschweifungen einer zu üppigen Genussesfülle einen unendlich großen Teil seiner Schrecklichkeit nehmen würden. Allein ich begnüge mich, das Gegenbild geschildert zu haben; es ist mir genug, Ideen hinzuwerfen, damit ein reiferes Urteil sie prüfe.

Wenn ich aus dem ganzen bisherigen Gedankenlauf das letzte Resultat zu ziehen versuche, so muß der erste Grundsatz dieses Teils der gegenwärtigen Untersuchung der sein: der Staat

enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist; zu keinem andern Endzwecke beschränke er ihre Freiheit ......

Wäre es mit dem Übel, welches die Begierde der Menschen, immer über die ihnen rechtmäßig gezogenen Schranken in das Gebiet anderer einzugreifen*) und die daraus entspringende Zwietracht stiftet, wie mit den physischen Übeln der Natur und den diesen hierin wenigstens gleichkommenden moralischen, welche durch Übermaß des Genießens oder Entbehrens oder durch andre, mit den notwendigen Bedingungen der Erhaltung nicht übereinstimmende Handlungen auf eigne Zerstörung hinauslaufen: so wäre schlechterdings keine Staatsvereinigung notwendig. Jenen würde der Mut, die Klugheit und Vorsicht der Menschen, diesen die durch Erfahrung belehrte Weisheit von selbst steuern, und wenigstens ist in beiden mit dem gehobenen Übel immer ein Kampf beendigt. Es ist daher keine letzte, widerspruchslose Macht notwendig, welche doch im eigentlichsten Verstande den

*) Was ich hier umschreibe, bezeichnen die Griechen mit dem einzigen Worte πλεονεξια, für das ich aber in keiner andern Sprache ein völlig gleichbedeutendes finde. Indes ließe sich vielleicht im Deutschen: Begierde nach mehr sagen, obgleich dies nicht zugleich die Idee der Unrechtmäßigkeit andeutet, welche in dem griechischen Ausdruck, wenngleich nicht dem Wortsinne, aber doch (soviel mir wenigstens vorgekommen ist) dem beständigen Gebrauch der Schriftsteller nach liegt. Passender, obgleich wenigstens dem Sprachgebrauch nach wohl auch nicht von völlig gleichem Umfang, möchte noch Übervorteilung sein.

Begriff des Staats ausmacht. Ganz anders aber verhält es sich mit den Uneinigkeiten der Menschen, und sie erfordern allemal schlechterdings eine solche Gewalt. Denn bei der Zwietracht entstehen Kämpfe aus Kämpfen. Die Beleidigung fordert Rache, und die Rache ist eine neue Beleidigung. Hier muß man also auf eine Rache zurückkommen, welche keine neue Rache erlaubt — und diese ist die Strafe des Staats — oder auf eine Entscheidung, welche die Parteien sich zu beruhigen nötigt, die Entscheidung des Richters. Auch bedarf nichts so eines zwingenden*) Befehls und eines unbedingten Gehorsams, als die Unternehmungen der Menschen gegen den Menschen, man mag an die Abtreibung eines auswärtigen Feindes oder an Erhaltung der Sicherheit im Staate selbst denken. Ohne Sicherheit vermag der Mensch weder seine Kräfte auszubilden noch die Früchte derselben zu genießen; denn ohne Sicherheit ist keine Freiheit. Es ist aber zugleich etwas, das der Mensch sich selbst allein nicht verschaffen kann; dies zeigen die angedeuteten Gründe und die Erfahrung, daß unsre Staaten, die sich doch — da so viele Verträge und Bündnisse sie miteinander verknüpfen und Furcht so oft den Ausbruch von Tätlichkeiten hindert — gewiß in einer bei weitem günstigeren Lage befinden, als es erlaubt ist, sich den Menschen im Naturstande zu denken, dennoch der Sicherheit nicht genießen, welcher sich auch in der mittelmäßigsten Verfassung der gemeinste Untertan zu erfreuen hat. Wenn ich daher die Sorgfalt des Staats darum von vielen Dingen entfernt habe, weil die Nation sich selbst diese Dinge gleich gut und ohne die bei der Besorgung des Staats mit

*) La sureté et la liberté personelle sont les seules choses qu'un être isolé ne puisse s'assurer par lui même. Mirabeau s. l'éducat. publique, p. 119.

einfließenden Nachteile verschaffen kann, so muß ich diese aus gleichem Grunde jetzt auf die Sicherheit richten als das einzige, welches der einzelne Mensch mit seinen Kräften allein nicht zu erlangen vermag. Ich glaube daher als den ersten positiven — aber in der Folge noch genauer zu bestimmenden und einzuschränkenden — Grundsatz aufstellen zu können: daß die Erhaltung der Sicherheit sowohl gegen auswärtige Feinde als innerliche Zwistigkeiten den Zweck des Staats ausmachen und seine Wirksamkeit beschäftigen muß, da ich bisher nur negativ zu bestimmen versuchte, daß er die Grenzen seiner Sorgfalt wenigstens nicht weiter ausdehnen dürfe.

Diese Behauptung wird auch durch die Geschichte so sehr bestätigt, daß in allen früheren Nationen die Könige nichts andres waren als Anführer im Kriege oder Richter im Frieden. Ich sage die Könige. Denn — wenn mir diese Abschweifung erlaubt ist — die Geschichte zeigt uns, wie sonderbar es auch scheint, gerade in der Epoche, wo dem Menschen, welcher mit noch sehr wenigem Eigentum versehen, nur persönliche Kraft kennt und schätzt und in die ungestörteste Ausübung derselben den höchsten Genuß setzt, das Gefühl seiner Freiheit das teuerste ist, nichts als Könige und Monarchien. So alle Staatsverfassungen Asiens, so die ältesten Griechenlands, Italiens und der freiheitliebendsten Stämme, der germanischen. Denkt man über die Gründe hiervon nach, so wird man gleichsam von der Wahrheit überrascht, daß gerade die Wahl einer Monarchie ein Beweis der höchsten Freiheit der Wählenden ist. Der Gedanke eines Befehlshabers entsteht nur durch das Gefühl der Notwendigkeit eines Anführers oder eines Schiedsrichters. Nun ist ein Führer oder Entscheider unstreitig das Zweckmäßigste. Die Besorgnis, daß der eine aus einem Führer und Schiedsrichter ein Herrscher werden möchte,

kennt der wahrhaft freie Mann, die Möglichkeit selbst ahnt er nicht; er traut keinem Menschen die Macht, seine Freiheit unterjochen zu können, und keinem Freien den Willen zu, Herrscher zu sein — wie denn auch in der Tat der Herrschsüchtige, nicht empfänglich für die hohe Schönheit der Freiheit, die Sklaverei liebt, nur daß er nicht der Sklave sein will — und so ist, wie die Moral mit dem Laster, die Theologie mit der Ketzerei, die Politik mit der Knechtschaft entstanden. Nur führen freilich unsre Monarchen nicht eine so honigsüße Sprache als die Könige bei Homer und Hesiodus.

Von der Sicherheit gegen auswärtige Feinde brauchte ich — um zu meinem Vorhaben zurückzukehren — kaum ein Wort zu sagen, wenn es nicht die Klarheit der Hauptidee vermehrte, sie auf alle einzelnen Gegenstände nach und nach anzuwenden. Allein diese Anwendung wird hier um so weniger unnütz sein, als ich mich allein auf die Wirkung des Krieges, auf den Charakter der Nation und folglich auf den Gesichtspunkt beschränken werde, den ich in dieser ganzen Untersuchung als den herrschenden gewählt habe. Aus diesem nun die Sache betrachtet, ist mir der Krieg eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts, und ungern seh ich ihn nach und nach immer mehr vom Schauplatz zurücktreten. Es ist das freilich furchtbare Extrem, wodurch jeder tätige Mut gegen Gefahr, Arbeit und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, der sich nachher in so verschiedenen Strahlungen im Menschenleben modifiziert, und welcher allein der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit gibt, ohne welche Leichtigkeit Schwäche und Einheit Leere ist. Man wird mir antworten, daß es neben dem Kriege noch andre Mittel gibt, physische Gefahren bei mancherlei Beschäftigungen, und — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — moralische von

verschiedener Gattung, welche den festen, unerschütterten Staatsmann im Kabinett, wie den freimütigen Denker in seiner einsamen Zelle treffen können. Allein es ist mir unmöglich, mich von der Vorstellung loszureißen, daß, wie alles Geistige nur eine feinere Blüte des Körperlichen, so auch dieses es ist. Nun lebt zwar der Stamm, aus dem sie hervorsprießen kann, in der Vergangenheit. Allein das Andenken der Vergangenheit tritt immer weiter zurück; die Zahl derer, auf welche es wirkt, vermindert sich immer in der Nation, und selbst auf diese wird die Wirkung schwächer. Andern, obschon gleich gefahrvollen Beschäftigungen, Seefahrten, dem Bergbau usf., fehlt, wenngleich mehr und minder, die Idee der Größe und des Ruhms, die mit dem Kriege so eng verbunden ist. Und diese Idee ist in der Tat nicht chimärisch. Sie beruht auf einer Vorstellung von überwiegender Macht. Den Elementen sucht man mehr zu entrinnen, ihre Gewalt mehr auszudauern als sie zu besiegen;

— mit Göttern
soll sich nicht messen
irgendein Mensch.

Rettung ist nicht Sieg; was das Schicksal wohltätig schenkt und menschlicher Mut oder menschliche Erfindsamkeit nur benutzt, ist nicht Frucht oder Beweis der Obergewalt. Auch denkt jeder im Kriege das Recht auf seiner Seite zu haben, jeder eine Beleidigung zu rächen. Nun aber achtet der natürliche Mensch (und mit einem Gefühl, das auch der kultivierteste nicht ableugnen kann) es höher, seine Ehre zu reinigen als Bedarf fürs Leben zu sammeln. Niemand wird es mir zutrauen, den Tod eines gefallenen Kriegers schöner zu nennen als den Tod eines kühnen Plinius oder, um vielleicht nicht genug geehrte Männer zu nennen,

den Tod von Romain und Pilatre du Rozier*). Allein diese Beispiele sind selten und wer weiß, ob ohne jene sie überhaupt nur wären? Auch habe ich für den Krieg gerade keine günstige Lage gewählt. Man nehme die Spartaner bei Thermopylä. Ich frage einen jeden, was solch ein Beispiel auf eine Nation wirkt? Wohl weiß ich's: eben dieser Mut, eben diese Selbstverleugnung kann sich in jeder Situation des Lebens zeigen, und zeigt sich wirklich in jeder. Aber will man es dem sinnlichen Menschen verargen, wenn der lebendigste Ausdruck ihn auch am meisten hinreißt, und kann man es leugnen, daß ein Ausdruck dieser Art wenigstens in der größesten Allgemeinheit wirkt? Und bei alledem, was ich auch je von Übeln hörte, welche schrecklicher wären als der Tod: ich sah noch keinen Menschen, der das Leben in üppiger Fülle genoß und der — ohne Schwärmer zu sein — den Tod verachtete. Am wenigsten aber existierten diese Menschen im Altertum, wo man noch die Sache höher als den Namen, die Gegenwart höher als die Zukunft schätzte. Was ich daher hier von Kriegern sage, gilt nur von solchen, die, nicht gebildet wie jene in Platos Republik, die Dinge, Leben und Tod, nehmen für das, was sie sind, von Kriegern, welche das Höchste im Auge, das Höchste aufs Spiel setzen. Alle Situationen, in welchen sich die Extreme gleichsam aneinanderknüpfen, sind die anziehendsten und bildendsten. Wo ist dies aber mehr der Fall als im Kriege, wo Neigung und Pflicht, und Pflicht des Menschen und des Bürgers in unaufhörlichem Streite zu sein scheinen und wo dennoch — sobald nur gerechte Verteidigung die Waffen in die Hand gab — alle diese Kollisionen die vollste Auflösung finden?

*) Verunglückten 1785 bei einem Versuch im Luftballon von Boulogne nach England; der Ballon fing Feuer.

Schon der Gesichtspunkt, aus welchem allein ich den Krieg für heilsam und notwendig halte, zeigt hinlänglich, wie, meiner Meinung nach, im Staate davon Gebrauch gemacht werden müßte. Dem Geist, den er wirkt, muß Freiheit gewährt werden, sich durch alle Mitglieder der Nation zu ergießen. Schon dies spricht gegen die stehenden Armeen. Überdies sind sie und die neuere Art des Krieges überhaupt freilich weit von dem Ideale entfernt, das für die Bildung des Menschen das nützlichste wäre. Wenn schon überhaupt der Krieger, mit Aufopferung seiner Freiheit, gleichsam Maschine werden muß, so muß er es noch in weit höherem Grade bei unsrer Art der Kriegführung, bei welcher es soviel weniger auf die Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit des einzelnen ankommt. Wie verderblich muß es nun sein, wenn beträchtliche Teile der Nationen nicht bloß einzelne Jahre, sondern oft ihr Leben hindurch im Frieden, nur zum Behuf des möglichen Krieges, in diesem maschinenmäßigen Leben erhalten werden? Vielleicht ist es nirgends so sehr als hier der Fall, daß mit der Ausbildung der Theorie der menschlichen Unternehmungen ihr Nutzen für diejenigen sinkt, welche sich mit ihnen beschäftigen. Unleugbar hat die Kriegskunst unter den Neueren unglaubliche Fortschritte gemacht; aber eben so unleugbar ist der edle Charakter der Krieger seltner geworden, seine höchste Schönheit existiert nur noch in der Geschichte des Altertums, wenigstens — wenn man dies für übertrieben halten sollte — hat der kriegerische Geist bei uns sehr oft bloß schädliche Folgen für die Nationen, da wir ihn im Altertum so oft von so heilsamen begleitet sehen. Allein unsre stehenden Armeen bringen, wenn ich so sagen darf, den Krieg mitten in den Schoß des Friedens. Kriegsmut ist nur in Verbindung mit den schönsten friedlichen Tugenden, Kriegszucht nur in Verbindung mit dem höchsten Freiheitsgefühle ehrwürdig.

Beides getrennt — und wie sehr wird eine solche Trennung durch den im Frieden bewaffneten Krieger begünstigt? —, artet diese sehr leicht in Sklaverei, jener in Wildheit und Zügellosigkeit aus. Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahinreißen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Teil des Ganzen, welches nicht Pläne eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat. Wie sie in alles andre, unserm Zeitalter Eigentümliche eingreifen, wie sie mit diesem die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen teilen, das uns auszeichnen mag, müßte das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte. Auch müßte ich sehr unglücklich in Auseinandersetzung meiner Ideen gewesen sein, wenn man glauben könnte, der Staat sollte, meiner Meinung nach, von Zeit zu Zeit Krieg erregen. Er gebe Freiheit, und dieselbe Freiheit genieße ein benachbarter Staat. Die Menschen sind in jedem Zeitalter Menschen und verlieren nie ihre ursprünglichen Leidenschaften. Es wird Krieg von selbst entstehen; und entsteht er nicht, nun so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist, und dann wird der Friede der Nationen freilich ein ebenso wohltätigeres Geschenk sein, wie der friedliche Pflüger ein holderes Bild ist als der blutige Krieger. Und gewiß ist es: denkt man sich ein Fortschreiten der ganzen Menschheit von Generation zu Generation, so müßten die folgenden Zeitalter immer die friedlicheren sein. Aber dann

ist der Friede aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen, dann sind die Menschen, und zwar die freien Menschen, friedlich geworden. Jetzt — das beweist ein Jahr europäischer Geschichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht die der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme, ob die des Krieges oder des Wetteifers oder welche sonst man abtönen möge, hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab.

Soll ich jetzt auch aus diesem Raisonnement einen zu meinem Endzweck dienenden Grundsatz ziehen, so muß der Staat den Krieg auf keinerlei Weise befördern, allein auch ebensowenig, wenn die Notwendigkeit ihn fordert, gewaltsam verhindern; dem Einflusse desselben auf Geist und Charakter sich durch die ganze Nation zu ergießen völlige Freiheit verstatten und vorzüglich sich aller positiven Einrichtungen enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden oder ihnen, wenn sie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings notwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie derselben nicht bloß die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind.

Eine tiefere und ausführlichere Prüfung erfordert die Sorgfalt des Staats für die innere Sicherheit der Bürger untereinander . . .

Man hat, vorzüglich seit einiger Zeit, so sehr auf die Verhütung gesetzwidriger Handlungen und auf Anwendung moralischer Mittel im Staate gedrungen. Ich, so oft ich dergleichen oder ähnliche Aufforderungen höre, freue mich, gesteh' ich, daß eine solche freiheitbeschränkende Anwendung bei uns immer weniger ge-

macht und, bei der Lage fast aller Staaten, immer weniger möglich wird. Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntnis ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche die Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, welcher den nachteiligen Einfluß der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen und der Energie des Charakters minder schädlich werden ließ. Dann genossen sie auch einer größeren Freiheit als wir, und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Tätigkeit, dem Anteil an der Regierung, auf. In unsern meistenteils monarchischen Staaten ist das alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mochten, Nationalerziehung, Religion, Sittengesetze, alles würde bei uns minder fruchten und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man jetzt so oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, bloß schon wirkliche, nur vielleicht wankende und daher der Sanktion des Gesetzes bedürfende Volkssitte . . .

Öffentliche Erziehung muß, selbst wenn sie sich darauf einschränken wollte, Erzieher anzustellen und zu unterhalten, immer eine bestimmte Form begünstigen. Jede Einschränkung wird verderblicher, wenn sie sich auf den moralischen Menschen bezieht, und wenn irgend etwas Wirksamkeit auf das einzelne Individuum fordert, so gerade die Erziehung, welche das einzelne Individuum bilden soll. Es ist unleugbar, daß gerade daraus sehr heilsame Folgen entspringen, daß der Mensch in der Gestalt, welche ihm seine Lage und die Umstände gegeben haben, im Staate selbsttätig wird. Dies aber hört wenigstens immer in dem Grade auf, in welchem der Bürger schon von seiner Kindheit an zum Bürger

gebildet wird. Gewiß ist es wohltätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers soviel als möglich zusammenfallen; aber es bleibt dies doch nur alsdann, wenn das des Bürgers so wenig eigentümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann. Ganz und gar aber hört es auf, heilsam zu sein, wenn der Mensch dem Bürger geopfert wird. Denn wenngleich alsdann die nachteiligen Folgen des Mißverhältnisses hinwegfallen, so verliert auch der Mensch dasjenige, welches er gerade durch die Vereinigung in einen Staat zu sichern bemüht war. Daher müßte, meiner Meinung zufolge, die freieste, so wenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. Der so gebildete Mensch müßte dann in den Staat treten und die Verfassung des Staats sich gleichsam an ihm prüfen. Nur bei einem solchen Kampfe würde ich wahre Verbesserung der Verfassung durch die Nation mit Gewißheit hoffen und nur bei einem solchen schädlichen Einfluß der bürgerlichen Einrichtung auf den Menschen nicht besorgen. Denn selbst wenn die letztere sehr fehlerhaft wäre, ließe sich denken, wie gerade durch ihre einengenden Fesseln die widerstrebende oder trotz derselben sich in ihrer Größe erhaltende Energie des Menschen gewänne. Aber dies könnte nur sein, wenn diese vorher sich in ihrer Freiheit entwickelt hätte. Denn welch ein ungewöhnlicher Grad gehörte dazu, sich auch da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drückten, noch zu erheben und zu erhalten? Jede öffentliche Erziehung aber, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, gibt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form. Wo nun eine solche Form an sich bestimmt und in sich, wenngleich einseitig, doch schön ist, wie wir es in den alten Staaten und vielleicht noch jetzt in mancher Republik finden,

da ist nicht allein die Ausführung leichter, sondern auch die Sache selbst minder schädlich. Allein in unsern monarchischen Verfassungen existiert — und gewiß zum nicht geringen Glück für die Bildung des Menschen — eine solche bestimmte Form ganz und gar nicht. Es gehört offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachteilen begleiteten Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht soviel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen als in Republiken. Sobald der Untertan den Gesetzen gehorcht und sich und die Seinigen im Wohlstande und einer nicht schädlichen Tätigkeit erhält, kümmert den Staat die genauere Art seiner Existenz nicht. Hier hätte daher die öffentliche Erziehung, die schon als solche, sei es auch unvermerkt, den Bürger oder Untertan, nicht den Menschen, wie die Privaterziehung, vor Augen hat, nicht eine bestimmte Tugend oder Art zu sein zum Zweck; sie suchte vielmehr gleichsam ein Gleichgewicht aller, da nichts so sehr als gerade dies die Ruhe hervorbringt und erhält, welche eben diese Staaten am eifrigsten beabsichten. Ein solches Streben aber gewinnt entweder keinen Fortgang oder führt auf Mangel an Energie, dahingegen die Verfolgung einzelner Seiten, welche der Privaterziehung eigen ist, durch das Leben in verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen jenes Gleichgewicht sichrer und ohne Aufopferung der Energie hervorbringt.

Will man aber der öffentlichen Erziehung alle positive Beförderung dieser oder jener Art der Ausbildung untersagen, will man es ihr zur Pflicht machen, bloß die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünstigen, so ist dies einmal an sich nicht ausführbar, da was Einheit der Anordnung hat, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringt; dann ist auch unter dieser Voraussetzung der Nutzen einer öffentlichen Er-

ziehung nicht abzusehen. Denn ist es bloß die Absicht zu verhindern, daß Kinder nicht ganz unerzogen bleiben, so ist es ja leichter und minder schädlich, nachlässigen Eltern Vormünder zu setzen oder dürftige zu unterstützen. Ferner erreicht auch die öffentliche Erziehung nicht einmal die Absicht, welche sie sich vorsetzt, nämlich die Umformung der Sitten nach dem Muster, welches der Staat für das ihm angemessenste hält. So wichtig und auf das ganze Leben einwirkend auch der Einfluß der Erziehung sein mag, so sind doch noch immer wichtiger die Umstände, welche den Menschen durch das ganze Leben begleiten. Wo also nicht alles zusammenstimmt, da vermag diese Erziehung allein nicht durchzudringen. Überhaupt soll die Erziehung nur, ohne Rücksicht auf bestimmte, den Menschen zu erteilende bürgerliche Formen, Menschen bilden — so bedarf es des Staats nicht. Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe besseren Fortgang, blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger, die Eltern eifriger bestrebt, für ihre Kinder zu sorgen, und bei höherem Wohlstande auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staat zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung noch an Anstalten so nützlicher und notwendiger gemeinschaftlicher Erziehung fehlen. Soll aber öffentliche Erziehung dem Menschen eine bestimmte Form erteilen, so ist, was man auch sagen möge, zur Verhütung der Übertretung der Gesetze, zur Befestigung der Sicherheit so gut als nichts getan. Denn Tugend und Laster hängen nicht an dieser oder jener Art des Menschen, zu sein, sind nicht mit dieser oder jener Charakterseite notwendig

verbunden, sondern es kommt in Rücksicht auf sie weit mehr auf die Harmonie oder Disharmonie der verschiedenen Charakterzüge, auf das Verhältnis der Kraft zu der Summe der Neigungen usf. an. Jede bestimmte Charakterbildung ist daher eigner Ausschweifungen fähig und artet in diese aus. Hat daher eine ganze Nation ausschließlich vorzüglich eine gewisse erhalten, so fehlt es an aller entgegenstrebenden Kraft und mithin an allem Gleichgewicht. Vielleicht liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter, dieser, bestimmt gebildet, artete aus und brachte eine neue hervor. Endlich wirkt öffentliche Erziehung, wenn man ihr völlige Erreichung ihrer Absicht zugestehen will, zu viel. Um die in einem Staat notwendige Sicherheit zu erhalten, ist Umformung der Sitten selbst nicht notwendig. Öffentliche Erziehung scheint mir daher ganz außerhalb der Schranken zu liegen, in welchen der Staat seine Wirksamkeit halten muß.

Außer der eigentlichen Erziehung der Jugend gibt es noch ein andres Mittel, auf den Charakter und die Sitten der Nation zu wirken, durch welches der Staat gleichsam den erwachsenen, reif gewordenen Menschen erzieht, sein ganzes Leben hindurch seine Handlungsweise und Denkungsart begleitet und derselben diese oder jene Richtung zu erteilen oder sie wenigstens vor diesem oder jenem Abwege zu bewahren versucht — die Religion. Alle Staaten, soviel uns die Geschichte aufzeigt, haben sich dieses Mittels, obgleich in sehr verschiedener Absicht und in verschiedenem Maße bedient. Bei den Alten war die Religion mit der Staatsverfassung innigst verbunden, eigentlich politische Stütze oder Triebfeder derselben, und es gilt daher davon alles das, was ich im vorigen über ähnliche Einrichtungen der Alten bemerkt habe.

Als die christliche Religion statt der ehemaligen Partikulargottheiten der Nationen eine allgemeine Gottheit aller Menschen lehrte, dadurch eine der gefährlichsten Mauern umstürzte, welche die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts voneinander absonderten, und damit den wahren Grund aller wahren Menschentugend, Menschenentwickelung und Menschenvereinigung legte — ohne welche Aufklärung und Kenntnisse und Wissenschaften selbst noch sehr viel länger, wenn nicht immer, ein seltnes Eigentum einiger Weniger geblieben wären —, wurde das Band zwischen der Verfassung des Staats und der Religion lockerer. Als aber nachher der Einbruch barbarischer Völker die Aufklärung verscheuchte, Mißverstand eben jener Religion einem blinden und intoleranten Eifer Proselyten zu machen eingab und die politische Gestalt der Staaten zugleich so verändert war, daß man statt der Bürger nur Untertanen und nicht sowohl des Staats als des Regenten fand, wurde Sorgfalt für die Erhaltung und Ausbreitung der Religion aus eigner Gewissenhaftigkeit der Fürsten geübt, welche diese ihnen von der Gottheit selbst anvertraut glaubten. In neueren Zeiten ist zwar dies Vorurteil seltner geworden, allein der Gesichtspunkt der innerlichen Sicherheit und der Sittlichkeit — als ihrer festesten Schutzwehr — hat die Beförderung der Religion durch Gesetze und Staatseinrichtungen nicht minder dringend empfohlen. Dies, glaube ich, wären etwa die Hauptepochen in der Religionsgeschichte der Staaten, ob ich gleich nicht leugnen will, daß jede der angeführten Rücksichten und vorzüglich die letzte überall mitwirken mochte, indes freilich e i n e die vorzüglichste war. Bei dem Bemühen, durch Religionsideen auf die Sitten zu wirken, muß man die Beförderung einer bestimmten Religion von der Beförderung der Religiosität überhaupt unterscheiden. Jene ist unstreitig drückender und verderblicher als

diese. Allein überhaupt ist nur diese nicht leicht ohne jene möglich. Denn wenn der Staat einmal Moralität und Religiosität unzertrennbar vereint glaubt und es für möglich und erlaubt hält, durch dies Mittel zu wirken, so ist es kaum möglich, daß er nicht bei der verschiedenen Angemessenheit verschiedener Religionsmeinungen zu der wahren oder angenommenen Ideen nach geformten Moralität eine vorzugsweise vor der andern in Schutz nehme. Selbst wenn er dies gänzlich vermeidet und gleichsam als Beschützer und Verteidiger aller Religionsparteien auftritt, so muß er doch, da er nur nach den äußeren Handlungen zu urteilen vermag, die Meinungen dieser Parteien mit Unterdrückung der möglichen abweichenden Meinungen einzelner begünstigen, und wenigstens interessiert er sich auf alle Fälle insofern für eine Meinung, als er den aufs Leben einwirkenden Glauben an eine Gottheit allgemein zum herrschenden zu machen sucht. Hierzu kommt nun noch über dies alles, daß, bei der Zweideutigkeit aller Ausdrücke, bei der Menge der Ideen, welche sich einem Wort nur zu oft unterschieben lassen, der Staat selbst dem Ausdruck Religiosität eine bestimmte Bedeutung unterlegen müßte, wenn er sich desselben irgend als einer Richtschnur bedienen wollte. So ist daher, meines Erachtens, schlechterdings keine Einmischung des Staats in Religionssachen möglich, welche sich nicht, nur mehr oder minder, die Begünstigung gewisser bestimmter Meinungen zuschulden kommen ließe, und folglich nicht die Gründe gegen sich gelten lassen müßte, welche von einer solchen Begünstigung hergenommen sind. Ebensowenig halte ich eine Art dieses Einmischens möglich, welche nicht wenigstens gewissermaßen eine Leitung, eine Hemmung der Freiheit der Individuen mit sich führte. Denn wie verschieden auch sehr natürlich der Einfluß von eigentlichem Zwange, bloßer Aufforderung und end-

lich bloßer Verschaffung leichterer Gelegenheit zur Beschäftigung mit Religionsideen ist, so ist doch selbst in dieser letzteren immer ein gewisses, die Freiheit einengendes Übergewicht der Vorstellungsart des Staats. Diese Bemerkungen habe ich vorausschicken zu müssen geglaubt, um bei der folgenden Untersuchung dem Einwurfe zu begegnen, daß dieselbe nicht von der Sorgfalt für die Beförderung der Religion überhaupt, sondern nur von einzelnen Gattungen derselben rede, und um dieselbe nicht durch eine ängstliche Durchgehung der einzelnen möglichen Fälle zu sehr zerstückeln zu dürfen.

Alle Religion – und zwar rede ich hier von Religion, insofern sie sich auf Sittlichkeit und Glückseligkeit bezieht und folglich in Gefühl übergegangen ist, nicht insofern die Vernunft irgendeine Religionswahrheit wirklich erkennt oder zu erkennen meint, da Einsicht der Wahrheit unabhängig ist von allen Einflüssen des Wollens oder Begehrens, oder insofern Offenbarung irgendeine bekräftigt, da auch der historische Glaube dergleichen Einflüssen nicht unterworfen sein darf – alle Religion, sage ich, beruht auf einem Bedürfnis der Seele. Wir hoffen, wir ahnen, weil wir wünschen. Da, wo noch alle Spur geistiger Kultur fehlt, ist auch das Bedürfnis bloß sinnlich. Furcht und Hoffnung bei Naturbegebenheiten, welche die Einbildungskraft in selbsttätige Wesen verwandelt, machen den Inbegriff der ganzen Religion aus. Wo geistige Kultur anfängt, genügt dies nicht mehr. Die Seele sehnt sich dann nach dem Anschauen einer Vollkommenheit, von der ein Funke in ihr glimmt, von der sie aber ein weit höheres Maß außer sich ahnt. Dies Anschauen geht in Bewunderung, und wenn der Mensch sich ein Verhältnis zu jenem Wesen hinzudenkt, in Liebe über, aus welcher Begierde des Ähnlichwerdens, der Vereinigung entspringt. Dies findet sich auch bei denjenigen

Völkern, welche noch auf den niedrigsten Stufen der Bildung stehen. Denn daraus entspringt es, wenn selbst bei den rohesten Völkern die Ersten der Nation von den Göttern abzustammen, zu ihnen zurückzukehren wähnen. Nur verschieden ist die Vorstellung der Gottheit nach der Verschiedenheit der Vorstellung von Vollkommenheit, die in jedem Zeitalter und unter jeder Nation herrscht. Die Götter der ältesten Griechen und Römer und die Götter unsrer entferntesten Vorfahren waren Ideale körperlicher Macht und Stärke. Als die Idee des sinnlich Schönen entstand und verfeinert ward, erhob man die personifizierte sinnliche Schönheit auf den Thron der Gottheit, und so entstand die Religion, welche man Religion der Kunst nennen könnte. Als man sich von dem Sinnlichen zum rein Geistigen, von dem Schönen zum Guten und Wahren erhob, wurde der Inbegriff aller intellektuellen und moralischen Vollkommenheit Gegenstand der Anbetung und die Religion ein Eigentum der Philosophie. Vielleicht könnte nach diesem Maßstabe der Wert der verschiedenen Religionen gegeneinander abgewogen werden, wenn Religionen nach Nationen oder Parteien, nicht nach einzelnen Individuen verschieden wären. Allein so ist Religion ganz subjektiv, beruht allein auf der Eigentümlichkeit der Vorstellungsart jedes Menschen.

Wenn die Idee einer Gottheit die Frucht wahrer geistiger Bildung ist, so wirkt sie schön und wohltätig auf die innere Vollkommenheit zurück. Alle Dinge erscheinen uns in veränderter Gestalt, wenn sie Geschöpfe planvoller Absicht, als wenn sie ein Werk eines vernunftlosen Zufalls sind. Die Ideen von Weisheit, Ordnung, Absicht, die uns zu unserm Handeln und selbst zur Erhöhung unsrer intellektuellen Kräfte so notwendig sind, fassen festere Wurzel in unsrer Seele, wenn wir sie überall entdecken. Das Endliche wird gleichsam unendlich, das Hinfällige bleibend,

das Wandelbare stet, das Verschlungene einfach, wenn wir uns eine ordnende Ursache an der Spitze der Dinge und eine endlose Dauer der geistigen Substanzen denken. Unser Forschen nach Wahrheit, unser Streben nach Vollkommenheit gewinnt mehr Festigkeit und Sicherheit, wenn es ein Wesen für uns gibt, das der Quell aller Wahrheit, der Inbegriff aller Vollkommenheit ist. Widrige Schicksale werden der Seele weniger fühlbar, da Zuversicht und Hoffnung sich an sie knüpft. Das Gefühl, alles, was man besitzt, aus der Hand der Liebe zu empfangen, erhöht zugleich die Glückseligkeit und die moralische Güte. Durch Dankbarkeit bei der genossenen, durch hinlehnendes Vertrauen bei der ersehnten Freude geht die Seele aus sich heraus, brütet nicht immer, in sich verschlossen, über den eignen Empfindungen, Plänen, Besorgnissen, Hoffnungen. Wenn sie das erhebende Gefühl entbehrt, sich allein alles zu danken, so genießt sie das entzückende, in der Liebe eines andern Wesens zu leben, ein Gefühl, worin die eigne Vollkommenheit sich mit der Vollkommenheit jenes Wesens gattet. Sie wird gestimmt, andern zu sein, was andre ihr sind; will nicht, daß andre ebenso alles aus sich selbst nehmen sollen, als sie nichts von andern empfängt.

So mitwirkend aber auf der einen Seite religiöse Ideen bei der moralischen Vervollkommnung sind, so wenig sind sie doch auf der andern Seite unzertrennlich damit verbunden. Die bloße Idee geistiger Vollkommenheit ist groß und füllend und erhebend genug, um nicht mehr einer andern Hülle oder Gestalt zu bedürfen. Und doch liegt jeder Religion eine Personifizierung, eine Art der Versinnlichung zugrunde, ein Anthropomorphismus in höherem oder geringerem Grade. Jene Idee der Vollkommenheit wird auch demjenigen unaufhörlich vorschweben, der nicht gewohnt ist, die Summe alles moralisch Guten in ein Ideal zu-

sammenzufassen und sich in Verhältnis zu diesem Wesen zu denken; sie wird ihm Antrieb zur Tätigkeit, Stoff aller Glückseligkeit sein. Fest durch die Erfahrung überzeugt, daß seinem Geiste Fortschreiten in höherer moralischer Stärke möglich ist, wird er mit mutigem Eifer nach dem Ziele streben, das er sich steckt. Der Gedanke der Möglichkeit der Vernichtung seines Daseins wird ihn nicht schrecken, sobald seine täuschende Einbildungskraft nicht mehr im Nichtsein das Nichtsein noch fühlt. Seine unabänderliche Abhängigkeit von äußeren Schicksalen drückt ihn nicht; gleichgültiger gegen äußeres Genießen und Entbehren, blickt er nur auf das rein Intellektuelle und Moralische hin, und kein Schicksal vermag etwas über das Innere seiner Seele. Sein Geist fühlt sich durch Selbstgenügsamkeit unabhängig, durch die Fülle seiner Ideen und das Bewußtsein seiner inneren Stärke über den Wandel der Dinge gehoben. Wenn er nun in seine Vergangenheit zurückgeht, Schritt vor Schritt aufsucht, wie er jedes Ereignis bald auf diese, bald auf jene Weise benutzte, wie er nach und nach zu dem ward, was er jetzt ist; wenn er so Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, alles in sich vereint sieht, und dann voll des edelsten Stolzes, dessen endliche Wesen fähig sind, ausruft:

Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heiligglühend Herz?

wie müssen da in ihm alle die Ideen von Alleinsein, von Hilflosigkeit, von Mangel an Schutz und Trost und Beistand verschwinden, die man gewöhnlich da glaubt, wo eine persönliche, ordnende, vernünftige Ursache der Kette des Endlichen fehlt? Dieses Selbstgefühl, dieses In- und Durchsichsein wird ihn auch nicht hart und unempfindlich gegen andre Wesen machen, sein

Herz nicht der teilnehmenden Liebe und jeder wohlwollenden Neigung verschließen. Eben diese Idee der Vollkommenheit, die wahrlich nicht bloß kalte Idee des Verstandes ist, sondern warmes Gefühl des Herzens sein kann, auf die sich seine ganze Wirksamkeit bezieht, trägt sein Dasein in das Dasein andrer über. Es liegt ja in ihnen gleiche Fähigkeit zu größerer Vollkommenheit — diese Vollkommenheit kann er hervorbringen oder erhöhen. Er ist noch nicht ganz von dem höchsten Ideal aller Moralität durchdrungen, so lange er noch sich oder andre einzeln zu betrachten vermag, so lange nicht alle geistigen Wesen in der Summe der in ihnen einzeln zerstreut liegenden Vollkommenheit in seiner Vorstellung zusammenfließen. Vielleicht ist seine Vereinigung mit den übrigen, ihm gleichartigen Wesen noch inniger, seine Teilnahme an ihrem Schicksale noch wärmer, je mehr sein und ihr Schicksal, seiner Vorstellung nach, allein von ihm und von ihnen abhängt.

Setzt man vielleicht, und nicht mit Unrecht, dieser Schilderung den Einwurf entgegen, daß sie, um Realität zu erhalten, eine außerordentliche, nicht bloß gewöhnliche Stärke des Geistes und des Charakters erfordert, so darf man wiederum nicht vergessen, daß dies in gleichem Grade da der Fall ist, wo religiöse Gefühle ein wahrhaft schönes, von Kälte und Schwärmerei gleich fernes Dasein hervorbringen sollen. Auch würde dieser Einwurf überhaupt nur passend sein, wenn ich die Beförderung der zuletzt geschilderten Stimmung vorzugsweise empfohlen hätte. Allein so geht meine Absicht schlechterdings allein dahin zu zeigen, daß die Moralität, auch bei der höchsten Konsequenz des Menschen, schlechterdings nicht von der Religion abhängig oder überhaupt notwendig mit ihr verbunden ist, und dadurch auch an meinem Teile zu der Entfernung auch des mindesten Schattens von

Intoleranz und zur Beförderung derjenigen Achtung beizutragen, welche den Menschen immer für die Denkungs- und Empfindungsweise des Menschen erfüllen sollte. Um diese Vorstellungsart noch mehr zu rechtfertigen, könnte ich jetzt auf der andern Seite auch den nachteiligen Einfluß schildern, dessen die religiöseste Stimmung, wie die am meisten entgegengesetzte, fähig ist. Allein es ist gehässig, bei so wenig angenehmen Gemälden zu verweilen, und die Geschichte schon stellt ihrer zur Genüge auf. Vielleicht führt es auch sogar eine größere Evidenz mit sich, auf die Natur der Moralität selbst und auf die genaue Verbindung nicht bloß der Religiosität, sondern auch der Religionssysteme der Menschen mit ihren Empfindungssystemen einen flüchtigen Blick zu werfen.
Nun ist weder dasjenige, was die Moral als Pflicht vorschreibt, noch dasjenige, was ihren Gesetzen gleichsam die Sanktion gibt, was ihnen Interesse für den Willen leiht, von Religionsideen abhängig. Ich führe hier nicht an, daß eine solche Abhängigkeit sogar der Reinheit des moralischen Willens Abbruch tun würde. Man könnte vielleicht diesem Grundsatz in einem aus der Erfahrung geschöpften und auf die Erfahrung anzuwendenden Raisonnement, wie das gegenwärtige, die hinlängliche Gültigkeit absprechen. Allein die Beschaffenheiten einer Handlung, welche dieselbe zur Pflicht machen, entspringen teils aus der Natur der menschlichen Seele, teils aus der näheren Anwendung auf die Verhältnisse der Menschen gegeneinander; und wenn dieselben auch unleugbar in einem ganz vorzüglichen Grade durch religiöse Gefühle empfohlen werden, so ist dies weder das einzige noch auch bei weitem ein auf alle Charaktere anwendbares Mittel. Vielmehr beruht die Wirksamkeit der Religion schlechterdings auf der individuellen Beschaffenheit der Menschen und ist im strengsten Verstande subjektiv. Der kalte, bloß nachdenkende

Mensch, in dem die Erkenntnis nie in Empfindung übergeht, dem es genug ist, das Verhältnis der Dinge und Handlungen einzusehen, um seinen Willen danach zu bestimmen, bedarf keines Religionsgrundes, um tugendhaft zu handeln und, soviel es seinem Charakter nach möglich ist, tugendhaft zu sein. Ganz anders ist es hingegen, wo die Fähigkeit zu empfinden sehr stark ist, wo jeder Gedanke leicht Gefühl wird. Allein auch hier sind die Schattierungen unendlich verschieden. Wo die Seele einen starken Hang fühlt, aus sich hinaus in andre überzugehen, an andre sich anzuschließen, da werden Religionsideen wirksame Triebfedern sein. Dagegen gibt es Charaktere, in welchen eine so innige Konsequenz aller Ideen und Empfindungen herrscht, die eine so große Tiefe der Erkenntnis und des Gefühls besitzen, daß daraus eine Stärke und Selbständigkeit hervorgeht, welche das Hingeben des ganzen Seins an ein fremdes Wesen, das Vertrauen auf fremde Kraft, wodurch sich der Einfluß der Religion so vorzüglich äußert, weder fordert noch erlaubt. Selbst die Lagen, welche erfordert werden, um auf Religionsideen zurückzukommen, sind nach Verschiedenheit der Charaktere verschieden. Bei dem einen ist jede starke Rührung – Freude oder Kummer –, bei dem andern nur das frohe Gefühl aus dem Genuß entspringender Dankbarkeit dazu hinreichend. Die letzteren Charaktere verdienen vielleicht nicht die wenigste Schätzung. Sie sind auf der einen Seite stark genug, um im Unglück nicht fremde Hilfe zu suchen, und haben auf der andern zu viel Sinn für das Gefühl, geliebt zu werden, um nicht an die Idee des Genusses gern die Idee eines liebevollen Gebers zu knüpfen. Oft hat auch die Sehnsucht nach religiösen Ideen noch einen edleren, reineren, wenn ich so sagen darf, mehr intellektuellen Quell. Was der Mensch irgend um sich her erblickt, vermag er allein durch die Vermittlung seiner Organe

aufzufassen, nirgends offenbart sich ihm unmittelbar das reine Wesen der Dinge; gerade das, was am heftigsten seine Liebe erregt, am unwiderstehlichsten sein ganzes Inneres ergreift, ist mit dem dichtesten Schleier umhüllt; sein ganzes Leben hindurch ist seine Tätigkeit Bestreben, den Schleier zu durchdringen, seine Wollust Ahnen der Wahrheit in dem Rätsel des Zeichens, Hoffen der unvermittelten Anschauung in andern Perioden seines Daseins. Wo nun in wundervoller und schöner Harmonie nach der unvermittelten Anschauung des wirklichen Daseins der Geist rastlos forscht und das Herz sehnsuchtsvoll verlangt, wo der Tiefe der Denkkraft nicht die Dürftigkeit des Begriffs und der Wärme des Gefühls nicht das Schattenbild der Sinne und der Phantasie genügt, da folgt der Glaube unaufhaltbar dem eigentümlichen Triebe der Vernunft, jeden Begriff bis zur Hinwegräumung aller Schranken, bis zum Ideal zu erweitern und heftet sich fest an ein Wesen, das alle andre Wesen umschließt und rein und ohne Vermittlung existiert, anschaut und schafft. Allein oft beschränkt auch eine genügsamere Bescheidenheit den Glauben innerhalb des Gebiets der Erfahrung; oft vergnügt sich zwar das Gefühl gern an dem der Vernunft so eignen Ideal, findet aber einen wollustvolleren Reiz in dem Bestreben, eingeschränkt auf die Welt, für die ihm Empfänglichkeit gewährt ist, die sinnliche und unsinnliche Natur enger zu verweben, dem Zeichen einen reicheren Sinn und der Wahrheit ein verständlicheres, ideenfruchtbareres Zeichen zu leihen, und oft wird so der Mensch für das Entbehren jener trunknen Begeisterung hoffender Erwartung, indem er seinem Blick in unendliche Fernen zu schweifen verbietet, durch das ihn immer begleitende Bewußtsein des Gelingens seines Bestrebens entschädigt. Sein minder kühner Gang ist doch sicherer, der Begriff des Verstandes, an dem er sich festhält, bei minderem

Reichtum doch klarer; die sinnliche Anschauung, wenngleich weniger der Wahrheit treu, doch für ihn tauglicher, zur Erfahrung verbunden zu werden. Nichts bewundert der Geist des Menschen überhaupt so willig und mit so voller Einstimmung seines Gefühls als weisheitsvolle Ordnung in einer zahllosen Menge mannigfaltiger, vielleicht sogar miteinander streitender Individuen. Indes ist diese Bewunderung einigen noch in einem bei weitem vorzüglicheren Grade eigen, und diese verfolgen daher vor allen gern die Vorstellungsart, nach welcher ein Wesen die Welt schuf und ordnete und mit sorgender Weisheit erhält. Allein andern ist gleichsam die Kraft des Individuums heiliger, andre fesselt diese mehr als die Allgemeinheit der Anordnung, und es stellt sich ihnen daher öfter und natürlicher der, wenn ich so sagen darf, entgegengesetzte Weg dar: der nämlich, auf welchem das Wesen der Individuen selbst, indem es sich in sich entwickelt und durch Einwirkung gegenseitig modifiziert, sich selbst zu der Harmonie stimmt, in welcher allein der Geist wie das Herz des Menschen zu ruhen vermag. Ich bin weit entfernt zu wähnen, mit diesen wenigen Schilderungen die Mannigfaltigkeit des Stoffs, dessen Reichtum jeder Klassifikation widerstrebt, erschöpft zu haben. Ich habe nur an ihnen wie an Beispielen zeigen wollen, daß die wahre Religiosität sowie auch jedes wahre Religionssystem im höchsten Verstande aus dem innersten Zusammenhange der Empfindungsweise des Menschen entspringt. Unabhängig von der Empfindung und der Verschiedenheit des Charakters ist nun zwar das, was in den Religionsideen rein Intellektuelles liegt: die Begriffe von Absicht, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit. Allein einmal ist hier nicht sowohl von diesen Begriffen an sich als von ihrem Einfluß auf die Menschen die Rede, welcher letztere unstreitig keineswegs eine gleiche Unabhängigkeit behauptet, und

dann sind auch diese der Religion nicht ausschließend eigen. Die Idee von Vollkommenheit wird zuerst aus der lebendigen Natur geschöpft, dann auf die leblose übertragen, endlich nach und nach, bis zu dem Allvollkommenen hinauf, von allen Schranken entblößt. Nun aber bleiben lebendige und leblose Naturen dieselben und es ist nicht möglich, die ersten Schritte zu tun und doch vor dem letzten stehenzubleiben. Wenn nun alle Religiosität so gänzlich auf den mannigfaltigen Modifikationen des Charakters und vorzüglich des Gefühls beruht, so muß auch ihr Einfluß auf die Sittlichkeit ganz und gar nicht von der Materie gleichsam des Inhalts der angenommenen Sätze, sondern von der Form des Annehmens, der Überzeugung, des Glaubens abhängig sein. Diese Bemerkung hoffe ich durch das bisherige hinlänglich gerechtfertigt zu haben. Was ich vielleicht allein hier noch fürchten darf, ist der Vorwurf, in allem, was ich sagte, nur den sehr von der Natur und den Umständen begünstigten, interessanten und eben darum seltenen Menschen vor Augen gehabt zu haben. Allein die Folge wird, hoffe ich, zeigen, daß ich den freilich größeren Haufen keineswegs übersehe und es scheint mir unedel, überall da, wo es der Mensch ist, welcher die Untersuchung beschäftigt, nicht aus den höchsten Gesichtspunkten auszugehen.

Kehre ich jetzt auf die Frage zurück, ob der Staat durch die Religion auf die Sitten der Bürger wirken darf oder nicht, so ist es gewiß, daß die Mittel, welche der Gesetzgeber zum Behuf der moralischen Bildung anwendet, immer in dem Grade nützlich und zweckmäßig sind, in welchem sie die innere Entwicklung der Fähigkeiten und Neigungen begünstigen. Denn alle Bildung hat ihren Ursprung allein in dem Innern der Seele und kann durch äußere Veranstaltungen nur veranlaßt, nie hervorgebracht werden. Daß nun die Religion, welche ganz auf Ideen, Empfindungen

und innerer Überzeugung beruht, ein solches Mittel sei, ist unleugbar. Wir bilden den Künstler, indem wir sein Auge an den Meisterwerken der Kunst üben, seine Einbildungskraft mit den schönen Gestalten der Produkte des Altertums nähren. Ebenso muß der sittliche Mensch gebildet werden durch das Anschauen hoher moralischer Vollkommenheit, im Leben durch Umgang und durch zweckmäßiges Studium der Geschichte, endlich durch das Anschauen der höchsten idealischen Vollkommenheit im Bilde der Gottheit. Aber diese letztere Ansicht ist nicht für jedes Auge gemacht, oder, um ohne Bild zu reden, diese Vorstellungsart ist nicht jedem Charakter angemessen. Wäre sie es aber auch, so ist sie doch nur da wirksam, wo sie aus dem Zusammenhange aller Ideen und Empfindungen entspringt, wo sie mehr von selbst aus dem Innern der Seele hervorgeht als von außen in dieselbe gelegt wird. Wegräumung der Hindernisse, mit Religionsideen vertraut zu werden, und Begünstigung des freien Untersuchunggeistes sind folglich die einzigen Mittel, deren der Gesetzgeber sich bedienen darf; geht er weiter, sucht er die Religiosität direkt zu befördern oder zu leiten oder nimmt er gar gewisse bestimmte Ideen in Schutz, fordert er statt wahrer Überzeugung Glauben auf Autorität, so hindert er das Aufstreben des Geistes, die Entwicklung der Seelenkräfte, so bringt er vielleicht durch Gewinnung der Einbildungskraft, durch augenblickliche Rührungen Gesetzmäßigkeit der Handlungen seiner Bürger, aber nie wahre Tugend hervor. Denn wahre Tugend ist unabhängig von aller, unverträglich mit befohlener und auf Autorität geglaubter Religion.

Wenn jedoch gewisse Religionsgrundsätze auch nur gesetzmäßige Handlungen hervorbringen, ist dies nicht genug, um den Staat zu berechtigen, sie auch auf Kosten der allgemeinen Denkfreiheit

zu verbreiten? Die Absicht des Staats wird erreicht, wenn seine Gesetze streng befolgt werden, und der Gesetzgeber hat seiner Pflicht ein Genüge getan, wenn er weise Gesetze gibt und ihre Beobachtung von seinen Bürgern zu erhalten weiß. Überdies paßt jener aufgestellte Begriff von Tugend nur auf einige wenige Klassen der Mitglieder eines Staats, nur auf die, welche ihre äußere Lage in den Stand setzt, einen großen Teil ihrer Zeit und ihrer Kräfte dem Geschäfte ihrer inneren Bildung zu weihen. Die Sorgfalt des Staats muß sich auf die größere Anzahl erstrecken, und diese ist jenes höheren Grades der Moralität unfähig.

Ein Staat ist eine so zusammengesetzte und verwickelte Maschine, daß Gesetze, die immer nur einfach, allgemein und von geringer Anzahl sein müssen, unmöglich allein darin hinreichen können. Das meiste bleibt immer den freiwilligen einstimmigen Bemühungen der Bürger zu tun übrig. Man braucht nur den Wohlstand kultivierter und aufgeklärter Nationen mit der Dürftigkeit roher und ungebildeter Völker zu vergleichen, um von diesem Satze überzeugt zu werden. Daher sind auch die Bemühungen aller, die sich je mit Staatseinrichtungen beschäftigt haben, immer dahin gegangen, das Wohl des Staats zum eignen Interesse des Bürgers zu machen und den Staat in eine Maschine zu verwandeln, die durch die innere Kraft ihrer Triebfedern in Gang erhalten würde und nicht unaufhörlich neuer äußerer Einwirkungen bedürfte. Wenn die neueren Staaten sich eines Vorzugs vor den alten rühmen dürften, so ist es vorzüglich, weil sie diesen Grundsatz mehr realisierten. Selbst daß sie sich der Religion als eines Bildungsmittels bedienen, ist ein Beweis davon. Doch auch die Religion, insofern nämlich durch gewisse bestimmte Sätze nur gute Handlungen hervorgebracht oder durch positive Leitung überhaupt auf die Sitten gewirkt werden soll, wie es hier der

Fall ist, ist ein fremdes, von außen einwirkendes Mittel. Daher muß es immer des Gesetzgebers letztes, aber — wie ihn wahre Kenntnis des Menschen bald lehren wird — nur durch Gewährung der höchsten Freiheit erreichbares Ziel bleiben, die Bildung der Bürger bis dahin zu erhöhen, daß sie alle Triebfedern zur Beförderung des Zwecks des Staats allein in der Idee des Nutzens finden, welchen ihnen die Staatseinrichtung zur Erreichung ihrer individuellen Absichten gewährt. Zu dieser Einsicht aber ist Aufklärung und hohe Geistesbildung notwendig, welche da nicht emporkommen können, wo der freie Untersuchunggeist durch Gesetze beschränkt wird.

Nur daß man sich überzeugt hält, ohne bestimmte geglaubte Religionssätze, oder wenigstens ohne Aufsicht des Staats auf die Religion der Bürger, könne auch äußere Ruhe und Sittlichkeit nicht bestehen, ohne sie sei es der bürgerlichen Gewalt unmöglich, das Ansehen der Gesetze zu erhalten, macht, daß man jenen Betrachtungen kein Gehör gibt. Und doch bedürfte der Einfluß, den Religionssätze, die auf diese Weise angenommen werden, und überhaupt jede durch Veranstaltungen des Staats beförderte Religiosität haben soll, wohl erst einer strengeren und genaueren Prüfung. Bei dem roheren Teile des Volks rechnet man von allen Religionswahrheiten am meisten auf die Ideen künftiger Belohnungen und Bestrafungen. Diese mindern den Hang zu unsittlichen Handlungen nicht, befördern nicht die Neigung zum Guten, verbessern also den Charakter nicht, sie wirken bloß auf die Einbildungskraft, haben folglich, wie Bilder der Phantasie überhaupt, Einfluß auf die Art zu handeln; ihr Einfluß wird aber auch durch alles das vermindert und aufgehoben, was die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft schwächt. Nimmt man nun hinzu, daß diese Erwartungen so entfernt und darum, selbst nach den Vorstellungen

der Gläubigsten, so ungewiß sind, daß die Ideen von nachheriger Reue, künftiger Besserung, gehoffter Verzeihung, welche durch gewisse Religionsbegriffe so sehr begünstigt werden — ihnen einen großen Teil ihrer Wirksamkeit wiederum nehmen, so ist es unbegreiflich, wie diese Ideen mehr wirken sollten als die Vorstellung bürgerlicher Strafen, die nah, bei guten Polizeianstalten gewiß und weder durch Reue noch nachfolgende Besserung abwendbar sind, wenn man nur von Kindheit an die Bürger ebenso mit diesen als mit jenen Folgen sittlicher und unsittlicher Handlungen bekannt machte. Unleugbar wirken freilich auch weniger aufgeklärte Religionsbegriffe bei einem großen Teile des Volks auf eine edlere Art. Der Gedanke, Gegenstand der Fürsorge eines allweisen und vollkommnen Wesens zu sein, gibt ihnen mehr Würde, die Zuversicht einer endlosen Dauer führt sie auf höhere Gesichtspunkte, bringt mehr Absicht und Plan in ihre Handlungen, das Gefühl der liebevollen Güte der Gottheit gibt ihrer Seele eine ähnliche Stimmung, kurz, die Religion flößt ihnen Sinn für die Schönheit der Tugend ein. Allein wo die Religion diese Wirkungen haben soll, da muß sie schon in den Zusammenhang der Ideen und Empfindungen ganz übergegangen sein, welches nicht leicht möglich ist, wenn der freie Untersuchunggeist gehemmt und alles auf den Glauben zurückgeführt wird; da muß auch schon Sinn für bessere Gefühle vorhanden sein, da entspringt sie mehr aus einem nur noch unentwickelten Hange zur Sittlichkeit, auf den sie hernach nur wieder zurückwirkt. Und überhaupt wird ja niemand den Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit ganz ableugnen wollen; es fragt sich nur immer, ob er von einigen bestimmten Religionssätzen abhängt und dann, ob er so entschieden ist, daß Moralität und Religion darum in unzertrennlicher Verbindung miteinander stehen? Beide Fragen müssen, glaube ich,

verneint werden. Die Tugend stimmt so sehr mit den ursprünglichen Neigungen des Menschen überein; die Gefühle der Liebe, der Verträglichkeit, der Gerechtigkeit haben so etwas Süßes, die der uneigennützigen Tätigkeit, der Aufopferung für andre so etwas Erhebendes; die Verhältnisse, welche daraus im häuslichen und im gesellschaftlichen Leben überhaupt entspringen, sind so beglückend, daß es weit weniger notwendig ist, neue Triebfedern zu tugendhaften Handlungen hervorzusuchen, als nur denen, welche schon von selbst in der Seele liegen, freiere und ungehindertere Wirksamkeit zu verschaffen.

Wollte man aber auch weitergehen, wollte man neue Beförderungsmittel hinzufügen, so dürfte man doch nie einseitig vergessen, ihren Nutzen gegen ihren Schaden abzuwägen. Wie vielfach aber der Schaden eingeschränkter Denkfreiheit ist, bedarf wohl, nachdem es so oft gesagt und wieder gesagt ist, keiner weitläufigen Auseinandersetzung mehr, und ebenso enthält der Anfang dieses Aufsatzes schon alles, was ich über den Nachteil jeder positiven Beförderung der Religiosität durch den Staat zu sagen für notwendig halte. Erstreckte sich dieser Schaden bloß auf die Resultate der Untersuchungen, brächte er bloß Unvollständigkeit oder Unrichtigkeit in unsrer wissenschaftlichen Erkenntnis hervor, so möchte es vielleicht einigen Schein haben, wenn man den Nutzen, den man für den Charakter davon erwartet — auch erwarten darf? —, dagegen abwägen wollte. Allein so ist der Nachteil bei weitem beträchtlicher. Der Nutzen freier Untersuchung dehnt sich auf unsre ganze Art, nicht bloß zu denken, sondern zu handeln aus. In einem Manne, der gewohnt ist, Wahrheit und Irrtum ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse für sich und gegen andre zu beurteilen und von andern beurteilt zu hören, sind alle Prinzipien des Handelns durchdachter, konsequenter, aus höheren

Gesichtspunkten hergenommen als in dem, dessen Untersuchungen unaufhörlich von Umständen geleitet werden, die nicht in der Untersuchung selbst liegen. Untersuchung und Überzeugung, die aus der Untersuchung entspringt, ist Selbsttätigkeit, Glaube Vertrauen auf fremde Kraft, fremde intellektuelle oder moralische Vollkommenheit. Daher entsteht in dem untersuchenden Denker mehr Selbständigkeit, mehr Festigkeit, in dem vertrauenden Gläubigen mehr Schwäche, mehr Untätigkeit. Es ist wahr, daß der Glaube, wo er ganz herrscht und jeden Zweifel erstickt, sogar einen noch unüberwindlicheren Mut, eine noch ausdauerndere Stärke hervorbringt; die Geschichte aller Schwärmer lehrt es. Allein diese Stärke ist nur da wünschenswert, wo es auf einen äußeren bestimmten Erfolg ankommt, zu welchem bloß maschinenmäßiges Wirken erfordert wird, nicht da, wo man eignes Beschließen, durchdachte, auf Gründen der Vernunft beruhende Handlungen oder gar innere Vollkommenheit erwartet. Denn diese Stärke selbst beruht nur auf der Unterdrückung aller eignen Tätigkeit der Vernunft. Zweifel sind nur dem quälend, welcher glaubt, nie dem, welcher bloß der eignen Untersuchung folgt. Denn überhaupt sind diesem die Resultate weit weniger wichtig als jenem. Er ist sich während der Untersuchung der Tätigkeit, der Stärke seiner Seele bewußt, er fühlt, daß seine wahre Vollkommenheit, seine Glückseligkeit eigentlich auf dieser Stärke beruht; statt daß Zweifel an den Sätzen, die er bisher für wahr hielt, ihn drücken sollten, freut es ihn, daß seine Denkkraft soviel gewonnen hat, Irrtümer einzusehen, die ihr vorher verborgen blieben. Der Glaube hingegen kann nur Interesse an dem Resultat selbst finden, denn für ihn liegt in der erkannten Wahrheit nichts mehr. Zweifel, die seine Vernunft erregt, peinigen ihn. Denn sie sind nicht, wie in dem selbstdenkenden Kopfe, neue Mittel,

zur Wahrheit zu gelangen — sie nehmen ihm bloß die Gewißheit, ohne ihm ein Mittel anzuzeigen, dieselbe auf eine andre Weise wieder zu erhalten. Diese Betrachtung, weiter verfolgt, führt auf die Bemerkung, daß es überhaupt nicht gut ist, einzelnen Resultaten eine so große Wichtigkeit beizumessen, zu glauben, daß entweder so viele andre Wahrheiten oder so viele äußere oder innere nützliche Folgen von ihnen abhängen. Es wird dadurch zu leicht ein Stillstand in der Untersuchung hervorgebracht, und so arbeiten manchmal die freiesten und aufgeklärtesten Behauptungen gerade gegen den Grund, ohne den sie selbst nie hätten emporkommen können. So wichtig ist Geistesfreiheit, so schädlich jede Einschränkung derselben. Auf der andern Seite hingegen fehlt es dem Staate nicht an Mitteln, die Gesetze aufrechtzuerhalten und Verbrechen zu verhüten. Man verstopfe, soviel es möglich ist, diejenigen Quellen unsittlicher Handlungen, welche sich in der Staatseinrichtung selbst finden, man schärfe die Aufsicht der Polizei auf begangene Verbrechen, man strafe auf eine zweckmäßige Weise, und man wird seines Zwecks nicht verfehlen. Und vergißt man denn, daß die Geistesfreiheit selbst und die Aufklärung, die nur unter ihrem Schutze gedeiht, das wirksamste aller Beförderungsmittel der Sicherheit ist? Wenn alle übrigen nur den Ausbrüchen wehren, so wirkt sie auf Neigungen und Gesinnungen; wenn alle übrigen nur eine Übereinstimmung äußerer Handlungen hervorbringen, so schafft sie eine innere Harmonie des Willens und des Bestrebens. Wann wird man aber auch endlich aufhören, die äußeren Folgen der Handlungen höher zu achten als die innere geistige Stimmung, aus welcher sie fließen; wann wird der Mann aufstehen, der für die Gesetzgebung ist, was Rousseau der Erziehung war, der den Gesichtspunkt von den äußeren

physischen Erfolgen hinweg auf die innere Bildung des Menschen zurückzieht?

Man glaube auch nicht, daß jene Geistesfreiheit und Aufklärung nur für einige wenige des Volks sei, daß für den größeren Teil desselben, dessen Geschäftigkeit freilich durch die Sorge für die physischen Bedürfnisse des Lebens erschöpft wird, sie unnütz bleibe oder gar nachteilig werde, daß man auf ihn nur durch Verbreitung bestimmter Sätze, durch Einschränkung der Denkfreiheit wirken könne. Es liegt schon an sich etwas die Menschheit Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgendeinem Menschen das Recht abzusprechen, ein Mensch zu sein. Keiner steht auf einer so niedrigen Stufe der Kultur, daß er zur Erreichung einer höheren unfähig wäre; und sollten auch die aufgeklärteren religiösen und philosophischen Ideen auf einen großen Teil der Bürger nicht unmittelbar übergehen können, sollte man dieser Klasse von Menschen, um sich an ihre Ideen anzuschmiegen, die Wahrheit in einem andern Kleide vortragen müssen als man sonst wählen würde; sollte man genötigt sein, mehr zu ihrer Einbildungskraft und zu ihrem Herzen als zu ihrer kalten Vernunft zu reden: so verbreitet sich doch die Erweiterung, welche alle wissenschaftliche Erkenntnis durch Freiheit und Aufklärung erhält, auch bis auf sie herunter, so dehnen sich doch die wohltätigen Folgen der freien, uneingeschränkten Untersuchung auf den Geist und den Charakter der ganzen Nation bis in ihre geringsten Individuen hin aus.

Wenn irgend etwas in den Seelen der Bürger einen fruchtbaren Boden für die Religion zu bereiten vermag, wenn irgend etwas die fest aufgenommene und in das Gedanken- wie in das Empfindungssystem übergegangene Religion wohltätig auf die Sittlichkeit zurückwirken läßt, so ist es die Freiheit, welche doch immer,

wie wenig es auch sei, durch eine positive Sorgfalt des Staats leidet. Denn je mannigfaltiger und eigentümlicher der Mensch sich ausbildet, je höher sein Gefühl sich emporschwingt, desto leichter richtet sich auch sein Blick von dem engen, wechselnden Kreise, der ihn umgibt, auf das hin, dessen Unendlichkeit und Einheit den Grund jener Schranken und jenes Wechsels enthält, er mag nun ein solches Wesen zu finden oder nicht zu finden vermeinen. Je freier ferner der Mensch ist, desto selbständiger wird er in sich und desto wohlwollender gegen andre. Nun aber führt nichts so der Gottheit zu als wohlwollende Liebe, und macht nichts so das Entbehren der Gottheit der Sittlichkeit unschädlich als Selbständigkeit, die Kraft, die sich in sich genügt und sich auf sich beschränkt. Je höher endlich das Gefühl der Kraft in dem Menschen, je ungehemmter jede Äußerung derselben, desto williger sucht er ein inneres Band, das ihn leite und führe, und so bleibt er der Sittlichkeit hold, es mag nun dies Band ihm Ehrfurcht und Liebe der Gottheit oder Belohnung des eignen Selbstgefühls sein. Der Unterschied scheint mir demnach der: der in Religionssachen völlig sich selbst gelassene Bürger wird, nach seinem individuellen Charakter, religiöse Gefühle in sein Inneres verweben oder nicht; aber in jedem Fall wird sein Ideensystem konsequenter, seine Empfindung tiefer, in seinem Wesen mehr Einheit sein, und so wird ihn Sittlichkeit und Gehorsam gegen die Gesetze mehr auszeichnen. Der durch mancherlei Anordnungen beschränkte hingegen wird — trotz derselben — ebenso verschiedne Religionsideen aufnehmen oder nicht; allein in jedem Fall wird er weniger Konsequenz der Ideen, weniger Innigkeit des Gefühls, weniger Einheit des Wesens besitzen, und so wird er die Sittlichkeit minder ehren und dem Gesetz öfter ausweichen wollen.

Ohne also weitere Gründe hinzuzufügen, glaube ich demnach den

auch an sich nicht neuen Satz aufstellen zu dürfen, daß alles, was die Religion betrifft, außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staats liegt, und daß die Prediger wie der ganze Gottesdienst überhaupt eine ohne alle besondre Aufsicht des Staats zu lassende Einrichtung der Gemeinden sein müßten.

Das letzte Mittel, dessen sich die Staaten zu bedienen pflegen, um eine, ihrem Endzweck der Beförderung der Sicherheit angemessene Umformung der Sitten zu bewirken, sind einzelne Gesetze und Verordnungen. Da aber dies ein Weg ist, auf welchem Sittlichkeit und Tugend nicht unmittelbar befördert werden kann, so müssen sich einzelne Einrichtungen dieser Art natürlich darauf beschränken, einzelne Handlungen der Bürger zu verbieten oder zu bestimmen, die teils an sich, jedoch ohne fremde Rechte zu kränken, unsittlich sind, teils leicht zur Unsittlichkeit führen. Dahin gehören vorzüglich alle den Luxus einschränkenden Gesetze. Denn nichts ist unstreitig eine so reiche und gewöhnliche Quelle unsittlicher, selbst gesetzwidriger Handlungen, als das zu große Übergewicht der Sinnlichkeit in der Seele oder das Mißverhältnis der Neigungen und Begierden überhaupt gegen die Kräfte der Befriedigung, welche die äußere Lage darbietet. Wenn Enthaltsamkeit und Mäßigkeit die Menschen mit den ihnen angewiesenen Kreisen zufriedner macht, so suchen sie minder diese auf eine die Rechte andrer beleidigende oder wenigstens ihre eigne Zufriedenheit und Glückseligkeit störende Weise zu verlassen. Es scheint daher dem wahren Endzweck des Staats angemessen, die Sinnlichkeit – aus welcher eigentlich alle Kollisionen unter den Menschen entspringen, da das, worin geistige Gefühle überwiegend sind, immer und überall harmonisch miteinander bestehen kann – in den gehörigen Schranken zu halten, und, weil

dies freilich das leichteste Mittel hierzu scheint, so viel als möglich zu unterdrücken ......

Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit verknüpft ein geheimnisvolles Band; und wenn es unserm Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahnt es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieser und dem Gefühl der gleichsam süßen Unentbehrlichkeit jener danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungenen konsequenten philosophischen Systeme, so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, daß jede so wenig als möglich der andern raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall dies ästhetische Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Prinzip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen. Denn nichts ist von so ausgebreiteter Wirkung auf den ganzen Charakter als der Ausdruck des Unsinnlichen im Sinnlichen, des Erhabnen, des Einfachen, des Schönen in allen Werken der Natur und Produkten der Kunst, die uns umgeben. Und hier zeigt sich zugleich wieder der Unterschied der energisch wirkenden und der übrigen sinnlichen Empfindungen. Wenn das letzte Streben alles unsres menschlichsten Bemühens nur auf das Entdecken, Nähren und Erschaffen des einzig wahrhaft Existierenden, obgleich in seiner Urgestalt ewig Unsichtbaren, in uns und andern gerichtet ist; wenn es allein das ist, dessen Ahnung uns jedes seiner Symbole so teuer und heilig macht, so treten wir ihm einen Schritt näher, wenn wir das Bild seiner ewig regen Energie anschauen. Wir reden gleichsam mit ihm in schwerer und oft unverstandner, aber auch oft mit der ge-

wissesten Wahrheitsahnung überraschender Sprache, indes die Gestalt — wieder, wenn ich so sagen darf, das Bild jener Energie — weiter von der Wahrheit entfernt ist. Auf diesem Boden, wenn nicht allein, doch vorzüglich, blüht auch das Schöne und noch weit mehr das Erhabne auf, das den Menschen der Gottheit gleichsam noch näher bringt. Die Notwendigkeit eines reinen, von allen Zwecken entfernten Wohlgefallens an einem Gegenstande, ohne Begriff, bewährt ihm gleichsam seine Abstammung von dem Unsichtbaren und seine Verwandtschaft damit; und das Gefühl seiner Unangemessenheit zu dem überschwenglichen Gegenstande verbindet auf die menschlich göttlichste Weise unendliche Größe mit hingebender Demut. Ohne das Schöne fehlte dem Menschen die Liebe der Dinge um ihrer selbst willen; ohne das Erhabne der Gehorsam, welcher jede Belohnung verschmäht und niedrige Furcht nicht kennt. Das Studium des Schönen gewährt Geschmack, des Erhabnen — wenn es auch hierfür ein Studium gibt und nicht Gefühl und Darstellung des Erhabnen allein Frucht des Genies ist — richtig abgewägte Größe. Der Geschmack allein aber, dem allemal Größe zugrunde liegen muß, weil nur das Große des Maßes und nur das Gewaltige der Haltung bedarf, vereint alle Töne des vollgestimmten Wesens in eine reizende Harmonie. Er bringt in alle unsre auch bloß geistigen Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf einen Punkt hin Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt, da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Überhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes wie die Schätze des Wissens tot und unfruchtbar, ohne ihn der Adel und die Stärke des

moralischen Willens selbst rauh und ohne erwärmende Segenskraft .....
Ein Staat, in welchem die Bürger durch äußere Mittel genötigt oder bewogen würden, auch den besten Gesetzen zu folgen, könnte ein ruhiger, friedliebender, wohlhabender Staat sein, allein er würde mir immer ein Haufe ernährter Sklaven, nicht eine Vereinigung freier, nur wo sie die Grenze des Rechts übertreten, gebundener Menschen scheinen. Bloß gewisse Handlungen, Gesinnungen hervorzubringen, gibt es freilich sehr viele Wege. Keiner von allen aber führt zur wahren moralischen Vollkommenheit. Sinnliche Antriebe zur Begehung gewisser Handlungen oder Notwendigkeit, sie zu unterlassen, bringen Gewohnheit hervor; durch die Gewohnheit wird das Vergnügen, das anfangs nur mit jenen Antrieben verbunden war, auf die Handlung selbst übergetragen oder die Neigung, welche anfangs nur vor der Notwendigkeit schwieg, gänzlich erstickt; so wird der Mensch zu tugendhaften Handlungen, gewissermaßen auch zu tugendhaften Gesinnungen geleitet. Allein die Kraft seiner Seele wird dadurch nicht erhöht; weder seine Ideen über seine Bestimmung und seinen Wert erhalten dadurch mehr Aufklärung, noch sein Wille mehr Kraft, die herrschende Neigung zu besiegen; an wahrer, eigentlicher Vollkommenheit gewinnt er folglich nichts. Wer also Menschen bilden, nicht zu äußeren Zwecken ziehen will, wird sich dieser Mittel nie bedienen. Denn abgerechnet, daß Zwang und Leitung nie Tugend hervorbringen, so schwächen sie auch noch immer die Kraft. Was sind aber Sitten ohne moralische Stärke und Tugend? Und wie groß auch das Übel des Sittenverderbnisses sein mag, es ermangelt selbst der heilsamen Folgen nicht. Durch die Extreme müssen die Menschen zu der Weisheit und Tugend mittlerem Pfad gelangen. Extreme müssen gleich großen, in

die Ferne leuchtenden Massen weit wirken. Um den feinsten Adern des Körpers Blut zu verschaffen, muß eine beträchtliche Menge in den großen vorhanden sein. Hier die Ordnung der Natur stören wollen, heißt moralisches Übel anrichten, um physisches zu verhüten.

Es ist unrichtig, daß die Gefahr des Sittenverderbnisses so groß und dringend sei; und so manches auch schon zur Bestätigung dieser Behauptung im vorigen gesagt worden ist, so mögen doch noch folgende Bemerkungen dazu dienen, sie ausführlicher zu beweisen:

1. Der Mensch ist an sich mehr zu wohltätigen als eigennützigen Handlungen geneigt. Dies zeigt sogar die Geschichte der Wilden. Die häuslichen Tugenden haben so etwas Freundliches, die öffentlichen des Bürgers so etwas Großes und Hinreißendes, daß auch der bloß unverdorbene Mensch ihrem Reiz selten widersteht.

2. Die Freiheit erhöht die Kraft und führt, wie immer die größere Stärke, allemal eine Art der Liberalität mit sich. Zwang erstickt die Kraft und führt zu allen eigennützigen Wünschen und allen niedrigen Kunstgriffen der Schwäche. Zwang hindert vielleicht manche Vergehung, raubt aber selbst den gesetzmäßigen Handlungen von ihrer Schönheit. Freiheit veranlaßt vielleicht manche Vergehung, gibt aber selbst dem Laster eine minder unedle Gestalt.

3. Der sich selbst überlassene Mensch kommt schwerer auf richtige Grundsätze, allein sie zeigen sich unaustilgbar in seiner Handlungsweise. Der absichtlich geleitete empfängt sie leichter, aber sie weichen auch sogar seiner doch geschwächten Energie.

4. Alle Staatseinrichtungen, indem sie ein mannigfaltiges und sehr verschiedenes Interesse in eine Einheit bringen sollen, verursachen vielerlei Kollisionen. Aus den Kollisionen entstehen

Mißverhältnisse zwischen dem Verlangen und dem Vermögen der Menschen, und aus diesen Vergehungen. Je müßiger also — wenn ich so sagen darf — der Staat, desto geringer die Anzahl dieser. Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Übel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen und welche sie verhüten, die Zahl der ersteren würde allemal größer sein.
5. Wieviel strenge Aufsuchung der wirklich begangenen Verbrechen, gerechte und wohl abgemessene, aber unerläßliche Strafe, folglich seltne Straflosigkeit vermag, ist praktisch noch nie hinreichend versucht worden.
Ich glaube nunmehr für meine Absicht hinlänglich gezeigt zu haben, wie bedenklich jedes Bemühen des Staats ist, irgendeiner — nur nicht unmittelbar fremdes Recht kränkenden — Ausschweifung der Sitten entgegen- oder gar zuvorzukommen, wie wenig davon insbesondre heilsame Folgen auf die Sittlichkeit selbst zu erwarten sind, und wie ein solches Wirken auf den Charakter der Nation selbst zur Erhaltung der Sicherheit nicht notwendig ist. Nimmt man nun noch hierzu die im Anfange dieses Aufsatzes entwickelten Gründe, welche jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats mißbilligen und die hier um so mehr gelten, als gerade der moralische Mensch jede Einschränkung am tiefsten fühlt, und vergißt man nicht, daß, wenn irgendeine Art der Bildung der Freiheit ihre höchste Schönheit dankt, dies gerade die Bildung der Sitten und des Charakters ist, so dürfte die Richtigkeit des folgenden Grundsatzes keinem weiteren Zweifel unterworfen sein, des Grundsatzes nämlich: daß der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine natürliche, von selbst entstehende Folge seiner übrigens schlechterdings notwendigen Maßregeln unvermeidlich

ist, gänzlich enthalten müsse, und daß alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondre Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze usf. schlechterdings außerhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege.

Sicher nenne ich die Bürger in einem Staat, wenn sie in der Ausübung der ihnen zustehenden Rechte, dieselben mögen nun ihre Person oder ihr Eigentum betreffen, nicht durch fremde Eingriffe gestört werden; Sicherheit folglich — wenn der Ausdruck nicht zu kurz und vielleicht dadurch undeutlich scheint — Gewißheit der gesetzmäßigen Freiheit. Diese Sicherheit wird nun nicht durch alle diejenigen Handlungen gestört, welche den Menschen an irgend einer Tätigkeit seiner Kräfte oder irgendeinem Genuß seines Vermögens hindern, sondern nur durch solche, welche dies widerrechtlich tun. Diese Bestimmung sowie die obige Definition ist nicht willkürlich von mir hinzugefügt oder gewählt worden. Beide fließen unmittelbar aus dem oben entwickelten Raisonnement. Nur wenn man dem Ausdrucke der Sicherheit diese Bedeutung unterlegt, kann jenes Anwendung finden. Denn nur wirkliche Verletzungen des Rechts bedürfen einer andern Macht als die ist, welche jedes Individuum besitzt; nur was diese Verletzungen verhindert, bringt der wahren Menschenbildung reinen Gewinn, indes jedes andre Bemühen des Staats ihr gleichsam Hindernisse in den Weg legt; nur das endlich fließt aus dem untrüglichen Prinzip der Notwendigkeit, da alles andre bloß auf den unsichern Grund einer nach täuschenden Wahrscheinlichkeiten berechneten Nützlichkeit gebaut ist.

Diejenigen, deren Sicherheit erhalten werden muß, sind auf der einen Seite alle Bürger in völliger Gleichheit, auf der andern der Staat selbst. Die Sicherheit des Staats selbst hat ein Objekt von größerem oder geringerem Umfange, je weiter man seine

Rechte ausdehnt oder je enger man sie beschränkt, und daher hängt hier die Bestimmung von der Bestimmung des Zwecks derselben ab. Wie ich nun diese hier bis jetzt versucht habe, dürfte er für nichts andres Sicherheit fordern können als für die Gewalt, welche ihm eingeräumt, und das Vermögen, welches ihm zugestanden worden. Hingegen Handlungen in Hinsicht auf diese Sicherheit einschränken, wodurch ein Bürger, ohne eigentliches Recht zu kränken — und folglich vorausgesetzt, daß er nicht in einem besondern persönlichen oder temporellen Verhältnisse mit dem Staat stehe, wie z. B. zur Zeit eines Krieges —, sich oder sein Eigentum ihm entzieht, könnte er nicht. Denn die Staatsvereinigung ist bloß ein untergeordnetes Mittel, welchem der wahre Zweck, der Mensch, nicht aufgeopfert werden darf; es müßte denn der Fall einer solchen Kollision eintreten, daß, wenn auch der einzelne nicht verbunden wäre, sich zum Opfer zu geben, doch die Menge das Recht hätte, ihn als Opfer zu nehmen. Überdies aber darf, den entwickelten Grundsätzen nach, der Staat nicht für das Wohl der Bürger sorgen; und um ihre Sicherheit zu erhalten, kann das nicht notwendig sein, was gerade die Freiheit und mithin auch die Sicherheit aufhebt.

Gestört wird die Sicherheit entweder durch Handlungen, welche an und für sich in fremdes Recht eingreifen, oder durch solche, von deren Folgen nur dies zu besorgen ist. Beide Gattungen der Handlungen muß der Staat, jedoch mit Modifikationen, verbieten, zu verhindern suchen; wenn sie geschehen sind, durch rechtlich bewirkten Ersatz des angerichteten Schadens, soviel es möglich ist, unschädlich und durch Bestrafung für die Zukunft seltner zu machen bemüht sein. Hieraus entspringen Polizei-, Zivil- und Kriminalgesetze, um den gewöhnlichen Ausdrücken treu zu bleiben. Es gibt jedoch eine Klasse der Bürger, auf welche die im vorigen

entwickelten Grundsätze, da sie doch immer den Menschen in seinen gewöhnlichen Kräften voraussetzen, nur mit manchen Verschiedenheiten passen; ich meine diejenigen, welche noch nicht das Alter der Reife erlangt haben oder welche Verrücktheit oder Blödsinn des Gebrauchs ihrer menschlichen Kräfte beraubt. Für die Sicherheit dieser muß der Staat gleichfalls Sorge tragen . . . . . .

Vielleicht ließe sich der folgende Grundsatz aufstellen: Um für die Sicherheit der Bürger Sorge zu tragen, muß der Staat diejenigen, sich unmittelbar allein auf den Handelnden beziehenden Handlungen verbieten oder einschränken, deren Folgen die Rechte andrer kränken, d. i. ohne oder gegen die Einwilligung derselben ihre Freiheit oder ihren Besitz schmälern, oder von denen dies wahrscheinlich zu besorgen ist — eine Wahrscheinlichkeit, bei welcher allemal auf die Größe des zu besorgenden Schadens und die Wichtigkeit der durch ein Prohibitivgesetz entstehenden Freiheitseinschränkung zugleich Rücksicht genommen werden muß. Jede weitere oder aus andern Gesichtspunkten gemachte Beschränkung der Privatfreiheit aber liegt außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staats . . . . . .

Da, wo der Mensch nicht bloß innerhalb des Kreises seiner Kräfte und seines Eigentums bleibt, sondern Handlungen vornimmt, welche sich unmittelbar auf den andern beziehen, legt die Sorgfalt für die Sicherheit dem Staat folgende Pflichten auf:

1. Bei denjenigen Handlungen, welche ohne oder gegen den Willen des andern vorgenommen werden, muß er verbieten, daß dadurch der andre in dem Genuß seiner Kräfte oder dem Besitz seines Eigentums gekränkt werde; im Fall der Übertretung den Beleidiger zwingen, den angerichteten Schaden zu ersetzen, aber den Beleidigten verhindern, unter diesem Vorwande oder außerdem eine Privatrache an demselben zu üben.

2. Diejenigen Handlungen, welche mit freier Bewilligung des andern geschehen, muß er in eben denjenigen, aber keinen engern Schranken halten, als welche den Handlungen einzelner Menschen vorgeschrieben sind.

3. Wenn unter den eben erwähnten Handlungen solche sind, aus welchen Rechte und Verbindlichkeiten für die Folge unter den Parteien entstehen (einseitige und gegenseitige Willenserklärungen, Verträge usf.), so muß der Staat das aus ihnen entspringende Zwangsrecht zwar überall da schützen, wo es in dem Zustande der Fähigkeit gehöriger Überlegung, in Absicht eines der Disposition des Übertragenden unterworfenen Gegenstandes und mit freier Beschließung übertragen wurde; hingegen niemals da, wo es entweder dem Handelnden selbst an einem dieser Stücke fehlt oder wo ein Dritter gegen oder ohne seine Einwilligung widerrechtlich beschränkt werden würde.

4. Selbst bei gültigen Verträgen muß er, wenn aus denselben solche persönliche Verbindlichkeiten oder vielmehr ein solches persönliches Verhältnis entspringt, welches die Freiheit sehr eng beschränkt, die Trennung, auch gegen den Willen eines Teils, immer in dem Grade der Schädlichkeit der Beschränkung für die innere Ausbildung erleichtern, und daher da, wo die Leistung der aus dem Verhältnis entspringenden Pflichten mit inneren Empfindungen genau verschwistert ist, dieselbe unbestimmt und immer; da hingegen, wo bei zwar enger Beschränkung doch gerade dies nicht der Fall ist, nach einer, zugleich nach der Wichtigkeit der Beschränkung und der Natur des Geschäfts zu bestimmenden Zeit erlauben.

5. Wenn jemand über sein Vermögen auf den Fall seines Todes dissponieren will, so dürfte es zwar ratsam sein, die Ernennung des nächsten Erben, ohne Hinzufügung irgendeiner, die Fähig-

keiten desselben, mit dem Vermögen nach Gefallen zu schalten, einschränkenden Bedingung, zu gestatten; hingegen

6. ist es notwendig, alle weitere Disposition dieser Art gänzlich zu untersagen und zugleich eine Intestaterbfolge und einen bestimmten Pflichtteil festzusetzen.

7. Wenngleich unter Lebendigen geschlossene Verträge insofern auf die Erben übergehen und gegen die Erben erfüllt werden müssen, als sie dem hinterlassenen Vermögen eine andre Gestalt geben, so darf doch der Staat nicht nur keine weitere Ausdehnung dieses Satzes gestatten, sondern es wäre auch allerdings ratsam, wenn derselbe einzelne Verträge, welche ein enges und beschränkendes Verhältnis unter den Parteien hervorbringen (wie z. B. die Teilung der Rechte auf eine Sache zwischen mehreren), entweder nur auf die Lebenszeit zu schließen erlaubte oder doch dem Erben des einen oder andern Teils die Trennung erleichterte. Denn wenngleich hier nicht dieselben Gründe als im vorigen bei persönlichen Verhältnissen eintreten, so ist auch die Einwilligung der Erben minder frei, und die Dauer des Verhältnisses sogar unbestimmt lang . . . . . .

Eine der vorzüglichsten Pflichten des Staats ist die Untersuchung und Entscheidung der rechtlichen Streitigkeiten der Bürger. Derselbe tritt dabei an die Stelle der Parteien, und der eigentliche Zweck seiner Dazwischenkunft besteht allein darin, auf der einen Seite gegen ungerechte Forderungen zu beschützen, auf der andern denjenigen gerechten Nachdruck zu geben, welchen sie von den Bürgern selbst nur auf eine, die öffentliche Ruhe störende Weise erhalten könnten. Er muß daher während der Untersuchung des streitigen Rechts dem Willen der Parteien, insofern derselbe nur in dem Rechte gegründet ist, folgen, aber jede, sich widerrechtlicher Mittel gegen die andre zu bedienen, verhindern.

Die Entscheidung des streitigen Rechts durch den Richter kann nur durch bestimmte, gesetzlich angeordnete Kennzeichen der Wahrheit geschehen. Hieraus entspringt die Notwendigkeit einer neuen Gattung der Gesetze, derjenigen nämlich, welche den rechtlichen Geschäften gewisse bestimmte Charaktere beizulegen verordnen. Bei der Abfassung dieser nun muß der Gesetzgeber einmal immer allein von dem Gesichtspunkt geleitet werden, die Authentizität der rechtlichen Geschäfte gehörig zu sichern und den Beweis im Prozesse nicht zu sehr zu erschweren, ferner aber unaufhörlich die Vermeidung des entgegengesetzten Extrems, der zu großen Erschwerung der Geschäfte, vor Augen haben, und endlich nie da eine Anordnung treffen wollen, wo dieselbe den Lauf der Geschäfte so gut als gänzlich hemmen würde . . . . . .

Eins der wirksamsten Mittel zur Erhaltung der Sicherheit ist die Bestrafung der Übertreter der Gesetze des Staats. Der Staat darf jede Handlung mit einer Strafe belegen, welche die Rechte der Bürger kränkt, und insofern er selbst allein aus diesem Gesichtspunkt Gesetze anordnet, jede, wodurch eines seiner Gesetze übertreten wird.

Die härteste Strafe darf keine andre als die nach den individuellen Zeit- und Ortsverhältnissen möglichst gelinde sein. Nach dieser müssen alle übrigen gerade in dem Verhältnis bestimmt sein, in welchem die Verbrechen, gegen welche sie gerichtet sind, Nichtachtung des fremden Rechts bei dem Verbrecher voraussetzen. So muß daher die härteste Strafe denjenigen treffen, welcher das wichtigste Recht des Staates selbst, eine minder harte denjenigen, welcher nur ein gleich wichtiges Recht eines einzelnen Bürgers gekränkt, eine noch gelindere endlich denjenigen, welcher bloß ein Gesetz übertreten hatte, dessen Absicht es war, eine solche bloß mögliche Kränkung zu verhindern.

Jedes Strafgesetz kann nur auf denjenigen angewendet werden, welcher es mit Vorsatz oder mit Schuld übertrat, und nur in dem Grade, in welchem er dadurch Nichtachtung des fremden Rechts bewies.
Bei der Untersuchung begangener Verbrechen darf der Staat zwar jedes dem Endzweck angemessene Mittel anwenden, hingegen keines, das den bloß verdächtigen Bürger schon als Verbrecher behandelte, noch ein solches, das die Rechte des Menschen und des Bürgers, welche der Staat auch in dem Verbrecher ehren muß, verletzte oder das den Staat einer unmoralischen Handlung schuldig machen würde.
Eigne Veranstaltungen, noch nicht begangene Verbrechen zu verhüten, darf sich der Staat nicht anders erlauben, als insofern diese die unmittelbare Begehung derselben verhindern. Alle übrigen aber, sie mögen nun den Ursachen zu Verbrechen entgegenarbeiten oder an sich unschädliche, aber leicht zu Verbrechen führende Handlungen verhüten wollen, liegen außerhalb der Grenzen seiner Wirksamkeit. Wenn zwischen diesem und dem bei Gelegenheit der Handlungen des einzelnen Menschen aufgestellten Grundsatz ein Widerspruch zu sein scheint, so muß man nicht vergessen, daß dort von solchen Handlungen die Rede war, deren Folgen an sich fremde Rechte kränken können, hier hingegen von solchen, aus welchen, um diese Wirkung hervorzubringen, erst eine zweite Handlung entstehen muß. Verheimlichung der Schwangerschaft also, um dies an einem Beispiel deutlich zu machen, dürfte nicht aus dem Grunde verboten werden, den Kindermord zu verhüten (man müßte denn dieselbe schon als ein Zeichen des Vorsatzes zu demselben ansehen), wohl aber als eine Handlung, welche an sich und ohnedies dem Leben und der Gesundheit des Kindes gefährlich sein kann . . . . .

Diejenigen Personen, welche entweder überhaupt nicht den Gebrauch ihrer Verstandeskräfte besitzen oder das dazu notwendige Alter noch nicht erreicht haben, bedürfen einer besondern Sorgfalt für ihr physisches, intellektuelles und moralisches Wohl. Personen dieser Art sind Unmündige und des Verstandes Beraubte. Zuerst von jenen, dann von diesen.

In Absicht der Unmündigen muß der Staat die Dauer der Unmündigkeit festsetzen. Er muß dieselbe, da sie ohne sehr wesentlichen Nachteil weder zu kurz noch zu lang sein darf, nach den individuellen Umständen der Lage der Nation bestimmen, wobei ihm die vollendete Ausbildung des Körpers zum ungefähren Kennzeichen dienen kann. Ratsam ist es, mehrere Epochen anzuordnen, gradweise die Freiheit der Unmündigen zu erweitern und die Aufsicht auf sie zu verringern.

Der Staat muß darauf wachen, daß die Eltern ihre Pflichten gegen ihre Kinder — nämlich dieselben, so gut es ihre Lage erlaubt, in den Stand zu setzen, nach erreichter Mündigkeit eine eigne Lebensweise zu wählen und anzufangen — und die Kinder ihre Pflichten gegen ihre Eltern — nämlich alles dasjenige zu tun, was zur Ausübung jener Pflicht von seiten der Eltern notwendig ist — genau erfüllen, keiner aber die Rechte überschreite, welche ihm die Erfüllung jener Pflichten einräumt. Seine Aufsicht muß jedoch allein hierauf beschränkt sein und jedes Bemühen, hierbei einen positiven Endzweck zu erreichen, z. B. diese oder jene Art der Ausbildung der Kräfte bei den Kindern zu begünstigen, liegt außerhalb der Schranken seiner Wirksamkeit.

Im Fall des Todes der Eltern sind Vormünder notwendig. Der Staat muß daher die Art bestimmen, wie diese bestellt werden sollen, sowie die Eigenschaften, welche sie notwendig besitzen müssen. Er wird aber gut tun, soviel als möglich die Wahl der-

selben durch die Eltern selbst, vor ihrem Tode, oder die übrigbleibenden Verwandten oder die Gemeinde zu befördern. Das Betragen der Vormünder erfordert eine noch genauere und doppelt wachsame Aufsicht.

Um die Sicherheit der Unmündigen zu befördern und zu verhindern, daß man sich nicht ihrer Unerfahrenheit oder Unbesonnenheit zu ihrem Nachteil bediene, muß der Staat diejenigen ihrer allein für sich vorgenommenen Handlungen, deren Folgen ihnen schädlich werden könnten, für ungültig erklären, und diejenigen, welche sie zu ihrem Vorteil auf diese Weise benutzen, bestrafen.

Alles, was hier von Unmündigen gesagt worden, gilt auch von solchen, die ihres Verstandes beraubt sind, nur mit den Unterschieden, welche die Natur der Sache selbst zeigt. Auch darf niemand eher als ein solcher angesehen werden, ehe er nicht nach einer, unter Aufsicht des Richters, durch Ärzte vorgenommenen Prüfung förmlich dafür erklärt ist; das Übel selbst muß immer als möglicherweise wieder vorübergehend betrachtet werden ......

Man trage Grundsätze der reinen Theorie allemal alsdann, aber nie eher, in die Wirklichkeit über, als bis diese in ihrem ganzen Umfange dieselben nicht mehr hindert, diejenigen Folgen zu äußern, welche sie ohne alle fremde Beimischung immer hervorbringen würden.

Um den Übergang von dem gegenwärtigen Zustande zum neubeschlossenen zu bewirken, lasse man soviel als möglich jede Reform von den Ideen und den Köpfen der Menschen ausgehen ......

Was würde also der Staatsmann zu tun haben, der eine solche Umänderung unternehmen wollte? Einmal in jedem Schritt, den er neu, nicht im Gefolge der einmaligen Lage der Dinge täte, der reinen Theorie streng folgen; es müßte denn ein Umstand in der Gegenwart liegen, welcher, wenn man sie ihr aufpfropfen

wollte, sie verändern, ihre Folgen ganz oder zum Teil vernichten würde. Zweitens alle Freiheitsbeschränkungen, die einmal in der Gegenwart gegründet wären, so lange ruhig bestehen lassen, bis die Menschen durch untrügliche Kennzeichen zu erkennen geben, daß sie diese als einengende Fesseln ansehen, daß sie ihren Druck fühlen und also in diesem Stücke zur Freiheit reif sind, dann aber dieselben ungesäumt entfernen. Endlich die Reife zur Freiheit durch jegliches Mittel befördern. Dies letztere ist unstreitig das Wichtigste und zugleich in diesem System das Einfachste. Denn durch nichts wird diese Reife zur Freiheit in gleichem Grade befördert als durch Freiheit selbst. Diese Behauptung dürften zwar diejenigen nicht anerkennen, welche sich so oft gerade dieses Mangels der Reife als eines Vorwandes bedient haben, die Unterdrückung fortdauern zu lassen. Allein sie folgt, dünkt mich, unwidersprechlich aus der Natur des Menschen selbst. Mangel an Reife zur Freiheit kann nur aus Mangel intellektueller und moralischer Kräfte entspringen; diesem Mangel wird allein durch Erhöhung derselben entgegengearbeitet. Diese Erhöhung aber fordert Übung und die Übung Selbsttätigkeit erweckende Freiheit. Nur freilich heißt es nicht Freiheit geben, wenn man Fesseln löst, welcher der noch nicht als solche fühlt, welcher sie trägt. Von keinem Menschen der Welt aber, wie verwahrlost er auch durch die Natur, wie herabgewürdigt durch seine Lage sei, ist dies mit allen Fesseln der Fall, die ihn drücken. Man löse also nach und nach gerade in eben der Folge, wie das Gefühl der Freiheit erwacht, und mit jedem neuen Schritt wird man den Fortschritt beschleunigen. Große Schwierigkeiten können noch die Kennzeichen dieses Erwachens erregen. Allein diese Schwierigkeiten liegen nicht sowohl in der Theorie als in der Ausführung, die freilich nie spezielle Regeln erlaubt, sondern wie überall so

auch hier allein das Werk des Genies ist. In der Theorie würde ich mir diese freilich sehr schwierig verwickelte Sache auf folgende Art deutlich zu machen suchen.
Der Gesetzgeber müßte zwei Dinge unausbleiblich vor Augen haben: erstens, die reine Theorie bis in das genaueste Detail ausgesponnen; zweitens, den Zustand der individuellen Wirklichkeit, die er umzuschaffen bestimmt wäre. Die Theorie müßte er nicht nur in allen ihren Teilen auf das genaueste und vollständigste übersehen, sondern er müßte auch die notwendigen Folgen jedes einzelnen Grundsatzes in ihrem ganzen Umfange, in ihrer mannigfaltigen Verwebung und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit einer von der andern, wenn nicht alle Grundsätze auf einmal realisiert werden könnten, vor Augen haben. Ebenso müßte er — und dies Geschäft wäre freilich unendlich schwieriger — sich von dem Zustande der Wirklichkeit unterrichten, von allen Banden, welche der Staat den Bürgern und welche sie sich selbst, gegen die reinen Grundsätze der Theorie, unter dem Schutze des Staats auflegen, und von allen Folgen derselben. Beide Gemälde müßte er nun miteinander vergleichen, und der Zeitpunkt, einen Grundsatz der Theorie in die Wirklichkeit überzutragen, wäre da, wenn in der Vergleichung sich fände, daß auch nach der Übertragung der Grundsatz unverändert bleiben und noch eben die Folgen hervorbringen würde, welche das erste Gemälde darstellte oder, wenn dies nicht ganz der Fall wäre, sich doch voraussehen ließe, daß diesem Mangel alsdann, wenn die Wirklichkeit der Theorie noch mehr genähert wäre, abgeholfen werden würde. Denn dies letzte Ziel, diese gänzliche Näherung, müßte den Blick des Gesetzgebers unablässig an sich ziehen.
Diese gleichsam bildliche Vorstellung kann sonderbar und vielleicht noch mehr als das scheinen; man kann sagen, daß diese

Gemälde nicht einmal treu erhalten, viel weniger noch die Vergleichung genau angestellt werden könne. Alle diese Einwürfe sind begründet; allein sie verlieren sehr vieles von ihrer Stärke, wenn man bedenkt, daß die Theorie immer nur Freiheit verlangt, die Wirklichkeit, insofern sie von ihr abweicht, immer nur Zwang zeigt, die Ursache, warum man nicht Freiheit gegen Zwang eintauscht, immer nur Unmöglichkeit sein und diese Unmöglichkeit hier, der Natur der Sache nach, nur in einem von folgenden beiden Stücken liegen kann: entweder daß die Menschen oder daß die Lage noch nicht für die Freiheit empfänglich ist, daß also dieselbe — welches aus beiden Gründen entspringen kann — Resultate zerstört, ohne welche nicht nur keine Freiheit, sondern auch nicht einmal Existenz gedacht werden kann, oder daß sie — eine allein der ersteren Ursache eigentümliche Folge — die heilsamen Wirkungen nicht hervorbringt, welche sie sonst immer begleiten. Beides aber läßt sich doch nicht anders beurteilen, als wenn man beides, den gegenwärtigen und den veränderten Zustand, in seinem ganzen Umfang sich vorstellt und seine Gestalt und Folgen sorgfältig miteinander vergleicht. Die Schwierigkeit sinkt auch noch mehr, wenn man erwägt, daß der Staat selbst nicht eher umzuändern imstande ist, bis sich ihm gleichsam die Anzeigen dazu in den Bürgern selbst darbieten, Fesseln nicht eher zu entfernen, bis ihre Last drückend wird, daß er daher überhaupt gleichsam nur Zuschauer zu sein und wenn der Fall, eine Freiheitsbeschränkung aufzuheben, eintritt, nur die Möglichkeit oder Unmöglichkeit zu berechnen und sich daher nur durch die Notwendigkeit bestimmen zu lassen braucht. Zuletzt brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, daß hier nur von dem Falle die Rede war, wo dem Staat eine Umänderung überhaupt nicht nur physisch, sondern auch moralisch möglich ist, wo also die Grundsätze des

Rechts nicht entgegenstehen. Nur darf bei dieser letzteren Bestimmung nicht vergessen werden, daß das natürliche und allgemeine Recht die einzige Grundlage alles übrigen positiven ist und daß daher auf dieses allemal zurückgegangen werden muß; daß folglich, um einen Rechtssatz anzuführen, welcher gleichsam der Quell aller übrigen ist, niemand jemals und auf irgendeine Weise ein Recht erlangen kann, mit den Kräften oder dem Vermögen eines andern ohne oder gegen dessen Einwilligung zu schalten.
Unter dieser Voraussetzung also wage ich es, den folgenden Grundsatz aufzustellen: der Staat muß, in Absicht der Grenzen seiner Wirksamkeit, den wirklichen Zustand der Dinge der richtigen und wahren Theorie insoweit nähern, als ihm die Möglichkeit dies erlaubt und ihn nicht Gründe wahrer Notwendigkeit daran hindern. Die Möglichkeit aber beruht darauf, daß die Menschen empfänglich genug für die Freiheit sind, welche die Theorie allemal lehrt, daß diese die heilsamen Folgen äußern kann, welche sie an sich ohne entgegenstehende Hindernisse immer begleiten; die entgegenarbeitende Notwendigkeit darauf, daß die auf einmal gewährte Freiheit nicht Resultate zerstöre, ohne welche nicht nur jeder fernere Fortschritt, sondern die Existenz selbst in Gefahr gerät. Beides muß immer aus der sorgfältig angestellten Vergleichung der gegenwärtigen und der veränderten Lage und ihrer beiderseitigen Folgen beurteilt werden.
Verbinde ich mit dieser Regel für das praktische Benehmen des Staats die Gesetze, welche die im vorigen entwickelte Theorie ihm auflegte, so darf derselbe seine Tätigkeit immer nur durch die Notwendigkeit bestimmen lassen. Denn die Theorie erlaubte ihm allein Sorgfalt für die Sicherheit, weil die Erreichung dieses Zwecks allein dem einzelnen Menschen unmöglich und daher diese Sorgfalt allein notwendig ist; die Regel des praktischen Be-

nehmens bindet ihn streng an die Theorie, insofern nicht die Gegenwart ihn nötigt, davon abzugehen. So ist es also das Prinzip der Notwendigkeit, zu welchem alle in diesem ganzen Aufsatz vorgetragene Ideen wie zu ihrem letzten Ziele hinstreben. In der reinen Theorie bestimmt allein die Eigentümlichkeit des natürlichen Menschen die Grenzen dieser Notwendigkeit; in der Ausführung kommt die Individualität des wirklichen hinzu. Dieses Prinzip der Notwendigkeit müßte, wie es mir scheint, jedem praktischen, auf den Menschen gerichteten Bemühen die höchste Regel vorschreiben. Denn es ist das einzige, welches auf sichre, zweifellose Resultate führt. Das Nützliche, was ihm entgegengesetzt werden kann, erlaubt keine reine und gewisse Beurteilung. Es erfordert Berechnungen der Wahrscheinlichkeit, welche, noch abgerechnet, daß sie ihrer Natur nach nicht fehlerfrei sein können, Gefahr laufen, durch die geringsten unvorhergesehenen Umstände vereitelt zu werden; dahingegen das Notwendige sich selbst dem Gefühl mit Macht aufdringt und was die Notwendigkeit befiehlt, immer nicht nur nützlich, sondern sogar unentbehrlich ist. Dann macht das Nützliche, da die Grade des Nützlichen gleichsam unendlich sind, immer neue und neue Veranstaltungen erforderlich, dahingegen die Beschränkung auf das, was die Notwendigkeit erheischt, indem sie der eignen Kraft einen größeren Spielraum läßt, selbst das Bedürfnis dieser verringert. Endlich führt Sorgfalt für das Nützliche meistenteils zu positiven, für das Notwendige meistenteils zu negativen Veranstaltungen, da — bei der Stärke der selbsttätigen Kraft des Menschen — Notwendigkeit nicht leicht anders als zur Befreiung von irgendeiner einengenden Fessel eintritt. Aus allen diesen Gründen —welchen eine ausführlichere Analyse noch manchen andern beigesellen könnte — ist kein andres Prinzip mit der Ehr-

furcht für die Individualität selbsttätiger Wesen und der aus dieser Ehrfurcht entspringenden Sorgfalt für die Freiheit so vereinbar als eben dieses. Endlich ist es das einzig untrügliche Mittel, den Gesetzen Macht und Ansehen zu verschaffen, sie allein aus diesem Prinzip entstehen zu lassen. Man hat vielerlei Wege vorgeschlagen, zu diesem Endzweck zu gelangen; man hat vorzüglich, als das sicherste Mittel, die Bürger von der Güte und der Nützlichkeit der Gesetze überzeugen wollen. Allein auch diese Güte und Nützlichkeit in einem bestimmten Falle zugegeben, so überzeugt man sich von der Nützlichkeit einer Einrichtung nur immer mit Mühe; verschiedene Ansichten bringen verschiedene Meinungen hierüber hervor, und die Neigung selbst arbeitet der Überzeugung entgegen, da jeder, wie gern er auch das selbsterkannte Nützliche ergreift, sich doch immer gegen das ihm aufgedrungene sträubt. Unter das Joch der Notwendigkeit hingegen beugt jeder willig den Nacken. Wo nun schon einmal eine verwickelte Lage vorhanden ist, da ist die Einsicht selbst des Notwendigen schwieriger; aber gerade mit der Befolgung dieses Prinzips wird die Lage immer einfacher und diese Einsicht immer leichter.

Ich bin jetzt das Feld durchlaufen, das ich mir bei dem Anfange dieses Aufsatzes absteckte. Ich habe mich dabei von der tiefsten Achtung für die innere Würde des Menschen und die Freiheit beseelt gefühlt, welche allein dieser Würde angemessen ist. Möchten die Ideen, die ich vortrug, und der Ausdruck, den ich ihnen lieh, dieser Empfindung nicht unwert sein!

Denkschrift vom 9. November 1814.

Die polnischen Angelegenheiten sind im gegenwärtigen Augenblick zu dem Punkte gekommen, wo man an einer gütlichen Beilegung derselben verzweifeln muß.

Man konnte längst die Hoffnung aufgeben, daß Rußland an seinen Forderungen wesentlich nachlassen würde. Der österreichische Hof war ebensowenig dazu geneigt, und seine Beharrlichkeit ist noch bedeutend durch den gänzlichen und festen Beitritt des englischen Kabinetts vermehrt worden. Zu den in der Sache selbst liegenden Gründen — der Gefahr einer die benachbarten Staaten bedrohenden Grenze und den Besorgnissen, welche aus einer Wiederherstellung Polens unter russischer Herrschaft entspringen — gesellt sich, vorzüglich bei England, noch der Grundsatz, daß man den ersten zu weit gehenden Forderungen Rußlands widerstehen muß, um nicht, nachdem man ein verderbliches Übergewicht in Europa bekämpft hat, ein neues aufkommen zu lassen. Neben allen diesen Betrachtungen sind, wie man offenherzig gestehen muß, seit den letzten Wochen noch persönliche Rücksichten und Leidenschaften eingetreten.

Preußen allein sieht jetzt die Sache aus ihrem wahren Gesichtspunkte an. Es gesteht zu, daß Rußland gerechter und dem Geiste, in welchem der ganze jetzige Krieg geführt worden ist, angemessener handeln würde, wenn es auf die am meisten bestrittenen Grenzpunkte nachgeben wollte. Es fühlt, daß Rußlands Forderungen dem preußischen Interesse nachteilig sind. Allein es sieht auf der andern Seite ein, daß in der jetzigen Lage der Dinge beharrliches Entgegenstreben gegen die Pläne Rußlands, Verweigern der Anerkennung seiner in Anspruch genommenen polnischen Besitzungen und daraus früher oder später entstehender Krieg

unpolitisch sind, und daß der wahre Endzweck weit besser durch augenblickliche Nachgiebigkeit, darauffolgende Konsolidation der Staaten und nachherige feste Verbindung erreicht werden würde.
In dieser Lage hat Preußen das größeste Interesse, den Bruch, wenn derselbe auch noch lange kein Krieg wäre, zu verhindern. Allein es befindet sich dazu gerade jetzt im ungünstigsten Augenblick. Denn es ist nicht glaublich, daß Rußland darum nachgeben würde, weil es fürchten müßte, daß Preußen sein Widersacher werden würde, und noch weniger ist dies von Österreich und von England vorauszusetzen, weil beide sehr gut wissen, daß Preußen noch in keiner seiner neuen Besitzungen fest ist und daß es, so wie es sich von ihnen und mithin von Deutschland trennt, vom Rhein bis zur Oder sehr leicht angegriffen werden kann.
In der Tat befindet sich Preußen in einer kritischeren Lage als irgendein andrer Staat. Es kann nur auf die Provinzen, welche es vor dem Kriege besaß, und auf seine wiedereroberten alten rechnen. Sachsen ist ihm von Österreich und England nur unter der Bedingung zugesichert worden, daß es in der polnischen Angelegenheit den gleichen Gang mit ihnen gehe, und um den Rhein herum ist der neue Besitzstand noch nicht einmal vorläufig irgend bestimmt verabredet.
Daß Preußen sich aus dieser Lage herausziehe, ohne eine Gefahr wirklich ernsthaft teilen zu wollen, daß es von Österreich und England die in Deutschland gewünschten Besitzungen zugestanden, anerkannt und garantiert erhalte, dabei doch auf seine Weise und nach seinem Gefallen mit Rußland abschließen und an dem ferneren Zwist über Polen keinen Teil nehmen könne, halte ich für unmöglich. Da keine beider Parteien darin ihren Nutzen finden würde, so sehe ich nicht ab, welche Gründe sie bewegen könnten, darin einzuwilligen.

Vielmehr scheint mir jeder Aufschub von preußischer Seite, eine bestimmte und sich für eine beider Parteien entscheidende Sprache zu führen, in hohem Grade verderblich. Schon jetzt hegen Österreich und England die Meinung, daß Preußen sie nicht gegen Rußland unterstützen wird. Nimmt diese Meinung in den nächsten Tagen zu, wie sie es denn ohne eine bestimmte Erklärung Preußens notwendig muß, so werden sie, da die Umstände zu dringend sind, neue Verbindungen und zwar solche suchen, die nicht anders als nachteilig für Preußen ausfallen können, werden allen Forderungen Preußens Schwierigkeiten entgegensetzen und allzu wahrscheinlich auch den Kongreß ins Spiel ziehen, um die polnische und sächsische Angelegenheit bei ihm zur Sprache zu bringen.

Vorzüglich darf man sich nicht schmeicheln, daß Preußen wird irgendeine Wirkung auf die Nachgiebigkeit Österreichs ausüben können, ehe es sich erklärt, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Bis dahin wird jedes noch so triftige Raisonnement seines Eindrucks verfehlen, weil man es immer als eine bloße Frucht des Bemühens ansehen wird, sich selbst aus der Sache herauszuziehen.

Allerdings muß es Preußen überaus schwer werden, sich hier zu entscheiden. Denn es muß sich entweder mit Rußland für eine Sache verbinden, die ihm selbst schädlich ist und die es außerdem weder gerecht noch Europa nützlich nennen kann, oder mit Österreich und England zu Maßregeln, die es jetzt für unangemessen und für unpolitisch hält. Allein es würde im ersteren Fall, da Rußland schwerlich nachgibt, soweit folgen müssen, als die Beharrlichkeit beider Teile in ihrem Zwist es mit sich fortrisse; im letztern Fall hingegen behält es immer Mittel in Händen, auf größere Mäßigung bei den Gegnern Rußlands hin-

zuarbeiten, da diese doch selbst einen Bruch scheuen und Preußens Sprache bei ihnen mehr Gewicht haben wird. Auch ist es sehr in Anschlag zu bringen, daß die beiden Höfe, welche am meisten Uneinigkeit zwischen den vier Alliierten wünschen und dieselbe unter der Hand ohne Zweifel befördern, Frankreich und Bayern, alles Interesse dabei verlieren, sobald Preußen auf die Seite tritt, auf welche sie sich in Absicht der polnischen Angelegenheiten stellen. Denn da Frankreich wegen der Verbindung der Niederlande mit England Belgien nicht angreifen darf, so können beide nur gegen Preußen etwas zu erstreiten hoffen.

So viel scheint mir daher unumstößlich gewiß, daß, wenn Preußen sich noch schmeicheln darf, zur Versöhnung beizutragen, es Österreichs und Englands Schritte unterstützen muß. Der Erfolg der Versöhnung bleibt indes immer ungewiß, und die eigentliche Frage ist also zugleich die:

welche Partei Preußen ergreifen muß, wenn es zu einem Bruch, aus welchem sehr wahrscheinlich nachher ein Krieg entstehen würde, kommen sollte?

Denn der Fall der Neutralität, den ich schon oben berührt habe, scheint mir unmöglich.

Der Krieg, der aus der jetzigen Verwickelung der Verhältnisse entstehen kann, wird von Rußland, das den größten Teil des Herzogtums Warschau behält, für einen an sich unbedeutenden Strich Landes, zur Erhaltung einer Grenze, die nach dem Urteil aller Kriegsverständigen nicht Verteidigungs-, sondern Angriffspunkte enthält und für die Annahme des polnischen Königstitels geführt. Die Forderung der Grenze läuft zum Teil dem Buchstaben und gewiß dem Geist der Verträge entgegen; die Herstellung des Namens Polen dem geheimen Artikel des Teilungs-

vertrages*). Die Herstellung eines Teils von Polen unter dem Namen des Ganzen und unter russischer Herrschaft muß (wenn man nicht auf die Uneinigkeit und die Schwächung sehen will, die sie vielleicht künftig für Rußland selbst zur Folge hat) ebenso ein Keim zu Streitigkeiten und Unruhen in Europa scheinen, als es die Errichtung des Herzogtums Warschau war. Österreich dagegen will sich in Absicht der Grenze mit einem sehr kleinen Gebiete begnügen und wird, einmal aufs Äußerste gebracht, Polen eine wirkliche Herstellung unter einer polnischen Regierung vorschlagen. Dieser Vorschlag, er mag nun auf die Polen Eindruck machen oder nicht, wird diesmal ernsthaft sein, und da ihn Österreich vor England und Frankreich aussprechen muß, welche beide die wahre Herstellung Polens begünstigen, so wird es vielleicht sogar genötigt sein, ihn zur Wirklichkeit zu bringen. Auf diese Weise wird dieser Krieg von seiten Österreichs und Englands in seinen Absichten gerecht, das Gleichgewicht und die Ruhe Europas be-

---

*) Der Article séparé et secret de la Convention du 26 (15) Janvier 1797 heißt: La nécessité d'abolir tout ce qui peut rappeler le souvenir de l'existence du Royaume de Pologne lorsque l'anéantissement de ce corps politique est effectué ayant été reconu par les deux Cours Impériales aussi bien que par S. M. le Roi de Prusse, Les Hautes Parties contractantes sont convenues, et s'engagent de ne jamais faire insérer dans leur intitulé et respectivement pour les trois Cours la dénomination ou désignation cumulative de Royaume de Pologne qui demeurera dès à présent et pour toujours supprimé; toute fois il Leur sera libre d'employer les titres partiels qui Leur appartiennent respectivement du chef des différentes Provinces de ce Royaume qui sont passées sous leur domination.

fördernd und von liberalen Gesinnungen ausgehend erscheinen, und wird sehr bald für einen europäischen gegen das drohende Übergewicht Rußlands gelten. Diese Ansicht wird auch, ob ich auch keineswegs die Meinung teile, daß dies Übergewicht unfehlbar entstehen würde, wenn man jetzt nachgäbe, insofern wirklich die richtige sein, daß, wenn Rußland in diesem Kriege siegte, allerdings seine Macht entscheidend und in hohem Grade gefährlich werden würde, da im entgegengesetzten Fall, bei dem Siege Österreichs und Englands, sich nur das Gleichgewicht herstellen und sichrer begründen könnte. Schon in der allgemeinen Natur dieses Krieges liegt daher ein sehr wichtiger Grund, sich lieber auf die europäische als auf die russische Seite zu stellen. Preußen insbesondere aber würde auf dieser letzteren eigentlich dasjenige verteidigen, was ihm selbst geradezu nachteilig ist. Denn es ist unleugbar, daß die jetzige Teilung des Herzogtums Warschau für Preußen, auch wenn es Thorn und die Warthe erhielte, doch noch sehr große Nachteile hat und Ost- und Westpreußen zu weniger nützlichen und weniger sichern Provinzen macht.

Wenn ich aber hiernach behaupten zu müssen glaube, daß Preußen seiner Verbindung mit Österreich und England getreu bleiben muß, so setze ich dabei freilich voraus, daß beide auch Preußens billigen Forderungen augenblicklich ein Genüge leisten, da es ohne Erfüllung dieser kaum eine bestimmte Sprache zu führen, geschweige denn zu handeln imstande ist. Diese Bedingungen setze ich darin, daß Österreich und England augenblicklich in einem Definitiv-Vertrag

1. den Besitz von ganz Sachsen für Preußen anerkennen und garantieren;

2. seine billigen Forderungen in Absicht des Besitzstandes in Deutschland eingehen;

3. mit Mainz die von Preußen vorgeschlagene Einrichtung treffen;
4. versprechen, mit keiner Macht anders ein Bündnis zu schließen, als wenn sie gleichfalls den auf diese Weise bestimmten Besitzstand Preußens anerkennt und den Umständen gemäß garantiert;
5. endlich sich anheischig machen, auf jeden Fall zu verhindern, daß Rußland Preußen, wegen der Verbindung mit ihnen, bei gänzlicher Ausmachung der Sache, den ihm schon jetzt zugestandenen Teil des Herzogtums Warschau vorenthielte.

Wollten Österreich und England diese Bedingungen, von denen jedoch nur die dritte schwierig sein würde, nicht sogleich eingehen, so bewiesen sie dadurch schon, daß sie kein rein europäisches Interesse hätten und daß sie Preußen die Kräfte nicht einräumen wollten, deren es zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit bedarf — so würde Preußen vor sich und Europa gerechtfertigt sein, sich von ihnen zu trennen und einen eignen Weg mit Rußland einzuschlagen. Es bliebe ihm alsdann für seine Sicherheit kein andres Mittel übrig, wieviel Schwierigkeiten auch noch mit diesem Schritt verknüpft wären.

Stimmten dagegen Österreich und England in diese Bedingungen ein, so kämen nun auch zu den obigen allgemeinen Gründen andre sehr wichtige besondere für Preußen hinzu, sich mit ihnen zu verbinden.

Denn sowie es nun dies täte, hätte Preußen, auch ehe es zum ernsthaften und tätlichen Bruch käme, die ganze Kraft aller seiner Besitzungen, die einzigen polnischen ausgenommen, die ihm freilich Rußland alsdann nicht sogleich einräumen würde. Es käme in diesem Falle auch vermutlich der Deutsche Bund zustande, an dem Preußen unleugbar eine neue Stütze findet. Verbindet sich Preußen mit Rußland, so wird zwar dieses dieselben

Gewährleistungen übernehmen; allein da die deutschen Besitzungen mehr von Österreich und Deutschland als von Rußland abhängen, so wird der Besitz Preußens, besonders da es am Rhein alsdann gar nicht einmal zu einer eigentlichen Teilung kommt, immer, selbst wenn kein Krieg entsteht, die ganze Zeit der Spannung über nur ein provisorischer sein, und der Deutsche Bund zerschlägt sich dann höchstwahrscheinlich.

Die neuen Provinzen, die, wie Sachsen, mit ihrem Schicksal wenigstens zum Teil unzufrieden sind, werden weit mehr die Hoffnung, sich abzureißen, behalten, wenn Preußen sie mit Genehmigung Rußlands gegen den Willen Österreichs und Englands, als wenn es dieselben umgekehrt, mit der Genehmigung dieser Mächte, gegen den Willen Rußlands besitzt.

Überhaupt ist der Unterschied unleugbar und überaus wichtig, daß, sowie nur Preußen und Österreich zusammenhalten, alle politischen Verhältnisse bis zu der östlichen Grenze Deutschlands ruhig zustande kommen können und man nur in dem unglückseligen Fall des wirklichen Krieges das russische Eindringen abzuwehren hat; daß aber dagegen, sowie sich Preußen mit Rußland verbindet, auch alle andern jetzt zu stiftende Verhältnisse unwiderruflich zerrissen oder aufgeschoben sind. Diese leider nur zu leicht zu machende Bemerkung würde auch in Deutschland einen überaus ungünstigen Eindruck für Preußen hervorbringen, wenn man ihm Schuld geben könnte, dies veranlaßt zu haben.

Bräche der Krieg wirklich aus, so wäre es allerdings sehr unglücklich, daß Ostpreußen vermutlich im ersten Augenblick verloren sein würde. Allein man hätte den feindlichen Angriff doch nur von einer Macht zu befürchten. Wollte man auch annehmen, daß Frankreich sich gleichfalls mit Rußland verbände,

so hätte man dagegen an Holland und England, das gewiß sehr ernstliche Hilfe leisten würde, kräftigen Beistand. Auf der andern Seite wären, wenn man auch voraussetzt, daß Frankreich ruhig bliebe (wie man denn dies aus aller Verbindung lassen müßte), Österreich, Bayern, Hannover, vielleicht sogar Holland, fast von allen Seiten her zu fürchten; Preußen dürfte in Deutschland schwerlich auf einen einzigen Bundesgenossen rechnen und die Monarchie und die Streitkräfte könnten sehr leicht von dem Feinde getrennt und zerschnitten sein. Bei aller Anhänglichkeit und Treue, welche die Nation und die Armee noch in dem letzten Kriege so rühmlich bewiesen haben, würde es doch beiden schmerzlich sein, gewissermaßen für die Polen, die ganz eigentlich verräterisch an ihnen gehandelt haben, und für Forderungen Rußlands, die, selbst insofern sie Österreich allein angehen, Preußen nachteilig sind, gegen Deutsche fechten zu müssen — besonders wenn ihnen nicht unbekannt bliebe, daß Österreich und England wirklich in die Einverleibung Sachsens gewilligt und vermutlich, wäre der Bruch nicht dazwischengekommen, auch in Deutschland jedes billige Verlangen Preußens erfüllt hätten. Die Herbeischaffung der Mittel zum Kriege endlich würde, selbst bei gleichen Anstrengungen in beiden Fällen, weit schwerer bei einer Verbindung mit Rußland werden, da man in diesem Fall der englischen Subsidien entbehrte.

Der endliche Erfolg, da dies noch eine sehr wichtige Betrachtung ist, es mag nun bei einem bloßen Bruch bleiben oder wirklich zum Kriege kommen, ist in jedem Falle unvorteilhaft bei einer Verbindung mit Rußland. Denn wenn sich die jetzt zwiespältigen Mächte doch noch nach einiger Zeit ohne Blutvergießen versöhnen, so wird Österreich in allen Verhältnissen in Deutschland immer Preußen fühlen lassen, daß es sich von seiner und in seiner Ansicht

von der allgemeinen Sache getrennt hat; und da diese Verhältnisse für Preußen immer die nächsten und wichtigsten bleiben, wird Rußland es dafür nicht entschädigen können. Die Folgen eines doch immer möglichen unglücklichen Ausganges des Krieges wären kaum zu berechnen. Da sich Rußland in sein Inneres zurückzöge, würde Preußen allein die härtesten Bedingungen zu dulden haben und noch das Ansehen bekommen, mit seiner Schuld zu leiden. Ein glücklicher Ausgang auf der andern Seite würde selbst noch von großen Nachteilen begleitet sein. Rußland würde sich unfehlbar noch mehr vergrößern und vermutlich durch preußische Provinzen, als die einzigen ihm bequem gelegenen. Es würde Preußen vielleicht dafür sehr reichliche Entschädigungen einräumen, allein es noch weiter gegen Westen schieben, wo es andre verdrängen und Neid und Haß auf sich laden müßte. Dies würde der Keim neuer Kriege werden, in denen Preußen nichts übrigbleiben würde, als sich, ohne wahre Selbständigkeit, eng an Rußland anzuschließen. Ruhe, Gleichgewicht und Sicherheit lassen sich nicht mehr denken, wenn Preußen sich ohne die gerechtesten und triftigsten Gründe von seinem natürlichen politischen System, der Verbindung mit Österreich, Deutschland, England und Holland trennt. In diese Verbindung in dem gegenwärtigen Zwist über Polen tretend, könnte es zwar auch, da sich die Zukunft nicht berechnen läßt, einen unglücklichen Ausgang erfahren. Derselbe würde aber nie gleich verderblich sein, da diejenigen, welche in diesem Falle seine Bundesgenossen wären, weil sein Interesse mehr in das ihrige verwebt ist, es immer nachdrücklicher unterstützen müßten.

Aus diesen Gründen, denen es unnütz sein würde, noch andre, weniger wesentliche hinzuzufügen, kann ich nach der reiflichsten und gewissenhaftesten Überlegung in der

jetzigen Krise keinen andern politischen Gang als den folgenden anraten:

1. Österreich und England die oben entwickelten Bedingungen zur Annahme vorzulegen;

2. wenn sie dieselben eingehen, sich eng und unverbrüchlich in Absicht der polnischen Angelegenheit an sie anzuschließen;

3. Rußland offen und unumwunden die Gründe darzulegen, aus welchen Preußen nicht anders handeln kann;

4. in der Verbindung mit Österreich und England alles nur immer Mögliche zu tun, um allen Bruch und vorzüglich den wirklichen Krieg zu vermeiden;

5. wenn dies aber unmöglich sein sollte, die gemeinschaftliche Sache mit aller Kraft und der höchsten Anstrengung durchzusetzen.

Denkschrift über die deutsche Verfassung.

Gerichtet an Freiherrn vom Stein.

Frankfurt, im Dezember 1813.

Ich habe erst hier Zeit gefunden, l. F., mein Versprechen zu erfüllen, Ihnen meine Gedanken über die künftige Verfassung Deutschlands mitzuteilen. Auch habe ich gern abgewartet, in diesen Mauern zu sein. Hier, wo die Spuren der ehemaligen Einrichtungen noch Achtung genug einflößen, um ebensosehr vor der Gleichgültigkeit gegen ihren Untergang als vor dem Wahne zu bewahren, ihre Wiederherstellung als leicht anzusehen, läßt es sich mit mehr Ruhe und Ernst über die wichtigste Angelegenheit reden, die ein Deutscher behandeln kann.

Der erste Vorwurf, den meine Vorschläge erfahren werden, ist vermutlich der, daß man sie auf wandelbare Voraussetzungen gegründet finden wird. Allein dieser Vorwurf trifft weniger mich

als die Sache. Eine wahrhaft sichere Verbindung kann nur durch physischen Zwang oder moralische Nötigung zustande gebracht werden. Die Politik ist aber gerade so angetan, daß sie auf die letztere wenig rechnen kann, wenn sie nicht den ersteren im Hintergrunde zeigt; und wie nötig und wirksam dieses Zeigen sei, hängt immer gar sehr zugleich von der zufälligen Verknüpfung der Umstände ab. Sie darf also nie auf Mittel denken, die gleichsam absolut sichernd sein sollen, sondern nur auf solche, welche sich jener Verknüpfung, so wie sie in sich wahrscheinlich ist, am besten anschmiegen und sie am natürlichsten beherrschen. In die Möglichkeit einer Ungewißheit des Erfolges muß man sich immer ergeben und nicht vergessen, daß der Geist, welcher eine Einrichtung gründet, immerfort notwendig ist, sie zu erhalten.

Brauchte man nichts Neues einzurichten, könnte man die Dinge so lassen, wie sie nach der Auflösung des Unstatthaften von selbst sein werden, so wäre es bei weitem vorzuziehen. Denn die Weltbegebenheiten gehen immer in dem Grade besser, in dem die Menschen nur negativ zu handeln brauchen. Allein hier ist dieses unmöglich; hier muß etwas Positives geschehen, erbaut werden, wo man gezwungen war niederzureißen. Da der Rheinbund aufgelöst ist, muß entschieden werden, was nunmehr aus Deutschland werden soll; und selbst wenn man keinerlei Art der Vereinigung wollte, wenn alle Staaten einzeln fortbestehen sollten, so müßte doch auch dieser Zustand zugerichtet und gesichert werden.

Wenn man aber über den zukünftigen Zustand Deutschlands redet, muß man sich wohl hüten, bei dem beschränkten Gesichtspunkte stehenzubleiben, Deutschland gegen Frankreich sichern zu wollen. Wenn auch in der Tat der Selbständigkeit Deutschlands nur von dorther Gefahr droht, so darf ein so einseitiger Gesichtspunkt nie zur Richtschnur bei der Grundlegung zu einem

dauernd wohltätigen Zustand für eine große Nation dienen. Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbar oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können.
Von dieser Seite angesehen, kann die Frage nicht zweifelhaft sein, ob die verschiedenen deutschen Staaten einzeln fortbestehen oder ein gemeinschaftliches Ganzes bilden sollen. Die kleineren Fürsten Deutschlands bedürfen einer Stütze, die größeren einer Anlehnung, und selbst Preußen und Österreich ist es wohltätig, sich als Teile eines größeren und, allgemein genommen, noch wichtigeren Ganzen anzusehen. Dies aus großmütigem Schutz und bescheidener Unterordnung zusammengesetzte Verhältnis bringt eine größere Billigkeit und Allgemeinheit in ihre auf ihr eignes Interesse gerichteten Ansichten. Auch läßt sich das Gefühl, daß Deutschland ein *Ganzes* ausmacht, aus keiner deutschen Brust vertilgen, und es beruht nicht bloß auf Gemeinsamkeit der Sitten, Sprache und Literatur (da wir es nicht in gleichem Grade mit der Schweiz und dem eigentlichen Preußen teilen), sondern auf der Erinnerung an gemeinsam genossene Rechte und Freiheiten, gemeinsam erkämpften Ruhm und bestandene Gefahren, auf dem Andenken einer engeren Verbindung, welche die Väter verknüpfte und die nur noch in der Sehnsucht der Enkel lebt. Das vereinzelte Dasein der sich selbst überlassenen deutschen

Staaten (selbst wenn man die ganz kleineren größeren anfügte) würde die Masse der Staaten, die gar nicht oder schwer auf sich selbst ruhen können, auf eine dem europäischen Gleichgewichte gefährliche Weise vermehren, die größeren deutschen Staaten, selbst Österreich und Preußen, in Gefahr bringen und nach und nach alle deutsche Nationalität untergraben.

Es liegt in der Art, wie die Natur Individuen in Nationen vereinigt und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den einzelnen, der für sich nichts ist, und das Geschlecht, das nur im Einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnismäßiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten; und obgleich die Politik nie auf solche Ansichten einzugehen braucht, so darf sie sich doch nicht vermessen, der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegenzuhandeln. Nun aber wird Deutschland in seinen nach den Zeitumständen erweiterten oder verengerten Grenzen immer im Gefühle seiner Bewohner und vor den Augen der Fremden eine Nation, ein Volk, ein Staat bleiben.

Die Frage kann also nur die sein: Wie soll man wieder aus Deutschland ein Ganzes schaffen?

Könnte die alte Verfassung wiederhergestellt werden, so wäre nichts so wünschenswert als dies, und hätte nur fremde Gewalt ihre in sich rüstige Kraft unterdrückt, so würde sie sich wieder mit Federkraft emporheben. Aber leider war ihr eignes langsames Ersterben selbst hauptsächlich Ursache ihrer Zerstörung durch äußere Gewalt, und jetzt, wo diese Gewalt verschwindet, strebt keiner ihrer Teile anders als durch ohnmächtige Wünsche nach ihrer Wiedererweckung. Von enger Verbindung, von strenger Unterordnung der Glieder unter dem Oberhaupt war durch das Losreißen dieses und jenes Teils ein lockres, zusammenhängendes

Ganzes geworden, in dem, ungefähr seit der Reformation, alle Teile auseinanderstrebten. Wie soll daraus das entgegengesetzte Streben hervorgehen, dessen wir jetzt so dringend bedürfen?
Erwägt man die einzelnen Punkte, so wachsen alle Schwierigkeiten. Herstellung der Kaiserwürde, Beschränkung der Wahlfürsten auf eine kleine Zahl, Bedingungen der Wahl, alles würde bei Haupt und Gliedern unendliche Hindernisse finden, und wenn alle überwunden wären, würde doch etwas Neues gebildet, nicht das Alte hergestellt sein. Denn niemand wird wohl an der Unzulänglichkeit des ehemaligen Reichsverbandes zu der jetzt nötigen Sicherung unserer Selbständigkeit zweifeln. Selbst unter den alten Namen müßte man also neue Gestalten schaffen.
Es gibt nur zwei Bindungsmittel für ein politisches Ganzes: eine wirkliche Verfassung oder einen bloßen Verein. Der Unterschied zwischen beiden (nicht gerade an sich, aber für den gegenwärtigen Endzweck bestimmt) liegt darin, daß in der Verfassung einigen Teilen die Zwangsrechte ausschließend beigelegt werden, welche bei dem Verein allen gegen den Übertreter zustehen. Eine Verfassung ist unstreitig einem Verein vorzuziehen; sie ist feierlicher, bindender, dauernder; aber Verfassungen gehören zu den Dingen, deren es einige im Leben gibt, deren Dasein man sieht, aber deren Ursprung man nie ganz begreift und daher noch weniger nachbilden kann. Jede Verfassung, auch als ein bloß theoretisches Gewebe betrachtet, muß einen materiellen Keim ihrer Lebenskraft in der Zeit, den Umständen, dem Nationalcharakter vorfinden, der nur der Entwicklung bedarf. Sie rein nach Prinzipien der Vernunft und Erfahrung gründen zu wollen, ist im hohen Grade mißlich, und so gewiß alle wirklich dauerhaften Verfassungen einen unförmlichen und keine strenge

Prüfung ertragenden Anfang gehabt haben, so gewiß würde es einer von Anfang herein folgerechten an Bestand und Dauer mangeln.

Auf die Frage: Soll Deutschland eine wahre Verfassung erhalten, läßt sich daher meines Erachtens nur so antworten. Sprechen zu der Zeit, wo die Frage entschieden werden muß, Haupt und Glieder aus, daß sie Haupt und Glieder sein wollen, so folge man der Anzeige und leite nur und beschränke. Ist das aber nichts, verlautet nichts als das kalte Verstandesurteil, daß ein Band für das Ganze da sein muß, so bleibe man bescheiden beim Geringeren stehen und bilde bloß einen Staaten*verein*, einen Bund.

Alle Verfassungen, deren Dauerhaftigkeit sich bewährt hat, haben eine gewisse Form in ihrer Zeit vorgefunden, an welche sie sich bloß anschlossen, wie sich leicht historisch erweisen ließe. Nun aber gibt es in unserer Zeit gar keine Form, die einer Verfassung Deutschlands zur Grundlage dienen könnte; vielmehr sind alle sogenannten Konstitutionen durch die Erbärmlichkeit und Zerbrechlichkeit der seit der französischen Revolution bis zum Ekel wiederholten in gerechte Ungunst geraten. Dagegen ist die vollkommene Ausbildung aller politischen Formen der Verbindung der Staaten untereinander der neuesten Zeit eigentümlich, und ein jetzt zu gründender Staatenverein wird sich daher auch besser durch diese fest knüpfen lassen.

Fragt man mich nun, was eigentlich die bindenden und erhaltenden Prinzipien in einer durch bloße Schutzbündnisse gebildeten Vereinigung Deutschlands sein sollen, so kann ich bloß folgende, allerdings wohl sehr starke, allein freilich meist moralische nennen:

Die Übereinstimmung Österreichs und Preußens;

das Interesse der größesten unter den übrigen deutschen Staaten;

die Unmöglichkeit der kleineren, gegen sie und Österreich und Preußen aufzukommen;
den wiedererweckten und durch Freiheit und Selbständigkeit zu erhaltenden Geist der Nation; und
die Gewährleistung Rußlands und Englands.
Die feste, durchgängige, nie unterbrochene Übereinstimmung und Freundschaft Österreichs und Preußens ist allein der Schlußstein des ganzen Gebäudes. Diese Übereinstimmung kann ebensowenig durch den Verein gesichert als der Verein, wenn sie mangelte, erhalten werden. Es ist der feste Punkt außerhalb des Bundes, der gegeben sein muß, um ihn zu schließen; und da er durchaus ein politischer ist, ruht er auch auf einem rein politischen Prinzip. Gerade aber indem man in das Verhältnis Österreichs und Preußens schlechterdings nicht mehr Verpflichtendes bringt, als jedes Bündnis enthält, und dieselbe zur Grundlage der Wohlfahrt des gesamten Deutschlands macht, welche ihre eigne in sich begreift, verstärkt man sie durch das Gefühl der Freiheit und Notwendigkeit, wozu sich die Abwesenheit alles Grundes zu einem ausschließenden Interesse gesellt, da zwischen beiden Mächten weder Unterordnung noch Teilung der Gewalt gestattet wird.
Die nach Österreich und Preußen größesten Staaten müssen groß sein, damit sie sich über alles Mißtrauen und alle Furcht vor ihren nächsten Nachbarn erheben, ihr Gewicht zur Verteidigung der Unabhängigkeit des Ganzen fühlen und frei von eignen Besorgnissen nur die gemeinschaftlichen zu entfernen bedacht sind. In diesem Fall können sich nur Bayern und Hannover befinden. Die mittleren, wie Hessen, Württemberg, Darmstadt u. a. m. waren, müssen dagegen in ihren alten Schranken gehalten werden. Ihre geringe Größe erlaubt nicht, sie über alle kleinliche und einseitige

Ansichten erhaben voraussetzen; und eine fremde Macht muß daher ein großes Interesse finden, einen einzelnen davon mit sich zu verbinden.

Da es natürlich ist, daß in einer Zeit, wie die gegenwärtige, ohne Rücksicht auf das Bestehende, alle Verhältnisse einer neuen Prüfung unterworfen werden, so hört man jetzt oft die zwiefache Behauptung, daß die kleineren Staaten in Deutschland ganz aufhören und daß sie wenigstens vom Rhein und der französischen Grenze entfernt werden müssen. Da alle verbündeten Mächte gleich abgeneigt sind, in einem Augenblick der Wiederherstellung einer gerechten Ordnung der Dinge den Besitzstand alter, wenigstens ehemals mannigfach um Deutschland verdienter Fürstenhäuser anzutasten, so bedarf dieser Punkt nur um den Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten betrachtet zu werden.

Die Verteidigung gegen fremde Macht könnte allerdings, insofern man Einheit unter den Wenigen voraussetzen darf, bei einer Teilung Deutschlands in vier oder fünf große Staaten gewinnen. Allein Deutschland hat, mehr als jedes andre Reich, offenbar eine doppelte Stelle in Europa eingenommen. Nicht gleichwichtig als politische Macht, ist es von dem wohltätigsten Einfluß durch seine Sprache, Literatur, Sitten und Denkungsart geworden, und man muß jetzt diesen letzteren Vorzug nicht aufopfern, sondern, wenn auch mit Überwindung einiger Schwierigkeit mehr, mit dem ersteren verbinden. Nun aber dankt man jenen ganz vorzüglich der Mannigfaltigkeit der Bildung, welche durch die große Zerstückelung entstand, und würde ihn, wenn sie ganz aufhörte, großenteils einbüßen. Der Deutsche ist sich nur bewußt, daß er ein Deutscher ist, indem er sich als Bewohner eines besonderen Landes in dem gemeinsamen Vaterlande fühlt, und seine Kraft und sein Streben werden gelähmt, wenn er mit Auf-

opferung seiner Provinzialselbständigkeit einem fremden, ihn durch nichts ansprechenden Ganzen beigeordnet wird. Auch auf den Patriotismus hat dies Einfluß, und sogar die Sicherheit der Staaten, für welche der Geist der Bürger die beste Gewährleistung ist, möchte am meisten bei dem Grundsatz gewinnen, jedem seine alten Untertanen zu lassen. Die Nationen haben wie die Individuen ihre durch keine Politik abzuändernden Richtungen. Die Richtung Deutschlands ist, ein Staatenverein zu sein, und daher ist es weder wie Frankreich und Spanien in eine Masse zusammengeschmolzen, noch hat es wie Italien aus unverbundnen einzelnen Staaten bestanden. Dahin aber würde die Sache unfehlbar ausarten, wenn man nur vier oder fünf große Staaten fortdauern ließe. Ein Staatenverein fordert eine größere Anzahl, und man hat nur zwischen der nun einmal unmöglichen (und meiner Meinung nach keineswegs wünschenswürdigen) Einheit und dieser Mehrheit die Wahl. Zwar kann es wunderbar scheinen, wenn man gerade die Fürsten des Rheinbundes beibehält und wenn die Herstellung der Gerechtigkeit das Werk der Ungerechtigkeit und Willkür bestätigt. Allein einzelne Änderungen können immer getroffen werden, und übrigens gewinnt in politischen Gegenständen das einmal Geschehene und seit Jahren Bestehende nicht abzuleugnende Ansprüche — einer der wichtigsten Gründe, sich Ungerechtigkeiten gleich von Anfang standhaft entgegenzusetzen.

Ob gerade die Grenze mit Frankreich durch große Staaten gebildet werden soll, scheint mehr eine militärische Frage. Allein die Sicherheit Deutschlands beruht auf der durch die übrigen deutschen Fürsten vermehrten Stärke Österreichs und Preußens, und diese können es freier verteidigen, wenn sie, mehr entfernt stehend, durch eigne feste Grenzen gesichert, zwischen sich und dem Feinde ein ihrer Aufsicht und ihrem Einfluß unterworfenes

Gebiet haben. Auch die größesten Staaten verhindern nicht leicht, daß der Feind ihre Grenzen überschreite, wenn einmal der Krieg wirklich ausgebrochen ist, und ihre unmittelbare Berührung führt diesen leichter herbei. Alle großen Staaten haben daher gern minderbedeutende zwischen sich gelassen, und es kann immer kleine Staaten diesseits und (wenn, wie es billig der Fall sein sollte, der Rhein wieder ein deutscher Fluß wird) auch jenseits des Rheins geben, wenn nur die Schweiz und Holland unabhängig sind, man keine Angriffsfestungen auf dem Rheine selbst duldet und ein paar Plätze zur Unterstützung allenfalsiger Kriegsoperationen anlegt.

Diese vorläufigen Betrachtungen werden hinreichend sein, die folgenden Vorschläge zur Bildung einer Vereinigung Deutschlands zu begründen.

1. Alle deutschen Fürsten vereinigen sich durch ein gegenseitiges Verteidigungsbündnis zu einem politischen Ganzen.

Dies Bündnis ist eine vollkommen freie und gleiche Verbindung, wie sie von souveränen Fürsten geschlossen wird, und es findet unter den Mitgliedern desselben keine andere Verschiedenheit der Rechte statt, als welche sie selbst durch dasselbe freiwillig unter sich eintreten lassen.

2. Der Zweck dieses Bündnisses ist die Erhaltung der Ruhe und Unabhängigkeit Deutschlands und die Sicherung eines auf Gesetze gegründeten rechtlichen Zustandes in den einzelnen deutschen Staaten.

3. Die Gewährleistung für dieses Bündnis wird von den großen Mächten Europas, namentlich von Rußland und England, übernommen.

Da diese beiden Mächte und Österreich und Preußen auch als nichtdeutsche Mächte durch eigne Allianztraktaten verbunden sind,

so würden diese in Rücksicht auf diese Garantie noch einer erweiternden Bestimmung bedürfen, inwiefern auch ein nicht auf sie, sondern auf Deutschland unternommener Angriff zur Forderung einer Hilfe berechtigen solle.

4. Diese Garantie bezieht sich jedoch nur auf die Beschützung Deutschlands gegen auswärtige Angriffe, und die garantierenden Mächte begeben sich aller Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands.

Ohne diese Bestimmung würde das Bestreben eines oder des andern deutschen Staats, sich einer der garantierenden Mächte gegen eine der größeren in Deutschland zu bedienen, dem man immer entgegensehen muß, zu sehr begünstigt werden. Die garantierenden Mächte müssen hierbei von unbedingtem Vertrauen in die Mäßigung Preußens und Österreichs ausgehen. Das Bemühen, alles durchaus zu sichern und gegeneinander abwägen zu wollen, führt nur Klagen und Uneinigkeiten herbei.

5. Die Garantie der gegenseitigen Rechte der einzelnen deutschen Staaten, sie mögen aus dem Bündnis selbst herfließen oder nicht, übernehmen Österreich, Preußen, Bayern und Hannover gemeinschaftlich und mit durchaus gleichen Befugnissen. In Fällen, wo von den Rechten einer oder mehrerer dieser Mächte selbst die Rede ist, ruhen die aus der Garantie fließenden Rechte für diese, und es treten andere deutsche Staaten in ihre Stelle. Es werden zu diesem Behuf vier andre in bestimmter Folge im Bündnisse eventuell bezeichnet.

Diese besondere Garantie der inneren Rechte ist notwendig, um dadurch eine schiedsrichterliche Vermittlung der Streitigkeiten der deutschen Fürsten untereinander zu erhalten. Bayern und Hannover dazu aufzunehmen, schließt sich an die oben ausgeführte Idee an, diese Staaten durch einen tätigeren Anteil in der Be-

förderung des gemeinschaftlichen Interesses reger damit zu verbinden.

6. Das gemeinschaftliche Bündnis wird auf ewige Zeiten geschlossen, und jeder Teil tut Verzicht auf das Recht, je davon auszuscheiden.

Hierdurch würde sich dies Bündnis von gewöhnlichen Bündnissen unterscheiden, deren Dauer von der Willkür jedes Teils abhängt. Jeder auch noch so feierlich vorher angekündigte Austritt würde als ein Bruch angesehen werden und berechtigen, dem Austretenden feindlich zu begegnen. Diese Bestimmung ist durchaus notwendig und auf keine Weise ungerecht. Denn das Ausscheiden eines deutschen Fürsten aus einem auf die Sicherung der Unabhängigkeit Deutschlands abzweckenden Bunde ist eine an sich widernatürliche, kaum denkbare, allein nie zu duldende Sache.

Bedingungen des Bündnisses.

Diese betreffen Gegenstände des äußeren und inneren Staatsrechts und der Gesetzgebung.

Äußeres Staatsrecht.

7. Jeder deutsche Fürst verbindet sich, mit einer verhältnismäßigen Anstrengung aller Kräfte seiner Staaten zur Verteidigung des gemeinschaftlichen Vaterlandes tätig zu sein.

8. Jeder setzt daher die durch das Bündnis selbst zu bestimmenden Streitkräfte in Bewegung, sobald der Fall eines vaterländischen Krieges eintritt.

9. Die Erklärung, ob und wann ein solcher Fall vorhanden sei, geschieht durch Österreich und Preußen; sie kann nur von beiden Höfen gemeinschaftlich ausgehen; im Fall deutsches Gebiet von

fremden Truppen feindlich betreten wird, bedarf es einer solchen Erklärung nicht.

Da unter allen deutschen Staaten nur Österreich und Preußen Mächte sind, welche auch in den europäischen Staatsverhältnissen den Ausschlag geben können, so kann das Recht der Kriegserklärung nur ihnen anvertraut werden. Das weiter unten (14) erwähnte der Friedensschließung beruht auf dem gleichen Grunde. Dem Bündnis Bestimmungen für den Fall beizufügen, wo diese beiden Mächte miteinander über einen so wichtigen Punkt uneins wären, würde durchaus zwecklos sein. Ihre Übereinstimmung kann, wie schon oben bemerkt worden, weder durch das Bündnis erzwungen noch bei demselben entbehrt werden.

10. Jeder deutsche Fürst macht sich durch das Bündnis auf den Fall eines gemeinschaftlichen Krieges zur Stellung einer gewissen Truppenzahl und zu gewissen Leistungen zu den Kriegsbedürfnissen anheischig.

Es versteht sich von selbst, daß Preußen und Österreich nicht nach Maßgabe ihrer deutschen Besitzungen, sondern ihrer gesamten Kräfte und als europäische Mächte an einem solchen Kriege teilnehmen. Denn die hauptsächlichste Bürgschaft für die Dauer des Deutschen Vereins liegt gerade in dem Umstande, daß Österreich und Preußen die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands als unzertrennlich von ihrer eignen politischen Existenz ansehen. Von einem bloß lauen Anteile einer dieser beiden Mächte an einem Verteidigungskriege Deutschlands kann fernerhin nicht mehr die Rede sein.

11. Es wird eine gewisse Truppenzahl bestimmt, welche den Staat, der sie als Kontingent stellt, berechtigt, aus seinen Truppen ein eignes Armeekorps zu bilden. Die Truppen aller übrigen Fürsten werden in allgemeine Armeekorps vereinigt. Die Auf-

sicht in Krieg und Frieden über diese wird nach zu treffender Übereinkunft Österreichs und Preußens womöglich deutschen Prinzen anvertraut.

12. Jedem Fürsten, dessen Truppen ein eignes Armeekorps bilden, wird es selbst überlassen, die Streitkräfte seiner Staaten in verfassungsmäßigem Zustande zu erhalten. Diejenigen aber, deren Truppen Teile der allgemeinen deutschen Armeekorps ausmachen, versprechen, sich auch in Friedenszeiten diejenige besondere Aufsicht auf die Militäranstalten gefallen zu lassen, ohne welche keine Einheit erhalten werden könnte. Diese Aufsicht wird von den Chefs dieser Armeen unter der Autorität derjenigen Macht ausgeübt, welche sie bestellt hat.

So notwendig eine solche Aufsicht bei den kleineren Fürsten ist, so unmöglich wäre sie bei den größeren. Der Einfluß, den man auch bei ihnen hierauf ausüben muß, kann nur ein allgemein politischer sein.

13. Die gemeinschaftliche Militärverfassung Deutschlands, die Errichtung von Landwehr und Landsturm, die vielleicht notwendige Anlegung gemeinschaftlicher Festungen, die Verteilung des Kommandos im Kriege usf. erfordert eine Menge andrer einzelner Bestimmungen teils in dem Bündnisse selbst, teils in eignen Regulativen, die hier, wo es nur auf die Hauptzüge ankommt, übergangen werden.

14. Das Recht der Friedensschließung bei einem gemeinschaftlichen Kriege steht allein Österreich und Preußen gemeinschaftlich zu. Beide Mächte aber versprechen, nie einen Frieden oder andern Vertrag einzugehen, durch welchen der Besitzstand oder die Rechte eines in dem Bündnis begriffenen Fürsten geschmälert würden.

Einige oder alle deutschen Fürsten an diesem Rechte teilnehmen

lassen zu wollen, würde ein durchaus vergebliches Bemühen sein. Angelegenheiten dieser Wichtigkeit werden immer nur durch den politischen Einfluß der Staaten aufeinander entschieden werden; und Mächte wie Österreich und Preußen werden und können sich in Dingen, von deren Entscheidung ihre eigne und ganze, nicht bloß deutsche Existenz abhängt, nie durch Verfassungen und Formen die Hände binden lassen. Diese Formen würden bloß zum Schein dastehen, umgangen und durchlöchert werden. Es ist viel besser, geradezu stillschweigend einzugestehen, daß es keine Wohlfahrt für die deutschen Fürsten gibt, als sich dem wohlverstandenen und gemeinschaftlichen Interesse Österreichs und Preußens zu unterwerfen, und keine Politik, als durch ihr Betragen und ihren Einfluß diese beiden Mächte immer enger mit sich untereinander zu verbinden.

15. Alle in dem Bündnis begriffenen Fürsten versprechen, keinerlei Art von Vertrag oder Verbindlichkeit einzugehen, welche einem in demselben enthaltenen Punkte zuwiderliefe.

16. Diejenigen, welche bloß deutsche Länder besitzen, entsagen dem Rechte, an auswärtigen Kriegen und überhaupt an andern als deutschen Bundeskriegen teilzunehmen, darauf abzweckende Bündnisse zu schließen, fremden Truppen den Eintritt in ihren Staaten zu gestatten oder die ihrigen in fremden Sold zu geben.

Diese Beschränkung kann auch den größeren Deutschen Fürsten, wie Bayern, nicht erlassen werden. Die Streitkräfte Deutschlands dürfen für ein fremdes Interesse weder zersplittert noch geschwächt werden, und man muß jeden Vorwand entfernen, welcher Deutschland in Kriege verwickeln könnte, die nicht sein unmittelbares Wohl angehen. Es versteht sich, daß Hannover denselben Grundsätzen folgen muß.

17. Alle deutschen Fürsten versprechen, ihre Streitigkeiten untereinander durch gütlichen Vergleich beizulegen; wenn aber ein solcher nicht sollte zustande gebracht werden können, sich unbedingt dem schiedsrichterlichen Ausspruch der die innere Ruhe Deutschlands garantierenden vier deutschen Mächte, deren im vorigen (5) erwähnt worden ist, zu unterwerfen.
Die Art der Behandlung der Angelegenheiten, welche vor diesen schiedsrichterlichen Ausspruch gebracht werden, muß in dem Bündnis genau bestimmt werden. Es muß dadurch selbst die entfernteste Möglichkeit zu jeder inneren Fehde abgeschnitten sein. Die Streitigkeiten der einzelnen Staaten könnten zwar bei den garantierenden Fürsten auf mehr als eine Weise ausgemacht werden; allein am besten wäre es, einen eignen Gerichtshof unter ihrer Aufsicht zu bestellen, bei welchem die andern Fürsten auch Mitglieder haben könnten, dessen Aussprüche aber immer nur von jenen vier größeren Mächten vollzogen würden.

Inneres Staatsrecht.

18. Obgleich jeder Fürst mit allen Souveränitätsrechten innerhalb seiner Staaten begabt wäre, so müßten doch in jedem deutschen Staat Stände errichtet oder hergestellt werden.
Guteingerichtete Stände sind nicht bloß eine nötige Schutzwehr gegen die Eingriffe der Regierung in die Privatrechte, sondern erhöhen auch das Gefühl der Selbständigkeit in der Nation und verbinden sie fester mit der Regierung. Sie sind überdies eine altdeutsche Einrichtung und nur in neueren Zeiten abgekommen oder zu einer leeren Förmlichkeit geworden.
19. Bei Bestimmung der Rechte der Stände müssen gewisse Grundsätze als allgemein durch ganz Deutschland geltend angenommen werden; im übrigen aber muß die Verschiedenheit

eintreten, welche die ehemalige Verfassung der einzelnen Länder mit sich bringt.
Eine solche Verschiedenheit ist nicht allein durchaus unschädlich, sondern sie ist notwendig, um in jedem Lande die Verfassung genau an die Eigentümlichkeit des Nationalcharakters anzuschließen. Die der neuesten Zeit sehr eigne Methode, allgemeine, theoretisch gebildete Reglements ganzen Ländern vorzuschreiben und dadurch alle Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit niederzuschlagen, gehört zu den gefährlichsten Mißgriffen, die aus einem unrichtig verstandenen Verhältnis der Theorie zur Praxis entspringen können.
Diejenigen Grundsätze, welche indes wirklich allgemein gemacht werden müßten, würden eine genauere Ausführung in dem Bündnisse selbst erfordern.
20. Die Verhältnisse der mediatisierten Reichsstände bedürfen noch außerdem eigner Festsetzungen.
Diese Verhältnisse müßten mehr nach staatsrechtlichen Grundsätzen als gerade mit historischer Rücksicht auf die ihnen bei der Mediatisation, die nichts als eine Gewalthandlung war, gelassenen Rechte bestimmt werden. Es muß hierbei notwendig die doppelte Frage entstehen: ob es nicht besser sein dürfte, die mediatisierten Reichsstände gänzlich den übrigen Landständen gleichzustellen oder im Gegenteil ihre Verhältnisse noch günstiger zu bestimmen und dann auch die kleineren unter den jetzt souverän gelassenen Fürsten zu mediatisieren und größeren unterzuordnen?
Das erstere wäre hart gegen eine schon höchst ungerecht behandelte Klasse und würde wenig oder keinen Nutzen bringen.
Das letztere wird bei allen denen Beifall finden, welche wünschen, Deutschland bloß aus einigen großen Staaten bestehen zu sehen. Ich würde aus den im Anfange dieses Aufsatzes angeführten

Gründen dagegen sein. Deutschland wird kein Staatenverein, und das wesentlichste, seine Einheit, leidet, wenn es bloß vier oder fünf Staaten zählt. Es läßt sich alsdann keine Garantie der inneren Rechte, kein gemeinschaftlicher Gerichtshof denken, und alle mediatisierten Fürsten würden sehr bald ihre Rechte gegen die Eingriffe der größeren Regierungen verlieren. Die gegenwärtigen Vorschläge beschränken aber schon dergestalt die Souveränitätsrechte der kleineren, jetzt bestehenden Fürsten, daß der gemeinschaftlichen Sicherheit keine Gefahr daraus erwachsen kann.

Die allgemeine Aufhebung der Mediatisation für alle, welche unter ihr gelitten haben, würde unübersteigliche Hindernisse finden.

21. Eingriffe der Regierungen in die Rechte der Stände können von dem beeinträchtigten Teile den vier Mächten, welche die innere Garantie in Deutschland übernehmen, angezeigt werden, und es wird darüber von dem unter ihre Aufsicht gestellten Tribunal entschieden.

22. Auf dem gleichen Wege kann auf Klagen der Stände über verschwenderische Regierungen ein temporäres Sequester ihrer Länder eingeleitet werden.

23. Es wird nach der Bevölkerung eine gewisse Normalgröße eines deutschen Staates bestimmt, von welcher abhängt, ob die Zivilprozesse seiner Untertanen sollen innerhalb desselben durch alle Instanzen gehen können, oder ob die höchste Instanz außerhalb gesucht werden muß.

24. Derjenige Staat, welcher nicht groß genug ist, um drei Zivilinstanzen in sich selbst zu begreifen, muß auch seine Kriminalurteile, sobald die erkannte Strafe einen zu bestimmenden Grad erreicht, einer fremden Revision unterwerfen.

Da kleinere Staaten schlechterdings nicht drei geschiedene und gehörig besetzte Gerichtshöfe zu unterhalten imstande sind, so ist diese Festsetzung durchaus notwendig, wenn Willkür vermieden werden soll.

25. Ein solcher Staat kann ferner keine das bisher in ihm bestehende Zivil- und Kriminalrecht abändernde Verordnung ergehen lassen, ohne dieselbe demjenigen, an dessen höchste Gerichtshöfe er die Appellation zugeben muß, zur Genehmigung vorzulegen.

Die Rechtspflege und die Gesetzgebung stehen in so enger Verbindung miteinander, daß diese Bestimmung schlechterdings durch die vorige notwendig gemacht wird.

26. Wenn derjenige Staat, welchem andre in Absicht der Appellation unterworfen sind, offenbare Unregelmäßigkeiten in den Gerichtshöfen dieser bemerkt, kann er durch die vier, die innere Ruhe Deutschlands garantierenden Mächte eine Revision derselben veranlassen.

27. Um den kleineren Staaten auf eine bequeme und nicht kostbare Weise eine höchste Instanz zu verschaffen, werden sie alle, nach ihrer geographischen Lage, einer jener vier größeren Mächte zugeteilt, welche alsdann jene Rechte über sie ausübt.

Viel besser als diese Einrichtung wäre die Anordnung eines eignen Gerichtshofes für alle Fürsten, von deren Staaten aus an andre appelliert werden müßte, wie ein solcher ehemals vorhanden war. Mit diesem müßte dann ein besonderer gesetzgebender Rat für ganz Deutschland verbunden sein, dessen Aussprüche für jene kleineren Fürsten verbindend wären und dessen Gutachten auch die größeren einholen könnten — ein Weg, auf welchem vielleicht nach und nach eine allgemeine deutsche Gesetzgebung zustande käme. Allein es ist schwer, wenn kein Reichsoberhaupt

vorhanden ist, einem solchen Gerichtshofe die gehörige Konsistenz, Unabhängigkeit und Einheit zuzusichern. Ob dieser Gerichtshof mit demjenigen, von welchem oben (17) die Rede war und der eigentlich nur publizistische Fragen zu entscheiden haben würde, verbunden werden könnte, erfordert genauere, nicht hierhergehörende Untersuchung.

Gesetzgebung.

In Rücksicht dieser würde ich, außer dem schon im vorigen (25, 27) über die Zivil- und Kriminalgesetzgebung Gesagten, nur folgende Bestimmungen aufzunehmen vorschlagen.

28. Jedem Untertanen eines deutschen Staates steht es frei, in einen andern deutschen Staat auszuwandern, und es kann ihm hierin keine Schwierigkeiten entgegengestellt noch ein Abzug von seinem Vermögen auferlegt werden.

Diese Freiheit ist die Grundlage aller Vorzüge, welche der Deutsche für seine individuelle Existenz aus der Verbindung Deutschlands zu einem Ganzen zu ziehen vermag.

29. Alle Verweisung von Verbrechern, Vagabunden und verdächtigen Personen aus einem deutschen Staat in einen andern hört von jetzt an gänzlich auf.

30. Die Freiheit, auf fremden deutschen Universitäten zu studieren, ist allgemein und wird durch keine Bestimmung, auch nicht durch die, wenigstens für eine gewisse Zeit auf einer inländischen gewesen zu sein, beschränkt.

Die Gleichmäßigkeit der Fortschritte der Geistesbildung in dem gesamten Deutschland hängt vorzüglich von dieser Freiheit ab, die auch in politischer Rücksicht wesentlich notwendig ist.

31. Die deutschen Staaten schließen einen, allen ihren gegenseitigen Verkehr umfassenden Handelsvertrag, in welchem wenigstens das

Maximum aller Eingangs- und Ausgangszölle im Innern von einem deutschen Staat in den andern bestimmt wird. Die darin gemachten Festsetzungen können nur gemeinschaftlich abgeändert werden.
Es ließe sich vielleicht auch in anderer Hinsicht ein Zusammenwirken der deutschen Staaten in Finanz- und Handelsangelegenheiten denken, und alsdann könnte eine gemeinschaftliche deutsche Handels- und Finanzbehörde nützlich sein, die es vielleicht möglich wäre an das wegen der solidarischen Obligationen der Fürsten angeordnete Komitee, welches ohnehin bis 1821 bestehen muß, anzuschließen.

* * *

Dies wären etwa meine hier erst flüchtig hingeworfenen Vorschläge. Sie müssen aber nie vergessen, daß dieser ganze Aufsatz nur ein Versuch ist zu zeigen, was noch geschehen kann, wenn einmal die Wiederherstellung einer Verfassung mit einem wahren Reichsoberhaupt, wie ich glaube, unmöglich ist. Könnte man dem Deutschen Reich ein Oberhaupt wiedergeben (welches aber, um nicht viel größere Nachteile herbeizuführen, genug Macht besitzen müßte, um sich des Gehorsams zu versichern, und genug Achtung, um nicht zur Eifersucht und zum Widerstande zu reizen), so müßten freilich die meisten Dinge anders gerichtet werden, als hier gesagt ist. Denn alsdann müßten dem Oberhaupt auch wahre Reichsstände mit größeren, sich auch auf die äußeren politischen Verhältnisse beziehenden Rechten gegenüberstehen.

Über Friedensschlüsse mit den Barbaresken und die Anknüpfung von Verbindungen mit den südamerikanischen Kolonien.

Ich habe bei Durchlesung der Denkschrift des Handelsministeriums über die Möglichkeit und Nützlichkeit eines Friedensschlusses mit den Barbaresken wieder dasselbe erfahren, was ich schon, als ich mich in London mit dieser Frage beschäftigen mußte, empfand, daß es kaum einen politischen Gegenstand gibt, der undankbarer und unfruchtbarer genannt werden könnte. Denn wenn man auf der einen Seite gestehen muß, daß ein Friedensschluß mit den Raubstaaten fast unverhältnismäßige Aufopferungen erfordert, so kann man dennoch nicht ableugnen, daß die gefahrlose Schiffahrt in den von den Barbaresken durchstrichenen Meeren keineswegs von geringer Wichtigkeit ist.

Wie die Sache im gegenwärtigen Augenblick liegt, spricht offenbar vielmehr dagegen als dafür. Dem vielen für die abratende Meinung höchst treffend Gesagten möchte ich noch das eine hinzusetzen, daß es Preußen noch viel schwerer werden würde als andern Regierungen, das Einverständnis mit den Barbaresken zu erhalten. Es ist bekannt, daß man sich, um hierin zu gelingen, oft sehr starke Demütigungen gefallen lassen muß, ja sich zu Dingen erniedrigen, die, wie Lieferung von Waffen und Kriegsmunition, wirklich als moralisch unerlaubt anzusehen sind. Einer großen Macht wie Preußen wird es schwer werden, das Gefühl ihrer Schwäche in einem einzelnen Punkt so zu ertragen, daß sie gegen Demütigungen gleichgültig sein sollte, und bei unsern höheren

---

Seit 1813 zogen sich die Verhandlungen hin. Dieser Aufsatz stammt wohl vom Jahre 1818.

und niederen Behörden herrscht glücklicherweise ein so rechtlicher und loyaler Sinn, daß man immer der Anwendung von Mitteln widerstreben würde, durch welche den nordafrikanischen Staaten ihr Räuberhandwerk erleichtert wird. Wenig geneigt, sich ihnen gefällig zu erzeigen und durch ihren Übermut leicht verletzbar, würde daher Preußen den Frieden mit ihnen teurer kaufen, kostbarer unterhalten und einen entstehenden Bruch schwerer heilen.

Auf der andern Seite aber kann ich den Gedanken nicht aufgeben, daß der preußischen Schiffahrt immer etwas Wesentliches fehlt, solange sie nicht auf allen Meeren gesichert ist, oder vielmehr auf einigen unfehlbare Gefahren läuft, und daß es daher wohl Pflicht des Staats sei, diesen Übelstand aufzuheben.

Ich kann zwar auf keine Weise die Ansicht des Handelsministeriums teilen, daß die freie Schiffahrt nach und in dem Mittelmeer auch nur in irgendeinem erheblichen Grade den Seehandel und die Reederei aus dem Verfall retten würde, in den sie geraten sind. Dieser Verfall scheint mir sogar unrichtig dargestellt, da man einen außerordentlichen Zustand, den nämlich einer neutralen Schiffahrt während eines Krieges der großen Seemächte, zum Vergleichungspunkt angenommen hat. Aus den sehr gut gegen diese Ansicht entwickelten Gründen glaube ich nicht einmal, daß gegenwärtig Handel und Schiffahrt im Mittelmeer bedeutend sein würde, und wenigstens scheint es mir ausgemacht, daß gerade jetzt kein wahres Bedürfnis dieser Schiffahrt und dieses Handels vorhanden ist.

Aber dem allen ungeachtet bleibt es höchst wünschenswert und von einem gewissen Gesichtspunkt aus sehr notwendig, die preußische Flagge gegen die Angriffe der Barbaresken zu schützen.

Preußen ist offenbar durch seine Lage, seine natürlichen Er-

zeugnisse, seine Fabriken und den Vorrat aller Schiffsbaumaterialien zu einem bedeutenden Seehandel und einer ausgebreiteten Schiffahrt berufen. Um aber beide wahrhaft teilen zu können, muß man mit denen, die sich in ähnlichem Falle befinden, auf der gleichen Linie stehen: die preußischen Schiffe müssen mit denen andrer Nationen konkurrieren können, nicht gegen dieselben zurückstehen. Das letztere ist aber doch immer der Fall, wenn sie von allen Fahrten ausgeschlossen sind, welche von den Barbaresken beunruhigt werden können. Sie verlieren alsdann weit mehr als bloß den durch das wirkliche Schiffen im Mittelmeer zu erlangenden Gewinnst, und es ist buchstäblich wahr, daß unsrer Schiffahrt die Meinung, daß sie keine Sicherheit gegen die Barbaresken genießt, weit mehr schadet, als einzelne wirkliche Prisen zu tun imstande wären. Da der preußische Schiffer nicht zu allen Fahrten gebraucht werden kann, so können ihm in fremden Häfen leicht andre vorgezogen werden, wo keine Barbareskengefahr zu besorgen ist. Man gewöhnt sich weniger an ihn, da er nicht zu allem zu gebrauchen ist. Die Gelegenheiten, welche der Handel darbietet, lassen sich nicht voraussehen. Man muß zur Benutzung aller fähig und bereit sein. Wer steht uns auch dafür, daß nicht die Barbaresken einmal wieder ihre Streifzüge weiter ausdehnen, so wie es vor einigen Jahren der Fall war? Ohne Frieden mit ihnen kann ein preußisches Schiff absolut sicher nur in der Ost- und Nordsee fahren, das Atlantische Meer kann es schon nur entweder mit Umwegen oder mit einiger Ungewißheit betreten. Nichts aber fordert so notwendig Sicherheit vor feindlicher Störung als der Handel; so lange mit der preußischen Schiffahrt dieser Charakter der Unsicherheit (der unter allen europäischen nur ihm allein anklebt) verbunden ist, wird sie weniger gesucht sein, oft zurückgestoßen werden, und von Zeit

zu Zeit sich höheren Assekuranzprämien auch außer dem Mittelmeer unterwerfen müssen.
Bei einer solchen Beschränkung und Ungewißheit kann die preußische Reederei nicht den vollen Mut fassen, keinen rechten Aufschwung gewinnen, nicht veranlaßt werden, sich auf eine andre regelmäßige Schiffahrt als in der Ost- und Nordsee einzurichten und nicht aufhören, jede weitere bloß als Ausnahme zu betrachten. Wer bloß kaufmännische Rücksichten nimmt, und diese darf man doch nur voraussetzen, wird zu einer Expedition nach den Vereinigten Staaten sehr leicht ein dänisches oder schwedisches Schiff einem preußischen vorziehen, da er sich natürlich auch gegen den Schatten einer Gefahr sichern will.
Nicht also, um durch den Handel im Mittelmeer die Stockung zu heben, über die man jetzt klagt, nicht einmal, um im gegenwärtigen Augenblick durch jenen Handel dem Staat oder den Untertanen große Vorteile zuzuwenden: aber um die preußischen Schiffe erst nur auf den Punkt zu stellen, mit den Schiffen andrer Nationen konkurrieren zu können, um dem Handel nach allen Gegenden hin den Vorteil zuzuwenden, der immer für ihn daraus entsteht, sich nicht Fremden anvertrauen zu dürfen, und um den Grund zu einem soliden, auf die Dauer, nicht auf einzelne vorzüglich günstige Momente berechneten Gedeihen der preußischen Schiffahrt zu legen, würde ich Friedensschlüsse mit den Barbaresken (da es einmal für uns kein anderes Sicherungmittel gibt) zweckmäßig und gewissermaßen notwendig halten. Welches Geldopfer diese Vorteile wert sein möchten, scheint mir schwierig und fast unmöglich im voraus zu bestimmen. Es ist unbillig zu verlangen, daß die Auslage augenblicklich wieder in Einnahme erscheinen soll. Es ist hier nicht von einer Finanzspekulation, sondern von der Erweiterung eines wichtigen Nahrungs- und

Erwerbszweiges des Volks die Rede. Durch die Unsicherheit selbst eines Friedensschlusses müßte man sich nicht abschrecken lassen. Denn wenn einmal die Sache notwendig ist und es kein andres Mittel zur Erreichung derselben gibt, muß man sich schon die mit diesem verbundenen Unbequemlichkeiten gefallen lassen. Man gewinnt doch immer den hauptsächlichen Vorteil, in die Reihe der wahrhaft Seehandel treibenden Nationen zu treten und die Meinung zu vernichten, daß die preußische Handelsschiffahrt von gewissen Meeren gänzlich ausgeschlossen ist.

Man darf jedoch auf der andern Seite nicht vergessen, daß dem Bemühen, der preußischen Schiffahrt eine solche Ausdehnung zu geben, sehr die Unmöglichkeit, sie auf dem Meere zu schützen, entgegensteht, und daß es für eine allgemeine ausgedehnte Handelsschiffahrt ohne alle und jede Marine wenigstens noch kein Beispiel in der Geschichte gegeben hat.

Auf keinen Fall scheint man auch jetzt auf den Frieden mit den Barbaresken nur irgendeine bedeutende Summe verwenden zu können. Ich möchte daher nur raten, darum nicht über die ganze Sache abzuurteilen, sondern die Entscheidung darüber offen zu erhalten, allein vorläufig zu beschließen, wenigstens keine schickliche Gelegenheit zur Ausführung vorübergehen zu lassen.

Vielleicht könnte man indes versuchen, sich durch türkische Pässe sicherzustellen. Denn es scheint in der Tat noch nicht recht bis jetzt geprüft worden zu sein, wie wirksam dies Schutzmittel sein dürfte. Der Handelsstand würde sich schwerlich darauf verlassen. Man müßte daher damit ein Versprechen des Staats verbinden, den Schaden zu ersetzen, im Fall das Schiff dennoch genommen würde. Dies würde dem Staate vermutlich weniger kostbar sein als die beabsichtigte Friedensschließung.

Sollte aber auf diesem Wege der allgemeine Zweck der preußischen Schiffahrt, Vertrauen zu erwecken, erreicht werden, so müßte die Pforte diese Pässe nicht bestimmten Schiffen, sondern in Blanko und in nicht unbedeutender Menge geben, um, bei den Konsulaten verteilt, den preußischen Schiffen gelegentlich helfen zu können. Dies wird die Pforte schwerlich eingehen. Ein dauernder Zustand würde sich auch schon darum hierauf nicht gründen lassen, weil ein Staat nicht immerfort von dem andern Gefälligkeiten verlangen kann, zu welchen er ihn weder zu nötigen vermag noch ihn durch Gegengefälligkeiten zu veranlassen imstande ist. Endlich, wenn man auch für Schiff und Ladung Vergütigung leistete, dürfte man schwerlich die Verantwortlichkeit übernehmen, durch ein so leicht trügliches Mittel die Mannschaft dem Elend der Gefangenschaft auszusetzen. Man kann daher nicht raten, diesen Weg auch nur versuchsweise einzuschlagen.

Wenn sich mithin aus dem hier Gesagten ergibt, daß sich im gegenwärtigen Augenblick in dieser Angelegenheit gar nichts tun läßt, so folgt noch weit mehr daraus, daß die gesuchte Belebung des stockenden Handels nicht in der Eröffnung des Mittelmeeres für unsere Flagge zu suchen ist. Dagegen würde man eine solche und sehr bedeutende allerdings in der Anknüpfung von Handelsverhältnissen mit den südamerikanischen spanischen Kolonien, die sich vom Mutterlande zu trennen unternommen haben, antreffen. Hierüber kann kein Zweifel sein; es kommt nur darauf an, zu prüfen, inwiefern sich der Staat in Rücksicht auf seine eignen Grundsätze, auf Spanien und auf seine Bundesgenossen eine solche Verbindung mit abgefallenen Kolonien erlauben darf?

Man berührt hier die wichtigsten und zartesten Fragen des Staats- und Völkerrechts. Es ist indes sehr glücklich, daß, wenn

man nur (wie aber die Politik der letzten Jahre wenig getan hat) darauf Verzicht leistet, diese Fragen theoretisch und kasuistisch zu beantworten, man praktisch durch sie höchst selten in Verlegenheit gesetzt wird. So wird auch hier leicht jeder die beiden folgenden Sätze zugeben, die gleichsam die Extreme auf beiden Seiten bezeichnen, nämlich:

Der Staat, dessen Kolonien abgefallen sind, hat das Recht, es als eine Feindseligkeit anzusehen, wenn ein andrer diesen Abfall durch seine geflissentliche Mitwirkung unterstützt und befördert, wie es Frankreich mit den englischen Kolonien tat.

Er hat hingegen kein Recht, von einem andern Staat zu fordern, daß er sich lediglich nach ihm und seiner Genehmigung richten soll, um mit den abgefallenen Kolonien wie mit allen andern Teilen des Erdbodens in Verkehr zu treten.

Der Staat, welcher dies tut, verfolgt nur sein allgemeines Recht, sich in Streitigkeiten, an denen er nicht teilzunehmen gezwungen ist, nicht zu mischen; er beleidigt nicht das Mutterland der abgefallenen Kolonien, sondern verfolgt nur seine Freiheit. Hätte dies Mutterland das Recht, ihn daran zu hindern, so zwänge es ihn, seine Partei zu ergreifen, und alle ursprünglichen Rechte unter Staaten sind nur negative. Positive können nur aus einem Vertrag entstehen.

Indes entscheidet dies freilich nicht allein. Man braucht Spanien kein Recht des Widerspruchs einzuräumen; aber man kann sich innerlich verpflichtet halten, etwas, wenn es ursprünglich pflichtwidrig war, auch nicht einmal mittelbar und entfernt und selbst scheinbar sanktionieren zu wollen.

Diese Ansicht ist gewiß an sich richtig und edel. Aber es läßt sich doch mit Recht die Frage aufwerfen: Ob nun darum diese Ausschließung von allem Verkehr mit einer abgefallenen Kolonie

ewig dauern oder wenigstens so lange fortgesetzt werden soll, bis das Mutterland den Abfall selbst anerkannt hat?
Das erstere dürfte wohl niemand leicht behaupten. Nimmt man aber das letztere an, so macht man einen Staat von den Ansichten, den Fehlgriffen, den Irrtümern, ja dem Eigensinn eines andern abhängig und tut wirklich auf die politische Freiheit Verzicht.
Die Wahrheit ist wohl die, daß es allerdings einen Zeitpunkt gibt, wo jeder Staat sich den Verkehr mit einer abgefallenen Kolonie erlauben darf, und daß die Beurteilung, wann dieser Zeitpunkt eintritt, lediglich jedem selbst zustehen muß.
Für Preußen nun, in Absicht der amerikanischen Kolonien, ist dieser Zeitpunkt meines Erachtens jetzt vollkommen eingetreten. Denn möchte Preußen mit der Anknüpfung von Verhältnissen mit den spanischen Kolonien noch so lange Abstand nehmen, so wird daraus Spanien nicht der mindeste Nutzen erwachsen. Dagegen schadet Preußen sich und seinem Handel ganz unfehlbar, wenn es auch nur noch wenige Jahre damit zögert. Denn nicht bloß, daß es sich alsdann gewiß keiner Begünstigung zu erfreuen haben wird, so läuft es auch Gefahr, von diesem Handel ganz und gar ausgeschlossen zu werden.
Wenn ein solcher Schritt die Grundsätze verletzte, welche jeder Staat, um sein Dasein und seine moralische Achtung zu sichern, aufrecht erhalten muß, so würde ich fast behaupten, daß man auch die größesten Vorteile den Grundsätzen aufzuopfern verbunden sei. Es ist aber hier durchaus keine Verletzung zu besorgen.
Denn der Staat, welcher mit einer sich losreißenden Kolonie Verhältnisse anknüpft, billigt darum nicht diese Losreißung, sanktioniert nicht das Geschehene, nimmt nicht Partei zwischen den streitenden Teilen, sondern erklärt bloß faktisch, daß er nicht

darauf Verzicht leisten kann, den vorgezeichneten Weg des allgemeinen Verkehrs der Staaten und Nationen untereinander zu verfolgen, und daß er sich nicht berufen fühlt, sich zum Richter aller Streitigkeiten und zum Rächer alles geschehenen Unrechts aufzuwerfen. Er schlägt hierbei sogar eine von der Gerechtigkeit selbst vorgezeichnete Bahn ein. Denn wollte er nicht sich bloß von einer ihm fremden Streitigkeit zurückziehen, sondern Billigung und Mißbilligung durch sein Betragen beweisen und urteilen, so müßte er sich über beide Parteien stellen und sich auch dem entgegensetzen, wenn die eine ihr Recht zu streng und unbillig verfolgte.

Könnten und wollten die europäischen Mächte Spanien seine Besitzungen wieder erobern (und daß sie es könnten, dürfte wohl nicht ganz abzuleugnen sein), so wäre es eine politische Maßregel wie jede andre, die doch zu irgendeinem entscheidenden Erfolge führen müßte. Aber daß die europäischen Staaten sich untätig und bloß mißbilligend zurückziehen und dadurch für wichtige Interessen des Handels, der Schiffahrt und des allgemeinen Verkehrs einen Zustand der Lähmung und Stockung hervorbringen und unterhalten, ist ein System, aus welchem kein Nutzen für das Mutterland hervorgeht, da, wenn auch kein einziges europäisches Schiff die abgefallenen Kolonien besucht, diese dadurch nie zur Rückkehr zu Spanien genötigt oder veranlaßt werden würden, und das dem Rechtsgrundsatz nicht genügt. Denn fühlte sich eine Macht wirklich berufen, diesen auf diesen Fall von ihrem Standpunkte anzuwenden, so wäre sie innerlich verbunden, auch mehr, auch etwas wirklich zum Ziel führendes, und soviel sie ohne höheren Pflichten entgegenzutreten könnte zu tun.

Nach allgemeinen Grundsätzen zu urteilen, ist es daher für mich keinem Zweifel unterworfen, daß der preußische Staat Herr

und Meister ist, Verhältnisse mit den spanischen amerikanischen Kolonien sobald anzuknüpfen, als er es für notwendig in Absicht seiner Verpflichtung der Sorgfalt für den Wohlstand seiner Untertanen hält, und ebenso jene Staaten als diejenigen, zu denen sie sich konstituiert haben, anzuerkennen. Er würde dabei indes immer zugleich so schonend als möglich nicht gegen die Rechte Spaniens, da diese gegen fremde Staaten in dieser Angelegenheit nicht zugestanden werden können, aber gegen seine eignen freundschaftlichen Verhältnisse mit Spanien zu Werke gehen und sich daher mit jenen Staaten zunächst nicht tiefer einlassen müssen, als es jene Zwecke erforderten.

Welche Schranken aber Preußen sich in dieser Freiheit schon, sei es gegen Spanien oder gegen die andern großen Mächte selbst gesetzt haben mag, kenne ich zu wenig, um mir irgend ein Urteil darüber erlauben zu dürfen.

Ich halte es nur für notwendig, die Verhältnisse zu diesen neuen Staaten in ernsthafte und gründliche Betrachtung zu nehmen, und da ihm Wichtigkeit für unsern Handel nicht abgeleugnet werden kann; da nicht verkannt werden kann, daß man durch unstatthaftes Säumen höchstwahrscheinlich einen nie zurückkehrenden Moment fahren läßt und das wichtigste Mittel, dem stockenden Verkehr zu Hilfe zu kommen, aufgibt:

1. diesen Staaten wirklich insoweit näherzutreten, als es die oben erwähnten bindenden Verpflichtungen erlauben; und

2. auf die unter den Staaten, welche hierüber gemeinschaftliche Verbindungen eingegangen sind, ferner zu nehmenden Beschlüsse so einzuwirken, daß Preußen imstande ist, in dieser Sache ein ihrer und seiner Lage gemäßes System zu befolgen und sich nicht durch ein ihm fremdes die Hände binden zu lassen.

Denn es ist offenbar, daß unter Rußland, Österreich und Preußen

nur das letztere wirkliche Opfer bringt, wenn es sich des Verkehrs mit den amerikanischen Staaten enthält, und daß, wenn Frankreich darin mit Preußen in gleicher Lage ist, es nicht allein des ihm entgehenden Vorteils eher entbehren kann, sondern auch durch seine besonderen Verhältnisse mit Spanien ganz und gar aus der Linie heraustritt, wo Preußen mit ihm gleichen Schritt halten könnte.

Wenn also bei strenger Befolgung eines gemeinschaftlichen Systems dieser vier Mächte nicht auf Preußens von der der übrigen sehr abweichende Lage vorzugsweise Rücksicht genommen wird, so muß das preußische Interesse unfehlbar ein Opfer davon werden.

Der Nutzen einer Anknüpfung von Handelsverhältnissen mit Mexiko und Südamerika würde natürlich zunächst und hauptsächlich nur den Handel treffen. Er würde sich indes allmählich auch über die Schiffahrt verbreiten.

Über Preßfreiheit.

An den Staats-Kanzler.

Frankfurt a. M., den 9. Januar 1816.

Ew. p. haben die Güte gehabt, mich schon vor längerer Zeit aufzufordern, Ihnen meine Gedanken über die Gründung einer nicht bloß, wie jetzt, auf der Billigung der Regierung und ihrer Behörden, sondern auf festen und bleibenden Einrichtungen beruhenden Preßfreiheit mitzuteilen, und ich folge um so lieber dieser Aufforderung, als mir schon zu der Zeit, als ich bei dem Ministerio des Innern, zu welchem der wichtigste Teil der Zensur gehörte, angestellt war, eine Umänderung der bei uns hierin bestehenden Einrichtungen notwendig schien. Sie wird es aber gegenwärtig noch mehr, da weder eine Verfassung, wie dieselbe in dem neulich hierüber erschienenen Gesetze angekündigt ist, ohne Preßfreiheit, noch die von einer Zensur kaum zu trennende Willkür mit einer solchen Verfassung bestehen kann. So ungleichartige Dinge bringen notwendig höchst schädliche Reibungen hervor, dahingegen der sich durch eine feste und gerechte Verfassung allmählich bildende öffentliche Geist den Mißbrauch der Preßfreiheit zugleich seltner und minder nachteilig macht.

Ew. p. sehen, daß ich gänzlich von der Idee ausgehe, welche Sie selbst mir geäußert haben, Verantwortlichkeit vor Gericht an Stelle der Zensur zu setzen. Sie ist die einzige haltbare und trägt außerdem eine den Mißbrauch der Preßfreiheit durch sich selbst verhindernde moralische Kraft in sich. Die Zensur reizt gewissermaßen schon durch ihr Dasein zum Mißtrauen und zum Widerspruch; ihre Ansprüche werden, wo die Anwendung der allgemeinen Grundsätze nur irgend zweifelhaft ist, der Willkür des Individuums

oder der Eigenmacht der Regierung zugeschrieben; mit ihr in Streit zu sein, selbst ihre Ahndung zu erfahren, wird nicht für sehr kränkend, ja sogar unter gewissen Umständen vielleicht für ehrenvoll gehalten. Die Neigung, alle Maßregeln der Regierung der Prüfung zu unterwerfen, die, wenn sie auch zu einer gefährlichen Krankheit ausarten kann, doch, so lange sie in den gehörigen Schranken bleibt, als das erste Zeichen des erwachenden öffentlichen Geistes — also des einzigen Elements, in dem sich eine Regierung mit freudiger Wirksamkeit bewegen kann — von jeder weisen sorgfältig geschützt werden muß, ist bereits sehr stark und rege. Die Regierung kann daher für sich selbst nichts Besseres tun, als sich von allen Seiten mit Grundsätzen, systematischer Ordnung, festen Einrichtungen umgeben; das Gebiet, von dem sie die Willkür verbannt, ist erst der Boden, auf dem sie sicher auftreten kann. Von der Zensur aber ist gerade in einem der allerwichtigsten, die Gemüter der Nation gerade da, wo ihre Reizbarkeit nicht leicht zu hoch steigen kann, am meisten reizenden Punkte die Willkür fast nicht zu trennen. Dagegen verschwindet sogar der Verdacht derselben bei Aussprüchen der Gerichte, die aus mehreren und an strenge Absonderung einfacher Anwendung der Gesetze von erweiternder Auslegung derselben gewöhnten Männern bestehen. Ein Urteil dieser hat daher allgemein größeres Gewicht und eine von ihnen verhängte Strafe gilt ohne Widerspruch für eine verdiente Demütigung. Dadurch und durch ihren Begriff selbst macht die Verantwortlichkeit die Schriftsteller behutsamer und ernsthafter und schneidet auf einmal die höchst nachteilige Neckerei ab, mit der nur zu oft eine gewisse Klasse derselben — bemüht, den Zensor in Widersprüche zwischen seiner Amtspflicht und seiner Neigung, die Freiheit zu begünstigen, zu verwickeln — gleichsam der Versuch treibt, wie weit sich ohne eigne

Gefahr die Grenze der erlaubten Freiheit überschreiten läßt. Die Regierung entgeht endlich bei diesem System dem Anschein, alles zu billigen, was ihre Zensoren nicht zu drucken verbieten, und befreit sich dadurch auch gegen auswärtige Höfe einer ungemein lästigen Verantwortung.

Man hat zwar bisher sowohl bei uns als in andern Staaten auf eine gänzliche Aufhebung der Zensur einzugehen angestanden und einen Mittelweg einschlagen wollen, indem man gewisse Schriften, bei welchen der Mißbrauch vorzüglich gefährlich werden kann, der Zensur unterwarf, die übrigen aber frei ließ. Der Zwang ist alsdann entweder auf alle politischen Schriften oder wenigstens auf die Zeitungen und Flugschriften beschränkt worden. Allein die Erfahrung hat auch hinreichend bewiesen, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln umgangen werden können, und was das Wichtigste ist, so bleiben die soeben aufgezählten Nachteile wirklicher oder wenigstens leicht möglicher und daher immer gemutmaßter Willkür bestehen, so lange noch überhaupt Zwang vorhanden ist. Eine gerechte und gesetzmäßige Freiheit gern begünstigende Regierung wird ihn daher lieber ganz entfernen; in unserer Zeit haben zwar die Zeitungen und die ihnen ähnlichen Blätter den öffentlichen Geist oft irregeleitet, sind aber auch ein so wichtiges Mittel, ihn zu wecken und zu bilden geworden, daß man sehr unrecht tun würde, sie, wie bei jener Maßregel geschieht, mit einer gewissen Geringschätzung zu behandeln.

Auf der andern Seite aber ist es auch keineswegs möglich, die Zensur dergestalt aufzuheben, daß man den Staat und Privatleute, die sich über Mißbrauch der Preßfreiheit zu beschweren hätten, lediglich und ohne weitere Bestimmung an die Gerichte verweise. Es ist schlechterdings notwendig, vorher die Gesetzgebung und die Prozeßform zu diesem Zweck gehörig zu bestimmen.

Die Gesetze pflegen, wo nicht besondere Ausnahmen eintreten, auf Druckschriften nur insofern Rücksicht zu nehmen, als dieselben eine der verschiedenen Arten sind, auf welche die Rechte des Staats oder der Bürger verletzt werden können. Auf das besondere Verhältnis aber, in welches sich ein Schriftsteller zum Publikum stellt, nehmen sie um so weniger Rücksicht, als in den meisten Ländern Zensurbehörden vorhanden sind, so daß das Gesetz nur da einzugreifen braucht, wo diese übergangen sind. Außerdem konnte der Schriftsteller nur nach den über Privatbeleidigungen und über den Versuch, die öffentliche Sicherheit zu stören, geltenden Grundsätzen behandelt werden; nach den letzteren muß alles zusammenkommen, was ein wirkliches, beabsichtetes Verbrechen ausmacht, die ersteren setzen die Absicht zu beleidigen voraus.

Aber die Beziehungen, in welche sich der Herausgeber einer Schrift zum Staat und zu seinen Mitbürgern stellt, werden nicht durch diese einseitigen Gesichtspunkte erschöpft. Er teilt auf einem Wege sehr schneller und allgemeiner Beurteilung und auf eine Weise, von der man nicht behaupten kann, daß es gerade leicht möglich wäre, daß andre sich ihm mit gleichen Waffen entgegenstellen, Meinungen, Urteile und Tatsachen mit; er geht vielleicht noch weiter und fordert zu Äußerungen und Handlungen auf. Er unternimmt also eine öffentliche Handlung, von der er dem Staate Rechenschaft schuldig ist. Es ist nicht genug, welche Absicht er dabei hege; der Staat kann von ihm fordern, daß er dabei nach Grundsätzen, die seiner Menschen- und Bürgerpflicht gemäß sind und mit der Sorgfalt verfahre, zu der sich schon innerlich jeder selbst verpflichtet, der freiwillig unternimmt, woraus seinen Mitbürgern Vorteil oder Nachteil erwachsen kann.

Es ist daher unmöglich, daß die bisherige Gesetzgebung zu dem

neuen Zwecke hinreichend sei, sie muß vielmehr demselben erst angepaßt werden.
Diese Arbeit wird nun die Beschaffenheit des genau zu bestimmenden Vergehens, nämlich des Mißbrauchs der Preßfreiheit, die Prozeßform dabei und die Strafe betreffen müssen.
Die Festsetzung dessen, was gesetzlich als Mißbrauch der Preßfreiheit gelten soll, muß sehr einfach und ja nicht, weder in der Sache selbst noch in der Ausführlichkeit der Bestimmung, zu ängstlich gemacht werden. Es ist hier, wie überall sonst, unmöglich, die Richter in Maschinen zu verwandeln, und es wäre furchtbar, wenn man ungerechte Beschränkungen der Preßfreiheit, die bei Zensurbehörden wenigstens noch durch Persönlichkeit und Zufall gemildert werden, zu gesetzlichem Zwange machen und sich des ehrwürdigen Namens der Gesetze und Gerichte bedienen wollte, ihnen ein geheiligtes Ansehen zu geben. Hiervon muß selbst der leiseste Verdacht vermieden werden. So schwierig auch auf den ersten Anblick die Bestimmung des rechtmäßigen Gebrauchs der Preßfreiheit zu sein scheint, so wird man doch, wenn man auf der einen Seite sich Werke denkt, die irgendeine, auch das Staatswohl sehr nahe angehende Materie bloß theoretisch behandeln und mit denen die Zensur billigerweise gar nichts zu tun hat, und auf der andern Seite eine Flugschrift, die zu einer bestimmten und zwar unerlaubten Handlung auffordert, die mehr ein gedruckter Aufruf als ein Buch genannt zu werden verdient und mit der wieder die Preßfreiheit nichts zu schaffen hat, nicht so gar schwer die Mittellinie finden, jenseits welcher ein Herausgeber vor aller Verantwortlichkeit sicher ist und diesseits der er zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die Mitteilung wahrer Tatsachen, welcher Art sie auch sein möchten; die Erwähnung selbst von Gerüchten, wenn nur die Absicht klar ist, dadurch der

Wahrheit näherzukommen, ruhige, mit Gründen belegte, wenn übrigens auch ganz bestimmte Kritik von vollendeten Maßregeln der Regierung oder einzelner Staatsbeamten, Äußerung von Wünschen, Rat und Warnung bei noch nicht vollendeten würde der Staat immer Unrecht haben zu erschweren; über Fälle dieser Art dürfte daher der Schriftsteller nie verantwortlich gemacht werden. In diesen Dingen kann die Verantwortlichkeit erst angehen, wenn er gegen besseres Wissen die Tatsachen entstellt oder die Mittel, sich zu unterrichten, versäumt oder sich Tatsachen zu erzählen unterfängt, deren Erforschung ihm nicht möglich ist und deren Verbreitung, wenn sie unrichtig wäre, gefährlich sein würde; wenn er das Unerwiesene, ohne es als solches zu bezeichnen, hinstellt und sich bei erfolgender Widerlegung noch rühmt, zur Ausmittelung der Wahrheit beigetragen zu haben; wenn er die Maske des Gerüchts nur gebraucht, um etwas Verunglimpfendes sagen zu dürfen; wenn Urteil, Rat und Warnung dem Ton und Vortrag nach die Absicht verraten, auch durch etwas andres als ihren inneren Gehalt wirken zu sollen, und sich daher als eine Art unrechtmäßiger Macht herandrängen. Gestattung großer Freiheit, aber unverbrüchliche Wachsamkeit über diejenige Grenze, welche zum Wohl aller und nicht am wenigstens zur Erhaltung der Würde des Schriftstelleramts selbst gezogen werden muß, sind gewiß das zuverlässigste Mittel, die Rechte des Staats und der Bürger von dieser Seite sicherzustellen.

Der Prozeß in diesen Angelegenheiten müßte summarisch sein und in einer Instanz entschieden werden. Dagegen könnten Klagen dieser Art natürlich bei den Obergerichten der Provinzen angebracht werden. In diesen müßte aber das ganze Gericht sie entscheiden und nicht etwa eine fortdauernde, nur aus einigen Mitgliedern bestehende Kommission.

Kläger wären natürlich diejenigen, welche über eine Schrift oder eine Stelle derselben Beschwerde führen zu müssen glaubten. Auswärtige Höfe würden hierin als Privatleute behandelt und auf die Freiheit zu klagen hingewiesen. Im Namen der Regierung klagten die Fiskale.

Allein hier müßte eine gewisse Behutsamkeit angewendet werden. Die Regierung wird immer gut tun, diese Fälle, vorzüglich da, wo ihre eignen Rechte oder Maßregeln oder die ihrer Beamten in Frage kommen, so selten als möglich eintreten zu lassen. Sie hat meistenteils bessere Mittel, den nachteiligen Eindruck, welchen Druckschriften machen können, zu verhindern. Sie könnte selbst, und dies würde wohl auf jeden Fall auch in andrer Rücksicht gut sein, ein öffentliches Blatt zum offiziellen erklären. Alsdann aber müßte das Blatt von Raisonnements, Widerlegungen andrer usf. ganz frei bleiben. Dagegen könnte es wichtige, in andern Blättern entstellte Tatsachen einfach nach ihrem wahren Hergang erzählen und würde dadurch am besten gegen solche Blätter, die sich oft Entstellungen erlaubten, beim Publikum Mißtrauen erregen.

Es ist nicht zu leugnen, daß, welche Mittel man auch wählen mag, man nie gänzlich verhindern kann, daß nicht irgendein Schriftsteller es sich zum Geschäft mache, die Maßregeln einer Regierung in ein falsches Licht zu stellen, ohne daß man ihn deshalb geradezu belangen kann. Auch die strengste Zensur ist darin unwirksam. Denn im schlimmsten Falle geht der Übelgesinnte in ein benachbartes Land und benimmt der Regierung sogar noch die Genugtuung, wenigstens ihre Duldsamkeit an ihm beweisen zu können. Nimmt man also einmal an, daß es, was doch gewiß selten ist, solche Tendenzen bei Schriftstellern gibt, so muß eine Regierung nur da eingreifen, wo es zu weit geht und wo, was sie in keinem

Fall dulden darf, der öffentliche Anstand verletzt wird, übrigens aber sich darüber hinwegsetzen. Sie kann dies auch sehr leicht. Bei einem gerechten und konsequenten Benehmen, bei einer sichtbaren Aufmerksamkeit auf die öffentliche Meinung, einer aufrichtigen Bereitwilligkeit, auch leise Äußerungen derselben da, wo sie Beifall verdienen, zu benutzen, aber der größesten Festigkeit, im entgegengesetzten Fall auch der lautesten nie nachzugeben, gewinnt sie unfehlbar den öffentlichen Beifall aller Vernünftigen und Gutgesinnten und sogar den heimlichen der Andern. Selbst wenn ein die Regierung oft und mit ungerechter Strenge beurteilendes Blatt sehr allgemein gelesen werden sollte, so ist das noch im geringsten kein bedenkliches Zeichen; der gesunde Verstand der Leser weiß sehr gut das augenblickliche Gefallen an einem einseitigen und schon darum oft Wahrheit enthaltenden Tadel von der wirklichen Mißbilligung der getadelten Maßregel und noch mehr von der Beschuldigung ihrer Urheber zu unterscheiden.

Die Fiskale müßten daher genau angewiesen werden, in welchen Fällen allein sie ohne Anfrage sollten verfahren können, und man müßte sie in den meisten an diese Anfrage binden. Auch einem einzelnen Ministerio für sich dürfte nicht gestattet werden, selbst nicht in den dasselbe ausschließend betreffenden Fällen, die Beschwerde zu erheben.

Daß bei dieser Einrichtung nichts gedruckt werden darf, ohne daß sich der Verfasser, Verleger oder Drucker dabei nenne; daß diejenigen, welche sich nennen oder sonst in einer der drei Eigenschaften mitwirkend bekannt sind, dem Gesetz als Herausgeber solidarisch verhaftet bleiben — der Fall ausgenommen, wo der Verfasser beweisen könnte, daß er die Schrift nicht für den Druck bestimmt hatte und es einen bloßen Mißbrauch der Preßfreiheit

betrifft — und noch abgerechnet, daß es billig sein dürfte, um den Buchhandel nicht zu erschweren, den Drucker von der Verantwortlichkeit zu befreien, wenn der Verleger sich nennt; daß endlich da, wo bloß Mißbrauch der Preßfreiheit ist, keine dieser drei Personen genötigt werden darf, die andre anzugeben, braucht hier nicht besonders ausgeführt zu werden.

Bei der Strafe ist es vor allen Dingen notwendig, die Privatgenugtuung und Ahndung eines etwa durch eine Schrift beabsichteten oder begangenen Verbrechens von der Strafe des bloßen Mißbrauchs der Preßfreiheit zu unterscheiden. Denn es ist schon oben bemerkt worden, daß dieser Begriff, sobald der freie Gebrauch ohne vorhergehende Prüfung dem Schriftsteller überlassen wird, genauer bestimmt werden muß als die Gesetzgebung bisher es zu tun veranlaßt war — da im strengen Verstande eigentlich keine Preßfreiheit vorhanden war —, ob man gleich den Zustand, in welchem die einzige Beschränkung eine gerechte und billige Zensur ist, nicht unrichtig gleichfalls mit diesem Namen benannt.

Die so bestimmten Strafen könnten nun keine andern sein als sogenannte konventionelle: Warnung vor dem Gericht, öffentlich bekannt gemachter Verweis, Geldbußen.

Diesen aber würde es sehr zweckmäßig sein, eine unmittelbar aus der Natur der Sache selbst entspringende hinzuzufügen, nämlich die Unterwerfung eines Schriftstellers, Verlegers oder Druckers (und diese letzteren natürlich für alle bei ihnen erscheinenden Schriften) unter wirkliche Zensur. Es kann nicht unbillig scheinen, die Schriften desjenigen, der die Freiheit, selbst zu beurteilen, was dem Gesetz angemessen ist, gemißbraucht hat, künftig der Beurteilung andrer zu übergeben. Allein dies müßte natürlich der äußerste Grad der Strafe sein und könnte immer nur auf eine Zeit geschehen, die bei Schriftstellern nicht über drei, bei Ver-

legern nicht über ein Jahr gehen dürfte. Die Zensur würde in diesen Fällen dem Gerichte selbst übertragen.
Das Verbot des Verkaufs und die Vernichtung eines Werks sowie die Unterdrückung eines Journals sind nicht sowohl Strafen als polizeiliche, aus dem richterlichen Spruch folgende Maßregeln. Sie könnten indes immer nur durch diesen verhängt werden. Es gibt aber gewiß Fälle, wo man vorziehen wird, den Herausgeber zu bestrafen, aber die Schrift bestehen zu lassen.
Dabei müßte die Regierung und ihre Behörden auch das Recht haben, den Verkauf einer Schrift oder die Fortsetzung eines Journals augenblicklich zu suspendieren, alsdann aber verbunden sein, unmittelbar auch die Klage zu erheben und, wenn der Herausgeber freigesprochen würde, aber doch das Gericht den Fall nicht zur Unterdrückung der Schrift geeignet fände, den verursachten Schaden ersetzen. Das Gericht muß natürlich auch gleich bei Anmeldung der Klage interimistisch auf die Sperrung erkennen können, muß aber dann verbunden sein, in einer durch die Gesetze zu bestimmenden möglichst kurzen Frist sein Endurteil abzugeben.
Dies wären ungefähr die Grundsätze, nach welchen meiner Meinung nach die neue Einrichtung getroffen werden müßte. Indem ich sie Ew. p. erleuchteten Prüfung unterwerfe, bemerke ich noch, daß, wenn die gänzliche Aufhebung der Zensur wirklich beschlossen werden sollte, es zweckmäßig sein dürfte, daß darüber zu gebende Gesetz durch eine aus wenigen, aber sachkundigen Männern bestehende Kommission abfassen zu lassen.

(gez.) Humboldt.

Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden.

Die gegenwärtige Lage der Juden unter uns, welche aufzuheben das große Problem jeder Gesetzgebung über diese Nation ist, gründet sich auf Ursachen und steht mit Umständen in Verbindung, auf welche wesentlich und radikal zu wirken außer der Macht jedes einzelnen Staats liegt. Drei Merkmale zeichnen, vorzüglich in ihrer Verbindung, die Juden von allen Völkern des Altertums aus:

ein ursprünglich nomadisches, aber auch nachher noch oft, bald aus Not, bald freiwillig herumwanderndes und nicht selten fremder Herrschaft unterworfenes Leben;

eine kirchlich politische Verfassung, in welcher die Religion [in ihrer reinen Beschaffenheit] fast ganz als Null aufging, und

ein System der durch ein äußeres, und zwar (wodurch sich die religiöse Verfassung als politisch charakterisiert) nur beim männlichen Geschlecht anzubringendes Zeichen beurkundeten Absonderung selbst von denjenigen, in deren Mitte sie lebten.

Diese drei Eigenschaften verschmolzen in den eigentlich alle Weltbegebenheiten leitenden und in sich nie ganz zu entziffernden Nationalcharakter, der bei den Juden vorzüglich in altväterlicher Beharrlichkeit an der Ursitte und merkwürdiger Kraft passiven Widerstandes besteht, und verbunden mit den christlichen Ideen, nach denen Judentum und Christentum von der einen Seite als zu einer Klasse gehörig, von der andern als in zwei entgegengesetzte gespalten angesehen werden und wodurch das damals schon sehr unbedeutende jüdische Volk eine unverhältnismäßige

17. Juli 1809.

Wichtigkeit erhielt, haben die Juden zu dem gemacht, was sie noch jetzt unter uns sind. Ihre Lage ist daher eine kirchlich welthistorische und so merkwürdige Erscheinung, daß bereits von gewiß nicht schlechten Köpfen gezweifelt worden ist, ob sie sich überhaupt auf bloß menschliche Weise erklären lasse.

Die Mittel zu der Umwandlung dieser Lage sind nun freilich, wie man leicht einsieht, in Beziehung auf jene drei Hauptursachen:
Verschmelzung,
Zertrümmerung ihrer kirchlichen Form und
Ansiedelung;
allein so lange diese Mittel nur in einem einzelnen Staate versucht werden, wirkt die Verschmelzung nie kräftig genug, und in den religiösen Ideen wird der Kontrast zwischen Christen und Juden notwendig fortdauern, bis man überall aufhört, sich das Christentum auf der untergeordneten Stufe des Gegensatzes zum Judentum zu denken.

Hier sind also Schwierigkeiten, die keine Gesetzgebung, am wenigsten eine einzelne, ganz zu beseitigen imstande ist.

Es bleibt jedoch immer klar und unleugbar, daß jede Gesetzgebung über die Juden in dem Grade besser ist als eine andre, in dem sie die Absonderung unmerkbarer und die Verschmelzung inniger macht.

Allein hier gehen wieder zwei Systeme auseinander: das eine, das die Absonderung auf einmal, das andre, das sie allmählich aufheben will.

Betrachtet man diese an sich, und ich möchte sagen rein logisch, so ist wohl nicht zu bestreiten, daß nur eine plötzliche Gleichstellung aller Rechte gerecht, politisch und konsequent ist.

Gerecht: denn es läßt sich kein möglicher Rechtsgrund denken, warum der Jude, der alle Pflichten des Christen erfüllen will,

nicht auch der Rechte teilhaftig sein soll; es müßte denn in einem Lande erweisbar sein, daß alle Juden darin nur gegen gewisse Konzessionen hereingekommen, nicht, wie sie schon darin waren, bloß mit solchen Konzessionen darin geduldet wären. Allein alsdann ist die politische Frage: Ob man so geringer Rechte genießende Fremde in einem Staate fortdauernd dulden soll, dagegen um so wichtiger.

Politisch: denn diejenigen, die nicht viritim und persönlich, sondern aus Vorurteil und weil sie, als zu einer Kaste gehörig, die Schuld ihrer Mitbrüder tragen müssen, verachtet werden, zu der selbst zur Moralität nötigen Achtung zu bringen, ist ein Sprung, eine plötzliche Erklärung nötig. Mag das Volk auch noch so viel gutgeartete Juden sehen, es wird nie leicht dadurch zu andern Meinungen über die Juden als solche selbst kommen, sondern die einzelnen immer nur als Ausnahmen betrachten. Auch soll der Staat nicht gerade die Juden zu achten lehren, aber *) die inhumane und vorurteilsvolle Denkungsart soll er aufheben, die einen Menschen nicht nach seinen eigentümlichen Eigenschaften, sondern nach seiner Abstammung und Religion beurteilt und ihn, gegen allen wahren Begriff von Menschenwürde, nicht wie ein Individuum, sondern wie zu einer Rasse gehörig und gewisse

*) Im Konzept steht noch: Das sollte er und nicht der Juden, sondern der Moralität der Christen wegen lehren, daß es nie erlaubt ist, von einem Menschen, dem Gott Vernunft und ein Herz und einen freien Willen gab, wie von einem mit Instinkt begabten Tiergeschlecht zu sprechen und zu sagen: die Juden haben diese und diese Charakterfehler, sind betrügerisch, niederträchtig usf. Dies aber tut er, wenn er öffentlich ausspricht.

Eigenschaften gleichsam notwendig mit ihr teilend ansieht. Dies aber kann der Staat nur, indem er laut und deutlich erklärt, daß er keinen Unterschied zwischen Juden und Christen mehr anerkennt.

Endlich konsequent: denn eine allmähliche Aufhebung bestätigt die Absonderung, die sie vernichten will, in allen nicht mit aufgehobenen Punkten, verdoppelt gerade durch die neue größere Freiheit die Aufmerksamkeit auf die doch noch bestehende Beschränkung und arbeitet dadurch sich selbst entgegen.

Allein der ganze Grund, auf welchem das System der allmählichen Aufhebung beruht, ist meines Erachtens aus einer zwar ehemals angenommenen, aber auch schon längst mit Recht verworfenen Theorie der Gesetzgebung geschöpft.

Es ist nämlich diese, welche die Gesetzgebung zu einer Art Erziehung des Staatsbürgers macht:

wo sie nur immer die Mittel in Händen hat, positiv wirken will und,

von einem bestimmten Begriff des Charakters und der Kultur der Nation ausgehend, imstande zu sein wähnt, den Fortschritt und sogar die Richtung zu einer andern Stufe leiten zu können:

da, wie es mir scheint,

der Staat nur durch Erteilung und Beschränkung der Freiheit und dadurch hervorgebrachtes Gleichgewicht der Rechte die Bürger instand setzen muß, sich selbst zu erziehen;

nur dahin zu streben hat, bloß negativ zu wirken und das positive Wirken der freien Tätigkeit der Nation zu überlassen, und

die Menschheit genug achten muß, um zu wissen, daß der moralische Standpunkt einer Nation sich nie genau berechnen, noch weniger aber die Entwicklung derselben sich mechanisch voraussehen läßt, indem sie vielmehr und ganz aus innerer Kraft, wie die ganze

Geschichte lehrt, oft plötzliche Impulse erhält, die, weit entfernt, sich durch die Gesetzgebung leiten zu lassen, diese ihnen zu folgen zwingen;
kurz, da der Staat kein Erziehungs-, sondern ein Rechtsinstitut ist.
Um auf die Juden zurückzukommen, so geht man von einem gewissen Begriff von ihrem Charakter, in dem nun aber, genau genommen und dem Grade nach (und auf Genauigkeit und Gradbestimmung kommt es doch hier an) fast kein Staatsmann mit dem andern übereinkommt, aus; diesen Charakter will man durch künstliche Mittel verändern und, sowie man ihn nach und nach verändert bemerkt, ihnen mehr von den Bürgerrechten einräumen, die sonst jeder, der sich im Staate niedergelassen hat, genießt.
Wer nun je mit Ernst über Nationalcharaktere nachgedacht hat, der wird wissen, wie wenig bei ihrer Beurteilung die Erfahrung leistet, auf die man sich gewöhnlich beruft, und welch eine seltene Vereinigung von echt philosophischem Sinn und schneller und feiner Beobachtungsgabe dazu gehört; wie aber, fast in gleichem Schritt mit der Größe dieser Fähigkeiten, die Sicherheit der Überzeugung abnimmt, und wie endlich die Resultate so werden, daß ein vorsichtiger Mann selten allein danach Handlungsweisen bestimmen, ein gewissenhafter aber nie Erteilung oder Verweigerung von Rechten daran knüpfen wird.
In die höchsten Schwierigkeiten verwickelt man sich nun aber gar, wenn man die Fortschritte der Nation zum Bessern beurteilen will. Woran soll z. B. erkannt werden, daß die Juden der öffentlichen Achtung würdiger sind? Etwa an gesammelten einzelnen Handlungen oder durch offizielle Rapporte von gewiß zu tausend Dingen, aber nur nicht zur Menschenbeobachtung tüchtigen Offizianten über einen Gegenstand, über den selbst das

einsame Gespräch sich schwer verständigt, oder gar durch Tabellen, wie viele Juden dieses oder jenes Handwerk erlernt haben, Ackerbauer oder Soldaten geworden sind? Wenn nach solchen Äußerlichkeiten die allgemeine Achtung einer ganzen, nur unglücklichen Nation abgewogen, nach ihnen bestimmt werden soll, ob der unbescholtenste Jude nun ein ebenso gültiger Zeuge sein kann als der erste beste Christ, so ist das, glaube ich, auch mit den schlichtesten Gefühlen von Menschenwürde unverträglich.

Wollte ein Staat in diesem Punkt konsequent sein, so müßte seine Gesetzgebung auch unter den Christen nach Maßgabe der Kultur die Bürgerrechte ungleich verteilen, was doch glücklicherweise noch niemand eingefallen ist.

Unstreitig würde man hierauf antworten, daß es nicht ein Unterschied in Kultur, nicht einmal in dem, was man Sitten nennt, sondern recht eigentlich in dem Punkte der Redlichkeit, dessen, was den Menschen zum Menschen macht, ist, was den Juden vom Christen auszeichnet. Allein reicht irgendeine Erfahrung hin, einer ganzen Nation ein solches Zeichen der Verwerfung aufzuheften; wäre nicht, wenn ein so widernatürlicher Zustand irgendwo existierte, das einzige Mittel, ihn zu heben, plötzliche Vertilgung dieser Meinung, da sonst der, was er auch tun möge, doch Verachtete notwendig auch verachtungswürdig bleibt; und muß nicht eine Regierung, die ein solches Anathem bei einer neuen Gesetzgebung ausspricht, notwendig selbst bewirken, daß die Bessern der Nation auswandern und nur der Abschaum zurückbleibt?

Der Punkt, wo die bei der Gesetzgebung gewiß äußerst notwendige Kenntnis der Nation eintritt, ist soviel ich einsehe nicht bei dem Endzweck des Staats selbst, der Bestimmung der Rechte der Bürger und der Grenzen seiner Wirksamkeit, sondern bei der Wahl der

Mittel zur Ausführung seiner nach allgemeinen Begriffen entworfenen Pläne. Dazu reicht auch eine unvollkommene Charakterkenntnis (und eine andere ist nie möglich) hin. Denn mit den Mitteln kann man ohne Nachteil wechseln und ihre Zweckmäßigkeit nach ihrem Erfolge prüfen.

Meiner Überzeugung nach wird daher keine Gesetzgebung über die Juden ihren Endzweck erreichen als nur diejenige, welche das Wort Jude in keiner andern Beziehung mehr auszusprechen nötigt als in der religiösen; ich würde daher allein dafür stimmen, Juden und Christen vollkommen gleichzustellen. Wollten die ersteren nicht zugleich die Pflichten, die alle Bürger tragen, übernehmen, so würde ich, wenn man alle Mittel, sie dazu zu bewegen, erschöpft hätte, sie lieber aus dem Lande verbannen. Denn Menschen im Staate zu dulden, die sich gefallen lassen, daß man ihnen wenig genug traut, um ihnen, auch bei höherer Kultur, die sonst gemeinsten Bürgerrechte zu versagen, ist für die Moralität der ganzen Nation im höchsten Grade bedenklich.

Was man einer völligen und plötzlichen Gleichstellung entgegensetzt, ist,

daß dies ein Sprung von einem Extrem in ein andres sein würde, und die Gefahr, die daraus für den Staat entstünde.

In dem ersteren liegt offenbar ein Mißverständnis. Wenn ein widernatürlicher Zustand in einen naturgemäßen übergeht, so ist kein Sprung, wenigstens gewiß kein bedenklicher vorhanden; diesen kann man nur da finden, wo ein widernatürlicher mit wirklicher Überspringung des natürlichen in einen widernatürlichen entgegengesetzter Art überginge. Wer vom Knecht zum Herrn wird, der macht einen Sprung; denn Herren und Knechte sind ungewöhnliche Erscheinungen. Aber wem man bloß die Hände

losbindet, die erst gefesselt waren, der kommt nur dahin, wo alle Menschen von selbst sind.

Die Gefahr scheint wohl nur darum so groß, weil man sich auf einmal alle Juden im wirklichen Besitze der Vorzüge denkt, welche sie freilich erwerben können, aber der Natur der Sache nach doch nur einzeln und nach und nach, wie die Christen, wirklich erwerben würden.

Ich gestehe gern, daß ich die große Gefahr nicht einsehe. Was sie wenigstens in den Augen aller vermindern muß, sind folgende Betrachtungen:

1. Der Staat übe eine genaue und strenge Polizeiaufsicht, und die nun gleichberechtigten Juden werden den Gesetzen, gerade wie die Christen, zu gehorsamen gezwungen sein; dann ist keine Gefahr von ihnen zu besorgen.

2. Der Staat bestimme, wo die Beschaffenheit der Sache es erlaubt und erfordert, genau, unter welchen Bedingungen und innerhalb welcher Grenzen jedes Gewerbe getrieben werden soll; der Jude wird wie der Christ gebunden sein und kein Gewerbe wird, was doch der einzige Zweck ist, leiden können.

3. Wo der Jude ein Gewerbe zweckwidrig treibt, wie z. B. wenn er aus Ackerwirtschaft Handelswirtschaft macht, wird ihn sein eigner Vorteil bald eines Bessern belehren; geschieht es nicht, so gehört das zu den einzelnen Fällen, die eine nicht furchtsame und kleinliche Gesetzgebung übersieht.

4. Zu Staatsämtern kann ja an sich nicht jeder Berechtigte gelangen, sondern es bedarf einer eignen Berufung des Staats. Hier hat derselbe also die Sache beständig in seiner Hand.

5. Die allgemeine Gefahr, daß die Juden die Christen verdrängen würden, ist an sich chimärisch; sie wird aber auch nur durch einen wahren Zirkel im Urteil zur Gefahr, indem man erst

gern den Unterschied zwischen Juden und Christen politisch aufheben möchte und dann wieder annimmt, daß es auch politisch dennoch nicht gleichgültig sei, ob ein Gewerbe auch gleichgut von einem Juden oder Christen getrieben werde?

Schiene indes auch so die Gefahr doch noch bedeutend, so muß man wohl bedenken:

daß dagegen die wirklich bedeutende Gefahr, die jetzt aus dem Druck und der dadurch bei mehreren Juden beförderten Immoralität entsteht, alsdann gänzlich wegfiele, und

daß die noch übrigbleibende mit jedem Tage geringer wird, da eine plötzliche Gleichstellung den Unterschied zwischen Juden und Christen sehr bald unmerklich machen würde; da hingegen bei einer allmählichen jene besorgte Gefahr nicht nur zum Teil auch vorhanden ist, sondern mit dem Unterschiede selbst, wenn nicht perpetuierlich, doch viel länger fortdauernd gemacht wird.

Wie man gegen die plötzliche Gleichstellung zu furchtsam ist, so scheint man mir bei der allmählichen, welche die doppelte Gefahr des alten und des neuen Zustandes zugleich bestehen läßt, indem man sie sich beide zu vermindern einbildet, in der Tat zu kühn.

Wendet man sich nach der Darstellung dieser allgemeinen, von dem Geiste des gegenwärtigen Edikts sehr abweichenden Ansicht zu der Beurteilung dieses letzteren innerhalb des Systems, auf das es sich gründet, so muß man gestehen, daß, einige sehr grelle und mit andern, gleichfalls in demselben enthaltenen Bestimmungen in direktem Widerspruch stehende Ausnahmen abgerechnet, die Juden dadurch einen hohen und in mancher Rücksicht befriedigenden Grad der Freiheit erhalten, und, wenn sie von der moralischen Nichtachtung abzusehen imstande sind, ihr physisches Wohlsein beträchtlich dadurch gewinnt.

Allein als allgemeine Mängel, glaube ich, kann man ihm mit Recht folgende vorwerfen:

1. bestätigt und vermehrt es durch die Anordnung, alle im Lande befindlichen Juden in Verzeichnisse und Tabellen zu bringen, und durch kleinliche Ängstlichkeit, daß sich ja kein fremder ansiedele, die Absonderung zwischen Juden und Christen, welche gerade aufgehoben werden soll. § 75 verlangt die Beibringung des Beschneidungsattestes, und § 98 werden (nicht bloß die Obrigkeiten, sondern) alle Gemeinden aufgefordert, auf die Niederlassung eines Juden unter ihnen ein wachsames Auge zu haben, da offenbar zur Erreichung des allgemeinen Zwecks es wünschenswert wäre, daß jeder, der nicht in religiöser Hinsicht danach zu fragen hat, ungewiß bleibe, ob jemand ein Jude sei oder nicht, wohin auch § 2 b *), so viel sich sonst dagegen einwenden läßt, mit Recht zielt.

2. spricht es die moralische Herabwürdigung auf eine beinahe empörende Weise aus. Denn indem es den Juden eine hohe Verstandeskultur wenigstens als vollkommen möglich zuschreibt, beraubt es sie alles Vertrauens auf Rechtschaffenheit, Treue und Wahrheitsliebe. Man vergleiche hierüber die §§ 9, 10 und 30 nebst den Erläuterungen **).

---

*) § 2 b verlangt, daß die Juden deutsche Kleidung tragen und sich den Bart scheren lassen.

**) § 9. Insbesondere können selbige (alle inländischen Juden) alle akademischen Lehr- und Schul-, auch Gemeindeämter verwalten, wie sie sich geschickt gemacht haben.

§ 10. Zur Verwaltung öffentlicher Staatsämter kann die jetzige Generation allgemein nicht zugelassen werden. Wir behalten

3. Gibt es durch ausdrückliche Bestellung eines Oberrabbiners der kirchlichen Verfassung der Juden, die bei weitem mehr politisch als religiös und, wie gleich anfangs bemerkt worden, eins der größesten Hindernisse der Verschmelzung ist, eine neue Stärke. Durch den Oberrabbiner, wie in den Erläuterungen gesagt ist, auf die allmähliche Modifizierung der Ritualgesetze wirken zu wollen, liegt wieder in dem System, daß der Staat überall positiv wirken soll. Man sorge, wie das Edikt sehr gut tut, für aufgeklärte und gelehrte Rabbiner, bestelle ja keinen Oberrabbiner, als insofern es die Juden von selbst tun, mache die Bande zwischen den einzelnen jüdischen Kirchen recht locker, führe nicht eine eigne Orthodoxie unter den Juden ein, sondern befördere durch natürliche und billige Toleranz vielmehr Schismen, und die jüdische Hierarchie wird von selbst zerfallen. Die Individuen werden gewahr werden, daß sie nur ein Zeremonialgesetz und eigentlich keine Religion hatten und werden, getrieben von dem angeborenen menschlichen Bedürfnis nach einem höheren Glauben, sich von selbst zu der christlichen Weise wenden. Ihr Übertritt, der jetzt, wo sie ihre unterdrückten Mitbrüder verlassen und die bis dahin mitgetragene Last auf sie abwerfen, um unter den vollberechtigten

---

Uns jedoch vor, bei vorzüglichen Fähigkeiten einzelner Subjekte Ausnahmen von dieser Regel zu gestatten.

§ 30. Auch bleiben die Vorschriften der Allg.Ger.Ord. T. 1 Tit. 10 § 230 Nr. 12 noch für die erste Generation bestehen.

Diese Stelle bestimmt, daß die Juden als Zeugen nicht die volle Glaubwürdigkeit der Christen haben. Die Beibehaltung dieser Vorschrift besonders für die erste Zeit ist wegen der besorglichen übeln Folgen bei der geringen Moralität, besonders der ärmeren Klassen der Juden, wünschenswert. (Aus den Erläuterungen.)

Christen mit dem Namen getaufter Juden belegt zu werden, nur unter besonderen Umständen zu entschuldigen ist, wird alsdann wünschenswert, erfreulich und wohltätig sein.
4. Ist die Fassung des Edikts darin nicht zweckmäßig, daß es eine so lange und zum Teil wirklich illusorische Aufzählung der neuen Rechte der Juden macht. Soll auch jetzt und im preußischen Staat noch der Zeitpunkt nicht gekommen sein, wo der Unterschied zwischen Juden und Christen aufhört, so ist es immer besser, zuerst kurz die Beschränkungen aufzuzählen und dann zu erklären, daß im Übrigen Rechte und Pflichten vollkommen gleich sind. Der Jude, der vernünftigerweise nichts als Gleichstellung der Rechte verlangen kann, erschrickt schon vor jedem langen Edikt, da das seiner Meinung nach wahre nur wenige Zeilen enthalten könnte . . . . .

Akademie und Universität

Antrittsrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Meine gegenwärtige Zurückkunft in mein Vaterland hätte auf keine schönere und schmeichelhaftere Weise für mich bezeichnet werden können als durch meine Aufnahme in Ihre Versammlung, meine Herren, in die mir heute durch Ihre Güte einzutreten vergönnt ist. Indem ich im Begriff bin, Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens meinen lebhaft empfundenen Dank auszudrücken, drängt sich mir zugleich das Gefühl auf, daß ich, ohne gerechte Ansprüche auf diese ehrenvolle Auszeichnung zu besitzen, dieselbe vorzüglich Ihrem Wohlwollen schuldig bin. Allein dieser Gedanke selbst erscheint mir um so erfreulicher und erhebender, als ich mehrere Männer in diesem Kreise erblicke, denen ein günstiges Schicksal mich früh nahe führte und die mich seit Jahren fortdauernd ihrer Teilnahme, ihrer Zuneigung, ihrer Freundschaft würdigten. Wenn ich daher jetzt mit ihnen und mit denjenigen in dieser Versammlung, von welchen mir die gleichen Gesinnungen erst jetzt zu erbitten und künftig zu verdienen zusteht, zu gemeinschaftlichen Arbeiten eingeladen werde, so vereinigt sich in dem Gefühle dieses Vorzugs alles, was Anhänglichkeit an seine Mitbürger, Erinnerung früherer Jugend und Genuß vertraulichen und freundschaftlichen Umgangs zugleich Rührendes und Erweckendes besitzen. Alles dies aber ergreift doppelt lebendig in der gegenwärtigen Zeit, in der sich jede zum Nutzen des Staats abzweckende Verbindung gleichsam von selbst fester und inniger aneinanderschließt.

In eben dieser Zeit gewinnen auch die höchsten wissenschaftlichen Bemühungen eine noch unmittelbar für das Leben bedeutendere Wichtigkeit. In einem Augenblick, wo nach langen

unglücklichen Stürmen die Ruhe und altgewohnte Ordnung zurückkehrt, wo vieles, das in seinem Laufe und seiner heilsamen Wirksamkeit gestört war, hergestellt, manches neugegründet werden muß, was kann da wohltätiger, was notwendiger sein, als unverbrüchlich fest an Wissenschaft und Kunst zu halten und das Heiligtum treu zu bewahren, aus dem auf alle, auch die entferntesten Glieder des Staats, Licht und Wärme ausströmt; welches die leitenden Ideen zu jeder, auch noch so sehr durch die Wirklichkeit bedingten Einrichtung enthält und auf dem größtenteils — ihr köstlichster Besitz! — die Ehre der Nation beruht, die Achtung, welcher die unsrige auch in dieser Rücksicht (man darf es mit Zuversicht als Deutscher und als Preuße sagen) seit langer Zeit bei dem gebildeten und unparteiischen Teile Europas zu genießen gewohnt ist? Vereine wie derjenige, welchem Ihre Güte mir heute mich beizuzählen erlaubt, sind freilich als solche bestimmt, vorzugsweise gerade die höchsten und abgezogensten Teile der Wissenschaft zu bearbeiten; es ist ihr schönes Vorrecht, die Wahrheit aus ihren reinsten Quellen zu schöpfen; sie bestehen teils aus Männern, die sich ausschließlich diesem Geschäfte widmen, und bieten anderenteils denen, welchen der mühevollere und einförmigere Beruf des Lebens einen großen Teil ihrer Kräfte und ihrer Zeit abfordert, einen Zufluchtsort dar, wo sie die einschränkenden Bedingungen der Gegenwart vergessen und sich ungestört allein dem Nachdenken und der Forschung hingeben können. Die Wissenschaft aber gießt oft dann ihren wohltätigsten Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint. Denn sie nährt und bildet den Geist, daß alles, was er erzeugt, ihr Gepräge an sich trägt; ja sie stimmt ihn dergestalt glücklich, harmonisch und wahrhaft göttlich, daß jeder Ton rein und voll aus ihm hervorklingt, daß sich alles, was er

behandelt, gleichsam ohne sein Zutun den höchsten Ideen anschmiegt und daß er den schwer zu entdeckenden Punkt nicht verfehlt, auf welchem Gedanke und Wirklichkeit sich begegnen und freiwillig ineinander übergehen. Denn es gibt in allen wichtigen Geschäften des Lebens einen solchen Punkt, den nur der mit der reinen Wissenschaft Vertraute erreichen und nur das wahrhaft praktische Talent nie überschreiten wird.

Allein es wäre unrecht, diese Betrachtungen weiter vor Ihnen zu verfolgen. Ich würde sie nicht einmal berührt haben, wenn sie sich nicht unmittelbar an die Empfindungen anschlössen, die meine Aufnahme in Ihrer Mitte in mir erweckt, und welche warm, lebendig und in ihrem ganzen Umfange auszudrücken wie meine Pflicht so allein meine Absicht war.

Zur Gründung der Universität Berlin.

a) Antrag auf Errichtung der Universität Berlin

Königsberg, den 12. Mai 1809.

Es wird befremdend erscheinen, daß ich im gegenwärtigen Augenblick einen Plan zur Sprache zu bringen wage, dessen Ausführung ruhigere und glücklichere Zeiten vorauszusetzen scheint. Allein Ew. Königl. Majestät haben auf eine so vielfache und einleuchtende Weise gezeigt, daß Sie, auch mitten im Drange beunruhigender Umstände, den wichtigen Punkt der Nationalerziehung und Bildung nicht aus den Augen verlieren, daß mir diese ebenso erhabene als seltene Gesinnung den Mut zu dem folgenden Antrag einflößt.

Ew. Königl. Majestät geruhten durch eine Allerhöchste Kabinettsorder vom 4. September 1807 die Einrichtung einer neuen Universität in Berlin zu genehmigen; seitdem ist bei verschiedenen Einrichtungen und Anstellungen darauf Rücksicht genommen worden; allein es wird zur wirklichen Ausführung noch immer ein zweiter entscheidender Schritt erfordert, und ich halte es aus einem doppelten Grunde für notwendig, diesen im gegenwärtigen Moment zu tun.

Weit entfernt, daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, daß in allen neueren Staatseinrichtungen Ew. Königl. Majestät der Sinn herrscht, welcher in jenen wichtigsten aller Vorzüge auch den höchsten Zweck jeder Staatsvereinigung erkennt; man hat die Bereitwilligkeit bewundert, mit welcher auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt

und selbst ansehnlich verbessert worden sind. Ew. Königl. Majestät Staaten können und werden daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und auf seine intellektuelle und moralische Richtung den entscheidensten Einfluß auszuüben.

Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Einrichtung einer Universität in Berlin beigetragen. Schulen und Gymnasien sind von dem wichtigsten Nutzen für das Land, in dem sie sich befinden. Allein nur Universitäten können demselben Einfluß auch über seine Grenzen hinaus zusichern und auf die Bildung der ganzen die gleiche Sprache redenden Nation einwirken. Wenn Ew. Königliche Majestät nunmehr diese Einrichtung förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würden Sie Sich aufs neue alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen und in einem Zeitpunkt, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein andrer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen.

Diese zusammentreffenden Umstände machen aber auch, und dies gibt einen zweiten wichtigen Grund ab, gerade jetzt mehr Männer von entschiedenem Talent als sonst geneigt, neue Verbindungen einzugehen.

* * *

Die schon bei Ew. Königlichen Majestät ersten Entschließung hinlänglich gegeneinander abgewogenen Vorteile und Nachteile bei Errichtung einer Universität in Berlin, glaube ich nicht aufs neue berühren zu müssen. Wie brauchbare Landesuniversitäten

Königsberg und Frankfurt teils schon jetzt sind, teils gewiß noch in der Folge werden sollen, so können sie doch nie, auch mit dem größesten Aufwande, einen bedeutenden Einfluß auf das Ausland gewinnen; die Wahl eines neuen Orts bietet noch mehr Schwierigkeiten dar, und es bleibt nur eins von beiden übrig: man muß eine Universität in Berlin errichten oder überhaupt auf eine glänzende, auch Ausländer anziehende Universität Verzicht tun.

Außerdem aber sprechen noch zwei besondere Umstände für Berlin. Es besitzt schon jetzt eine Menge großer Institute und brauchbarer Männer, und es ist bereits wirklich eine medizinische Universität. Jede Trennung von Fakultäten aber ist der nicht wissenschaftlichen Bildung, so wie man sie bisher wirklich nur in Deutschland recht kennt, verderblich.

Auch der Name: Universität wird, schmeichle ich mir, bei Ew. Königlichen Majestät keiner Entschuldigung bedürfen. Er soll nur anzeigen, daß keine Wissenschaft ausgeschlossen sein und daß die Lehranstalt auch akademische Würden erteilen wird. Alles sonst Veraltete und Nachteilige fällt natürlich hinweg. Aber eine Lehranstalt gründen, die höhere und doch nicht Universität sei, ist, wie anlockend auch den Gedanken die Neuheit und die gewissermaßen leichtere Ausführung macht, mißlich, da sich nicht einmal der Begriff eines solchen Instituts fest bestimmen läßt; eine bloß praktische Anstalt würde, weil Theorie und Praxis beim Unterricht nie so geschieden sein darf, noch gefährlicher sein. Wie man es überhaupt erwägen mag, so läßt sich zwischen die alten drei durch die Natur der Sache selbst bestimmten Gattungen wissenschaftlicher Institute und Schulen, Universitäten und Akademien nie anders als willkürlich eine neue einschieben.

Allein notwendig dürfte es sein, zugleich einen Blick auf die andern preußischen Universitäten zu werfen.
Königsberg bliebe, schon seiner entfernten Lage wegen, in seinen bisherigen Verhältnissen.
Frankfurt könnte ich Ew. Königlichen Majestät nicht raten gleich jetzt aufzuheben. Vielmehr dürfte es, jedoch nur durch Berufung neuer Lehrer, nicht durch Anlegung von Instituten, verbessert werden müssen. Das Alte zerstören, ehe das Neue die gehörige Haltbarkeit gewonnen hat, ist überaus mißlich. Dann gerieten auch bei einer Aufhebung Frankfurts die im Königreich Westfalen liegenden Güter dieser Universität in eine Gefahr, welche der gelindere Name der Verlegung schwerlich aufheben dürfte. Wäre aber Berlin emporgekommen und könnten vielleicht die westfälischen Güter vorteilhaft veräußert werden, so würde die Aufhebung alsdann zweckmäßig sein, da zwei Universitäten in den preußischen Staaten vollkommen allen Bedürfnissen Genüge leisten.
Daß in Breslau eine bloß katholische Universität und diese im Grunde eine bloße theologische Fakultät ist, hat so bedeutende Nachteile, daß dies am stärksten für die gleichfalls in Vorschlag gewesene Verlegung Frankfurts nach Breslau spricht. Allein pflichtmäßig muß ich auch diese widerraten. Jeder der drei Hauptteile der Monarchie hätte alsdann seine eigne Universität, die Einwohner eines jeden würden sich vorzugsweise zur ihrigen halten; was in Wissenschaft und Bildung das ganze Land vereinigen soll, trennte sich nach Provinzen, und es entstände eine gewiß nachteilige Einseitigkeit. Vielmehr würde es gut sein, wenn die andern Universitäten auch katholisch-theologische Lehrstühle hätten und die Katholiken sich nach und nach dergestalt auf protestantischen Universitäten zu studieren gewöhnten, daß die

jetzige breslauische Universität in ein bloßes Gymnasium verwandelt werden könnte.

Auf diese Weise würde es in der Folge von selbst dahin kommen, daß man nur zwei Universitäten, Berlin und Königsberg in Ew. Königlichen Majestät Staaten übrig zu lassen brauchte.

Die Kosten der Errichtung einer Universität sind in Berlin bei weitem minder bedeutend als an einem andern Orte. Allein man darf sie sich dennoch nicht zu gering denken. Unter 60 000 Taler sicherer jährlicher Einkünfte würde ich nichts Bedeutendes zu unternehmen wagen. Vielmehr wenn einige sonst unmittelbar durch die Königlichen Kassen unterhaltene Institute, wie die medizinischen Bildungsanstalten, die Tierarzneischule usf. ihre Einkünfte verlieren sollten, würde diese Summe keineswegs groß genannt werden können.

Ich bin weit entfernt, Ew. Königliche Majestät zu bitten, eine solche Summe auf die Königlichen Kassen anzuweisen. Es wird vielmehr immer für mich ein Hauptgrundsatz bei der Verwaltung des mir anvertrauten Amtes sein:

mich zu bemühen, es nach und nach (weil es auf einmal freilich unmöglich ist) dahin zu bringen, daß das gesamte Schul- und Erziehungswesen nicht mehr Ew. Königlichen Majestät Kassen zur Last fallen, sondern sich durch eignes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte.

Die Vorteile dabei sind mannigfaltig. Erziehung und Unterricht, die in stürmischen wie in ruhigen Zeiten gleich notwendig sind, werden unabhängig von dem Wechsel, den Zahlungen des Staats so leicht durch die politische Lage und zufällige Umstände erfahren. Auch ein unbilliger Feind schont leichter das Eigentum öffentlicher Anstalten. Die Nation endlich nimmt mehr Anteil an dem Schulwesen, wenn es auch in pekuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr

Eigentum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation tätig mitwirkt.

Es würde daher am zweckmäßigsten sein, wenn die neue Universität ihr jährliches Einkommen durch Verleihung von Domänengütern erhielte.

Die Nachteile, welche man bei der Dotation öffentlicher Anstalten gewöhnlich von schlechter Verwaltung und von der durch die Veränderung der Preise entstehenden Veränderung des Quanti selbst besorgt, sind zwar nicht abzuleugnen, lassen sich aber durch mehrere Mittel bedeutend vermindern.

Ich wage es daher, bei Ew. Königlichen Majestät ehrerbietigst darauf anzutragen:

1. Die Errichtung einer Universität in Berlin förmlich zu beschließen und der Sektion des öffentlichen Unterrichts aufzugeben, sogleich zu derselben zu schreiten;

2. der neuen Universität durch eine feierliche Urkunde allergnädigst so viele Domänengüter, als nötig sind, ein sicheres und reichliches Einkommen von jährlich 60 000 Taler zu bilden, dergestalt zu verleihen, daß die Revenüen vom Tage der Urkunde an zu laufen anfangen und zum Besten der Universität bis zu ihrer Verwendung aufgesammelt werden können, dabei aber festzusetzen, daß diese Güter auf ewige Zeiten hinaus Eigentum der Universität und, wenn sie einmal aufhöre, ein für die Unterhaltung und Verbesserung des Schulwesens bestimmtes Eigentum der Nation bleiben sollen;

3. der Sektion des öffentlichen Unterrichts zu erlauben, Ew. Königlichen Majestät einen Plan vorzulegen: die Akademien der Wissenschaften und Künste (die jedoch beide immer ihre Selbständigkeit behalten müssen) und die mit der letztern zu ver-

einigende Bauakademie, die sämtlichen medizinischen Anstalten, jedoch so, daß ihr hauptsächlicher Zweck nur dabei gewinnen könne, und die übrigen wissenschaftlichen oder technischen Institute und Sammlungen, als den Botanischen Garten, die Tierarzneischule, die Bibliothek, die Sternwarte usf., in angemessene Verbindung mit der Universität zu setzen, und diese Institute alsdann nach Maßgabe dieses Plans zu dieser Verbindung, die ihnen selbst nur vorteilhaft sein kann, anzuweisen;
4. dem Großkanzler und Finanzminister aufzugeben, mit dem Ministerium des Innern und der Sektion des öffentlichen Unterrichts in demselben die nötige Rücksprache zu nehmen, wie eine solche Domänenverleihung auf die sicherste, der Landesverfassung angemessenste und der Universität vorteilhafteste Weise eingeleitet werden könne;
5. endlich die 7000 Taler des ehemaligen schlesischen Jesuitenfonds, von denen 5000 Taler Halle gehörten, 2000 Taler aber neuerlich von Ew. Königlichen Majestät zur Verbesserung des Schulfonds bestimmt sind, von jetzt an zur Verbesserung der Universität Frankfurt zu bestimmen.
Wollten Ew. Königliche Majestät bei dieser Gelegenheit zugleich für die beiden Akademien der Wissenschaften und der Künste sorgen, deren Fortdauer sonst den Königlichen Kassen eine unaufhörlich wiederkehrende Last sein wird und deren gänzliche Aufhebung doch zu mannigfachen Schaden hervorbrächte, so wäre der angemessenste Weg dieser, jene Domänenverleihung noch auf 40 000 Taler mehr auszudehnen.
Wenn Ew. Königliche Majestät erwägen, daß beide Institute bisher über 20 000 Taler aus Königlichen Kassen erhielten, die jetzt hinwegfielen, so wäre diese Summe, als eine Verbesserung betrachtet, in der Tat nicht groß zu nennen.

Geruheten Ew. Königliche Majestät indes diesen Vorschlag zu genehmigen, so würde ich alleruntertänigst bitten, in den deshalb zu erlassenden Verfügungen nur allgemein zu erklären, daß diese Summe beiden Akademien bestimmt sein solle, übrigens aber Allerhöchstdieselben Sich vorbehielten, die Verteilung und Verwendung derselben zugleich mit einer vorzunehmenden Reorganisation beider Akademien vorher zu bestimmen. Denn eine solche Reorganisation dieser Institute ist schlechterdings notwendig, wenn dieselben der Wissenschaft und Kunst ernstlich und wahrhaft nützen sollen.

Königsberg, den 14. Mai 1809.

An
des Königs Majestät.

b) Zum Kabinettsvortrag

Ich halte es für notwendig, dem inliegenden Bericht noch folgendes zum Behuf des mündlichen Vortrags im Kabinett beizufügen.

Die politische Lage Europas im gegenwärtigen Augenblick erlaubt keinem Staate, sich der Fortdauer des Friedens versichert zu halten. Auch der unsrige kann auf die eine oder die andre Weise in den jetzigen Krieg verwickelt werden.

Diese Betrachtung macht, daß ich mit dem inliegenden Antrag noch einen andern, zwar nicht wichtigeren, aber dringenderen Zweck verbinde.

Die meisten Schul- und Lehranstalten haben während des letzten Krieges unglaublich gelitten, einige sind ihrer Auflösung nahegekommen. Ein neues Ereignis ähnlicher Art würden viele nicht überleben, und es würde in der wichtigsten Nationalangelegenheit eine verderbliche Stockung entstehen.

Diesem Übel könnte durch die jetzt geschehende Anweisung einer sicheren Revenüe von 100 000 Taler *) zum großen Teil abgeholfen werden.
Denn bis die Ungewißheit über Krieg und Frieden, die höchstens bis gegen Ende des Sommers fortdauern kann, sich entschieden hat, wird noch nicht über einen großen Teil jener Summe disponiert sein.
Komme es nun zum Kriege, so erklärten Se. Majestät der König, daß die Errichtung der Universität zu Berlin und die Verwendung des Überrests der Gelder für die Akademien bis zum Frieden suspendiert bleibe; daß aber die verliehenen Domänen mit ihrem gesamten Einkommen immer ausschließliches Eigentum der Nation seien, und autorisierte die Sektion des öffentlichen Unterrichts, von diesen Revenüen die hilfsbedürftigen Schulanstalten des ganzen Landes zu unterstützen.
Für das ganze Land sind allerdings 100 000 Taler nicht außerordentlich viel. Aber mit Sparsamkeit verteilt, könnten sie etwas Bedeutendes ausrichten.
Man müßte nämlich dann vorzugsweise den mittleren Schulen, nämlich den höheren Bürgerschulen und Gymnasien, da die Land- und bloßen Elementarschulen sich durch den Beitrag der Gemeinden erhalten können, zu Hilfe kommen, jedoch schlechterdings nur:
1. wo ihre eignen Hilfsquellen und die Provinzialfonds nicht zureichten;
2. nur durch Unterstützung derjenigen Personen, welche wirklich bei dem Unterricht und der Erziehung selbst tätig sind;

---

*) Im eigenhändigen Konzept heißt es: „die ich nur aus Schüchternheit nicht auf 120 000 Taler, da auch die Universität eigentlich 80 000 Taler fordert, angesetzt habe.“

3. auch diesen nur (da man im Fall des Kriegs auf allgemeinen Patriotismus rechnen müßte und mit Sicherheit rechnen könnte) die höchst nötigen Zuschüsse geben.

Was die höheren Institute betrifft, so müßte man sich bescheiden:

1. die wesentlich nützlichen, wie den Botanischen Garten, die medizinischen usf., da zu unterstützen, wo ihre gewöhnlichen Fonds nicht zureichten;

2. den Mitgliedern beider Akademien, insoweit ihre Fonds nicht dazu hinlänglich sind, ihr Gehalt nach Maßgabe des Bedürfnisses und der Beschaffenheit der Umstände ganz oder zum Teil zu sichern;

3. ebenso den Professoren beider Universitäten.

Bloß die Aufsicht führende Kollegien, namentlich alle Mitglieder der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts als solche, müßten von der Teilnahme an diesen Revenüen gänzlich ausgeschlossen sein.

Unmittelbar nach wiederhergestelltem Frieden würde die Universität gestiftet, und beide Akademien ständen neu organisiert wieder auf.

Verbindet man daher diesen Plan mit dem inliegenden Antrag, so erreichten Se. Majestät der König, wenn Sie den Antrag Allerhöchst genehmigten, aber auch unmittelbar vollzögen, einen dreifachen überaus wichtigen Zweck:

1. Gäben Sie einen öffentlichen Beweis, der gewiß überall den tiefsten Eindruck machen würde, Ihrer Liebe und Ihres Eifers für Wissenschaft und Kunst, und zeigten zugleich, welche Verwendung des Staatsvermögens und welche Gegenstände der Regierungssorgfalt, wenn nicht höhere Gründe etwas andres gebieten, Ihrem Herzen die teuersten sind.

2. Sicherten Sie die Existenz sämtlicher Schulanstalten des Landes in einer äußerst gefahrvollen Epoche.
3. Bereiteten Sie drei allgemein nützliche und selbst glänzende höhere wissenschaftliche Institute vor: Die Universität von Berlin und zwei neu organisierte Akademien für Wissenschaft und Kunst.

14. Mai 1809.

Humboldt.

Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin.

Der Begriff der höheren wissenschaftlichen Anstalten als des Gipfels, in dem alles, was unmittelbar für die moralische Kultur der Nation geschieht, zusammenkommt, beruht darauf, daß dieselben bestimmt sind, die Wissenschaft im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes zu bearbeiten und als einen nicht absichtlich, aber von selbst zweckmäßig vorbereiteten Stoff der geistigen und sittlichen Bildung zu seiner Benutzung hinzugeben.

Ihr Wesen besteht daher darin, innerlich die objektive Wissenschaft mit der subjektiven Bildung, äußerlich den vollendeten Schulunterricht mit dem beginnenden Studium unter eigner Leitung zu verknüpfen oder vielmehr den Übergang von dem einen zum andern zu bewirken. Allein der Hauptgesichtspunkt bleibt die Wissenschaft. Denn sowie diese rein dasteht, wird sie von selbst und im ganzen, wenn auch einzelne Abschweifungen vorkommen, richtig ergriffen.

Da diese Anstalten ihren Zweck indes nur erreichen können, wenn jede, soviel als immer möglich, der reinen Idee der Wissenschaft gegenübersteht, so sind Einsamkeit und Freiheit die in ihrem Kreise vorwaltenden Prinzipien. Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloß, damit einer ersetze, was dem andern mangelt, sondern damit die gelingende Tätigkeit des einen den andern begeistere und allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muß die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.

Es ist ferner eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu tun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein andres als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, beide sind für die Wissenschaft da; sein Geschäft hängt mit an ihrer Gegenwart und würde ohne sie nicht gleich glücklich vonstatten gehen; er würde, wenn sie sich nicht von selbst um ihn versammelten, sie aufsuchen, um seinem Ziele näherzukommen durch die Verbindung der geübten, aber eben darum auch leichter einseitigen und schon weniger lebhaften Kraft mit der schwächeren und noch parteiloser nach allen Richtungen mutig hinstrebenden.

Was man daher höhere wissenschaftliche Anstalten nennt, ist, von aller Form im Staate losgemacht, nichts anderes als das geistige Leben der Menschen, die äußere Muße oder inneres Streben zur Wissenschaft und Forschung hinführt. Auch so würde einer für sich grübeln und sammeln, ein andrer sich mit Männern gleichen Alters verbinden, ein Dritter einen Kreis von Jüngern um sich versammeln. Diesem Bilde muß auch der Staat treu bleiben, wenn er das in sich unbestimmte und gewissermaßen zufällige Wirken in eine festere Form zusammenfassen will. Er muß dahin sehen,

1. die Tätigkeit immer in der regsten und stärksten Lebendigkeit zu erhalten;

2. sie nicht herabsinken zu lassen, die Trennung der höheren Anstalt von der Schule (nicht bloß der allgemeinen theoretischen, sondern auch der mannigfaltigen praktischen besonders) rein und fest zu erhalten.

Er muß sich eben immer bewußt bleiben, daß er nicht eigentlich dies bewirkt noch bewirken kann, ja, daß er vielmehr immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischt; daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde und daß es sich eigentlich nur so damit verhält:

daß, da es nun einmal in der positiven Gesellschaft äußere Formen und Mittel für jedes irgend ausgebreitete Wirken geben muß, er die Pflicht hat, diese auch für die Bearbeitung der Wissenschaft herbeizuschaffen;

daß etwa nicht bloß die Art, wie er diese Formen und Mittel beschafft, dem Wesen der Sache schädlich werden kann, sondern der Umstand selbst, daß es überhaupt solche äußere Formen und Mittel für etwas ganz Fremdes gibt, immer notwendig nachteilig einwirkt und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabzieht;

und daß er daher nur darum vorzüglich wieder das innere Wesen vor Augen haben muß, um gut zu machen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, verdirbt oder gehindert hat.

Ist dies auch nichts als eine andre Ansicht desselben Verfahrens, so muß sich doch der Vorteil dann auch im Resultat ausweisen, da der Staat, wenn er die Sache von dieser Seite betrachtet, immer bescheidener eingreifen wird, und im praktischen Wirken im Staat auch überhaupt eine theoretisch unrichtige Ansicht, was man immer sagen möge, nie ungestraft bleibt, da kein Wirken im Staat bloß mechanisch ist.

Dies vorausgeschickt, sieht man leicht, daß bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten alles darauf beruht, das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten und unablässig sie als solche zu suchen.

Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereiht werden, so ist alles unwiederbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat. Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.

Um nun auf immer diesen Abweg zu verhüten, braucht man nur ein dreifaches Streben des Geistes rege und lebendig zu erhalten:

einmal alles aus einem ursprünglichen Prinzip abzuleiten (wodurch die Naturerklärungen z. B. von mechanischen zu dynamischen, organischen und endlich psychischen im weitesten Verstande gesteigert werden);

ferner alles einem Ideal zuzubilden;

endlich jenes Prinzip und dies Ideal in eine Idee zu verknüpfen.

Allerdings läßt sich das geradezu nicht befördern; es wird aber auch niemand einfallen, daß unter Deutschen dies erst befördert zu werden brauchte. Der intellektuelle Nationalcharakter der Deutschen hat von selbst diese Tendenz und man braucht nur zu verhüten, daß sie nicht, sei es mit Gewalt oder durch einen sich freilich auch findenden Widerstreit unterdrückt werde.

Da jede Einseitigkeit aus den höheren wissenschaftlichen Anstalten verbannt sein muß, so werden natürlich auch viele in denselben tätig sein können, denen dies Streben fremd, einige, denen

es zuwider ist; in voller und reiner Kraft kann es überhaupt nur in wenigen sein, und es braucht nur selten und nur hier und da wahrhaft hervorzutreten, um weit umher und lange nachher zu wirken; was aber schlechterdings immer herrschend sein muß, ist Achtung für dasselbe bei denen, die es ahnen, und Scheu bei denen, die es zerstören möchten.

Philosophie und Kunst sind es, in welchen sich ein solches Streben am meisten und abgesondertsten ausspricht. Allein nicht bloß daß sie selbst leicht entarten, so ist auch von ihnen nur wenig zu hoffen, wenn ihr Geist nicht gehörig oder nur auf logisch oder mathematisch formale Art in die andern Zweige der Erkenntnis und Gattungen der Forschung übergeht.

Wird aber endlich in höheren wissenschaftlichen Anstalten das Prinzip herrschend: Wissenschaft als solche zu suchen, so braucht nicht mehr für irgend etwas andres einzeln gesorgt zu werden. Es fehlt alsdann weder an Einheit noch Vollständigkeit; die eine sucht die andre von selbst und beide setzen sich von selbst, worin das Geheimnis jeder guten wissenschaftlichen Methode besteht, in die richtige Wechselwirkung.

Für das Innere ist alsdann jede Forderung befriedigt.

Was nun aber das Äußere des Verhältnisses zum Staat und seine Tätigkeit dabei betrifft, so hat er nur zu sorgen für Reichtum (Stärke und Mannigfaltigkeit) an geistiger Kraft durch die Wahl der zu versammelnden Männer und für Freiheit in ihrer Wirksamkeit. Der Freiheit droht aber nicht bloß Gefahr von ihm, sondern auch von den Anstalten selbst, die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines andern ersticken. Auch den hieraus möglicherweise entstammenden Nachteilen muß er vorbeugen.

Die Hauptsache beruht auf der Wahl der in Tätigkeit zu setzenden

Männer. Bei diesen wird sich ein Korrektiv, eine mangelhafte Tätigkeit zu verhüten, erst bei der Einteilung der Gesamtanstalt in ihre einzelnen Teile angeben lassen.
Nach ihr kommt es am meisten auf wenige und einfache, aber tiefer als gewöhnlich eingreifende Organisationsgesetze an.
Endlich müssen die Hilfsmittel in Betracht gezogen werden, wobei nur im allgemeinen zu bemerken ist, daß ja nicht die Anhäufung toter Sammlungen für die Hauptsache zu halten, vielmehr ja nicht zu vergessen ist, daß sie sogar leicht beitragen, den Geist abzustumpfen und herabzuziehen, weshalb auch ganz und gar nicht die reichsten Akademien und Universitäten immer diejenigen gewesen sind, wo die Wissenschaften sich der tiefsten und geistvollsten Behandlung erfreuten. Was aber in Absicht der Tätigkeit des Staats von den höheren wissenschaftlichen Anstalten auch in ihrer Gesamtheit gesagt werden kann, betrifft ihr Verhältnis als höhere Anstalten zur Schule und als wissenschaftliche zum praktischen Leben.
Der Staat muß seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Spezialschulen behandeln und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen. Er muß im ganzen von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, daß, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen läßt und ganz andre Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag.
Auf der andern Seite aber ist es hauptsächlich Pflicht des Staates, seine Schulen so anzuordnen, daß sie den höheren wissenschaftlichen Anstalten gehörig in die Hände arbeiten. Dies beruht

vorzüglich auf einer richtigen Einsicht ihres Verhältnisses zu denselben und der fruchtbar werdenden Überzeugung, daß nicht sie als Schulen berufen sind, schon den Unterricht der Universitäten zu antizipieren, noch die Universitäten ein bloßes übrigens gleichartiges Komplement zu ihnen, nur eine höhere Schulklasse sind, sondern daß der Übertritt von der Schule zur Universität ein Abschnitt im jugendlichen Leben ist, auf den die Schule im Falle des Gelingens den Zögling so rein hinstellt, daß er physisch, sittlich und intellektuell der Freiheit und Selbständigkeit überlassen werden kann und vom Zwang entbunden nicht zu Müßiggang oder zum praktischen Leben übergehen, sondern eine Sehnsucht in sich tragen wird, sich zur Wissenschaft zu erheben, die ihm bis dahin nur gleichsam von fern gezeigt war.

Ihr Weg, dahin zu gelangen, ist einfach und sicher. Sie muß nur auf harmonische Ausbildung a l l e r Fähigkeiten in ihren Zöglingen sinnen, nur seine Kraft in einer möglichst geringen Anzahl von Gegenständen an, so viel möglich, allen Seiten üben und alle Kenntnisse dem Gemüt nur so einpflanzen, daß das Verstehen, Wissen und geistige Schaffen nicht durch äußere Umstände, sondern durch seine innere Präzision, Harmonie und Schönheit Reiz gewinnt. Dazu und zur Vorübung des Kopfes zur reinen Wissenschaft muß vorzüglich die Mathematik und zwar von den ersten Übungen des Denkvermögens an gebraucht werden.

Ein so vorbereitetes Gemüt nun ergreift die Wissenschaft von selbst, da gleicher Fleiß und gleiches Talent bei andrer Vorbereitung sich entweder augenblicklich oder vor vollendeter Bildung in praktisches Treiben vergraben und sich dadurch auch für dieses unbrauchbar machen oder sich ohne das höhere wissenschaftliche Streben mit einzelnen Kenntnissen zerstreuen.

Von dem Einteilungsgrunde der höheren wissenschaftlichen Anstalten und den verschiedenen Arten derselben

Gewöhnlich versteht man unter höheren wissenschaftlichen Anstalten die Universitäten und Akademien der Wissenschaften und Künste. Es ist nicht schwer, diese zufällig entstandenen Institute wie aus der Idee entstanden abzuleiten; allein teils bleibt in solchen seit Kant sehr beliebten Ableitungen immer etwas Schiefes zurück, teils ist das Unternehmen selbst unnütz.

Sehr wichtig dagegen ist die Frage: Ob es wirklich noch der Mühe wert ist, neben einer Universität eine Akademie zu errichten oder zu erhalten und welchen Wirkungskreis man jeder abgesondert und beiden gemeinschaftlich anweisen muß, um jede auf eine nur ihr mögliche Art in Tätigkeit zu setzen.

Wenn man die Universität nur dem Unterricht und der Verbreitung der Wissenschaft, die Akademie aber ihrer Erweiterung bestimmt erklärt, so tut man der ersteren offenbar Unrecht. Die Wissenschaften sind gewiß ebensosehr und in Deutschland mehr durch die Universitätslehrer als durch die Akademiker erweitert worden, und diese Männer sind gerade durch ihr Lehramt zu diesen Fortschritten in ihren Fächern gekommen. Denn der freie mündliche Vortrag vor Zuhörern, unter denen doch immer eine bedeutende Zahl selbst mitdenkender Köpfe ist, feuert denjenigen, der einmal an diese Art des Studiums gewöhnt ist, sicherlich ebenso sehr an als die einsame Muße des Schriftstellerlebens oder die lose Verbindung einer akademischen Genossenschaft. Der Gang der Wissenschaft ist offenbar auf einer Universität, wo sie immerfort in einer großen Menge und zwar kräftiger, rüstiger und jugendlicher Köpfe herumgewälzt wird, rascher und lebendiger. Überhaupt läßt sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahr-

haft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbsttätig aufzufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier sogar oft auf Entdeckungen stoßen sollte. Das Universitätslehren ist ferner kein so mühevolles Geschäft, daß es als eine Unterbrechung der Muße zum Studium und nicht vielmehr als ein Hilfsmittel zu demselben gelten müßte. Auch gibt es auf jeder großen Universität immer Männer, die, indem sie wenig oder gar nicht lesen, nur einsam für sich studieren und forschen. Sicherlich könnte man daher die Erweiterung der Wissenschaften den bloßen Universitäten, wenn diese nur gehörig angeordnet wären, anvertrauen, und zu diesem Endzweck der Akademien entraten.

Der gesellschaftliche Verein, der allerdings unter Universitätslehrern als solchen nicht notwendig gleich regelmäßig vorhanden ist, dürfte auch schwerlich ein hinreichender Grund sein, so kostbare Institute zu gründen. Denn einesteils ist dieser Verein auch auf den Akademien selbst locker genug, anderenteils dient er nur vorzüglich in denjenigen Beobachtungs- und Experimentalwissenschaften, wo schnelle Mitteilung einzelner Tatsachen nützlich ist. Endlich entstehen in diesen Fächern ohne Schwierigkeit, immer auch ohne Zutun des Staats, Privatgesellschaften.

Geht man der Sache genauer nach, so haben Akademien vorzüglich im Auslande geblüht, wo man die Wohltat deutscher Universitäten noch jetzt entbehrt und kaum nur anerkennt, in Deutschland aber vorzugsweise an Orten, denen Universitäten mangelten und in Zeiten, wo es diesen noch an einem liberaleren und vielseitigeren Geiste fehlte. In neueren Zeiten hat sich keine sonderlich ausgezeichnet, und an dem eigentlichen Emporkommen deutscher Wissenschaft und Kunst haben die Akademien wenig oder gar keinen Anteil gehabt.

Um daher beide Institute in lebendiger Tätigkeit zu erhalten,

ist es notwendig, sie dergestalt miteinander zu verbinden, daß, obgleich ihre Tätigkeit abgesondert bleibt, doch die einzelnen Mitglieder nicht immer bloß ausschließend der einen oder andern gehören. In dieser Verbindung läßt sich nun das abgesonderte Bestehen beider auf eine neue und treffliche Art benutzen.

Dieser Nutzen beruht aber alsdann viel weniger auf der Eigentümlichkeit der Tätigkeit beider Institute (denn in der Tat kann durch Universitätslehrer, ohne Einrichtung einer eignen Akademie, vollkommen erreicht werden, was man durch diese bezweckt, vorzüglich da, was noch immer sehr verschieden von einer eigentlichen Akademie ist, diese letzteren wieder, wie in Göttingen, eine eigne gelehrte Gesellschaft bilden können), sondern auf der Eigentümlichkeit ihrer Form und ihrem Verhältnis zum Staate.

Die Universität nämlich steht immer in engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staats, da sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend, unterzieht; die Akademie aber hat es rein nur mit der Wissenschaft an sich zu tun. Die Lehrer der Universität stehen untereinander in bloß allgemeiner Verbindung über Punkte der äußeren und inneren Ordnung der Disziplin; allein über ihr eigentliches Geschäft teilen sie sich gegenseitig nur, insofern sie eigne Neigung dazu führet, mit, indem sonst jeder seinen eignen Weg geht. Die Akademie dagegen ist eine Gesellschaft, wahrhaft dazu bestimmt, die Arbeit eines jeden der Beurteilung aller zu unterwerfen.

Auf diese Weise muß die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Korporation festgehalten werden, und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Korporation durch zu geringe oder einseitige Tätigkeit beweisen

wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zustande kommt oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohltätig ist und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird.

Dabei entsteht nunmehr zwischen der Universität und Akademie ein Wetteifer und Antagonismus und eine solche Wechselwirkung, daß, wenn man in ihnen einen Exzeß und einen Mangel an Tätigkeit besorgen muß, sie sich gegenseitig von selbst ins Gleichgewicht bringen werden.

Zuerst bezieht sich dieser Antagonismus auf die Wahl der Mitglieder beider Korporationen. Jeder Akademiker muß nämlich das Recht haben, auch ohne weitere Habilitation Vorlesungen zu halten, ohne jedoch dadurch Mitglied der Universität zu werden. Mehrere Gelehrte müssen füglich Universitätslehrer und Akademiker sein; aber beide Institute müssen auch andre besitzen, die nur jedem allein gehören.

Die Ernennung der Universitätslehrer muß dem Staat ausschließlich vorbehalten bleiben, und es ist gewiß keine gute Einrichtung, den Fakultäten darauf mehr Einfluß zu verstatten, als ein verständiges und billiges Kuratorium von selbst tun wird. Denn auf der Universität ist Antagonismus und Reibung heilsam und notwendig, und die Kollision, die zwischen den Lehrern durch ihr Geschäft selbst entsteht, kann auch unwillkürlich ihren Gesichtspunkt verrücken. Auch ist die Beschaffenheit der Universitäten zu eng mit dem unmittelbaren Interesse des Staats verbunden.

Die Wahl der Mitglieder der Akademie aber muß ihr selbst überlassen und nur an die Bestätigung des Königs gebunden sein, die nicht leicht entsteht (ausbleibt). Denn die Akademie ist eine

Gesellschaft, in der das Prinzip der Einheit bei weitem wichtiger ist, und ihr rein wissenschaftlicher Zweck liegt dem Staat als Staat weniger nahe.

Hieraus entsteht nun aber das erwähnte Korrektiv bei den Wahlen zu den höheren wissenschaftlichen Anstalten. Denn da der Staat und die Akademie ungefähr gleichen Anteil daran nehmen, so wird sich bald der Geist zeigen, in welchem beide handeln, und die öffentliche Meinung selbst wird beide, wo sie sich verirren sollten, auf der Stelle unparteiisch richten. Da aber nicht leicht beide zugleich, wenigstens nicht auf dieselbe Weise fehlen werden, so droht wenigstens nicht allen Wahlen zugleich Gefahr und das Gesamtinstitut ist vor Einseitigkeit sicher.

Vielmehr muß die Mannigfaltigkeit der bei demselben in Tätigkeit kommenden Kräfte groß sein, da zu den beiden Klassen der vom Staate Ernannten und der von der Akademie Gewählten noch die Privatdozenten hinzukommen, welche wenigstens anfangs bloß der Beifall ihrer Zuhörer hebt und trägt.

Eine ihr ganz eigentümliche Tätigkeit außer ihren akademischen Arbeiten aber kann die Akademie auch durch Beobachtungen und Versuche gewinnen, welche sie in systematischer Reihe anstellt. Von diesen müßten einige ihr freigestellt sein, andre aber ihr aufgetragen werden, und auf diese aufgetragnen müßte wiederum die Universität Einfluß ausüben, so daß dadurch eine neue Wechselwirkung entstände.

Außer der Akademie und der Universität gehören zu den höheren wissenschaftlichen Anstalten noch die leblosen Institute.

Diese müssen abgesondert zwischen beiden unmittelbar unter Aufsicht des Staates stehen. Allein beide, Akademie und Universität, müssen nicht bloß nur unter gewissen Modifikationen die Benutzung, sondern auch die Kontrolle darüber haben.

Jedoch können sie die letzteren nur dergestalt üben, daß sie ihre Erinnerungen und ihre Verbesserungsvorschläge nicht unmittelbar, sondern beim Staate anbringen.
Die Akademie gewinnt bei den Instituten durch die Universität, daß sie nun auch als solche benutzen kann, die, wie das anatomische und zootomische Theater, sonst mit keiner Akademie verbunden waren, weil man dieselben von dem beschränkten Gesichtspunkte der Medizin und nicht von dem weiteren der Naturwissenschaft aus ansah.
Akademie, Universität und Hilfsinstitute sind also drei gleich unabhängige und wesentliche Teile der Gesamtanstalt.
Alle stehen, allein die beiden letzteren mehr, die ersteren weniger, unter Leitung und Oberaufsicht des Staates.
Akademie und Universität sind beide gleich selbständig, allein insofern verbunden, daß sie gemeinsame Mitglieder haben, daß die Universität alle Akademiker zu dem Recht, Vorlesungen zu halten, zuläßt, und die Akademie diejenigen Reihen von Beobachtungen und Versuchen veranstaltet, welche die Universität in Vorschlag bringt.
Die Hilfsinstitute benutzen und beaufsichtigen beide, jedoch das letztere, wo es auf die Ausübung ankommt, nur mittelbar durch den Staat.
(Unvollendet.)

Charakteristiken

Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Tegel, im Mai 1830.

Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1794 bis 1797. Vorher kannten wir uns wenig; nachher, wo ich mich meistenteils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener. Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des „Don Carlos“ von aller dramatischen Tätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voran, wo er, von der Vollendung des „Wallenstein“ an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem lange angeschwollenen Strom, die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Notwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffs in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden. Er bedurfte hierzu zugleich der schöpferischen und der beurteilend formenden Kräfte; so sicher er aber sein konnte, daß ihm die ersteren nie entstehen würden, so fanden sich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmütigkeit, ein scheinbares Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, ein Mangel an Zuversicht auf seinen Dichter-

beruf, wodurch jene Jahre zu einer so entscheidenden Epoche seines Lebens wurden. Denn alles, was ihm in derselben das leichte Gelingen dichterischer Arbeiten erschwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reife gediehenen.

Es war im Frühjahr 1794, als Schiller von einer in sein Vaterland gemachten Reise zurückkam, um sich wieder in Jena häuslich niederzulassen. Die große Krankheit, die seine ganze Gesundheit erschüttert hatte und von der er eigentlich nie ganz wieder genas, hatte, verbunden mit der Reise, eine Unterbrechung in allen seinen Arbeiten zur Folge gehabt, und Schiller kehrte mit dem doppelt regen Streben nach Tätigkeit zurück, das eine solche Unterbrechung und eine neue Niederlassung gewöhnlich hervorbringen. Der damals beginnende Umgang mit Goethe trug noch mehr dazu bei, seine geistige Lebendigkeit anzuregen. Es entstand also nun die Frage, was er unternehmen solle, was er mit Hoffnung des Gelingens unternehmen könne. Eine wirklich angefangene Arbeit hatte er, außer den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, nicht vor sich. Im Dichten hatte er sich seit dem Jahre 1790 nicht versucht. Die Neigung zur Geschichte war erkaltet, dagegen fühlte er sich zu philosophischen Forschungen hingezogen. Indes standen im Hintergrunde immer die „Malthefer" und „Wallenstein", allein unter den damaligen Umständen wie durch eine große Kluft selbst von dem Entschlusse, sich für einen beider Pläne zu bestimmen, geschieden. Ich hatte, um Schiller nahe zu sein, meinen Wohnsitz in Jena genommen, und war wenige Wochen vor ihm dort angekommen. Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistenteils bis tief in die Nacht hinein. Alles eben Berührte kam da natürlich zur Sprache, und diese Unterredungen machten die Grundlage zu unserm Briefwechsel aus,

der auch größtenteils davon handelt und schrittweise den Weg sehen läßt, auf dem Schiller sich seiner großen letzten Produktionsepoche näherte. Aus diesem Grunde können, auch noch einzelne vortreffliche und genievolle Entwicklungen in den Schillerschen abgerechnet, diese Briefe sich vielleicht Hoffnung machen, Interesse bei denen zu erwecken, welche dem Geiste eines großen Mannes gern über dasjenige hinaus folgen, was davon seinen Werken aufgeprägt ist.

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Teil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann gleichsam mumienartig verschlossen über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift getan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an als jeder wenn selbst schwache Versuch zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens: das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dies hat mein Nachdenken

über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.
Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die „Räuber“ und „Fiesko“ von einer entschiedenen großen Naturkraft. Es verriet sich nachher durch die bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende Sehnsucht nach der Dichtung wie nach der eigentlichen Heimat seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft; es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend spalten und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinigen möchte. Darin liegt Schillers besondre Eigentümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Anteil der Gedanken und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zweifache Weise: indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Einzelart zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigentümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, um das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Geistigkeit, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete.

Diese Eigentümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urteile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen — worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die wirkliche intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerschen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung sein möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser angenehm, wenn ich mit wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigentümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und die Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbsttätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeineren Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden

in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgendeiner leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmut und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrigläßt und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechseltätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit tat aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte,

und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbsttätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andre. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät Abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein oder bestimmte Studien für diese, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Tätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Tätigkeit des Geistes, welche selbsttätig aus ihren eignen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Aber die seinige entschädigte ihn dafür. Denn es ist merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrat des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann sie nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Teil gesehen, nie die Schweiz, von der sein „Tell“ doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich

an die schöne Strophe des „Tauchers“ erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zugrunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtnis fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Teil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe, er zog die Übersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Szenen und die „Hochzeit der Thetis“ aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht bloß eine Übertragung in eine andre Sprache, sondern in eine andre Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedner, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühls setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch den seinem Werke beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man

dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Ich meinte indes nicht vorzugsweise diese Übersetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die „Kraniche des Ibycus“ und das „Siegesfest“ tragen die Farbe des Altertums so rein und treu an sich, als man es nur irgend von einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Altertums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit; so entspringt eine neue, in allen ihren Teilen nur ihn atmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegeneinander. „Die Kraniche des Ibycus“ erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich wert machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den „Künstlern“ aus den Versen hervorgeht:

vom Eumenidenchor geschrecket,
zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
das Los des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Altertum besaß alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der

äschylische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das „Siegesfest“ ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Altertums lag. Aber im übrigen ist alles im Sinne der homerischen Dichtung ebenso rein als in dem andern Gedicht. Das ganze ist nur wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist und erhält gerade dadurch seine größesten Schönheiten. An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den „Künstlern“:

den sanften Bogen der Notwendigkeit,

der so schön an die ἀγανὰ βέλεα (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Übertragung des Beiworts vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken eine zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Kolumbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis

sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „Als Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging“, findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalt und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziel zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Herstellung der Einhelligkeit in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur Eins und ein Unteilbares sein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntnis und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigentümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Prinzips, sich der Form nach wiederfände. Diese nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Übereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung aufeinander gegründeten Schein aufzuheben und dem Menschen

dadurch in der Erscheinung ein Bild dessen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbsttätigkeit.

In „Anmut und Würde" und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt. Ich zweifle, daß diese mit den gehaltreichsten Ideen und einer seltenen Schönheit des Vortrags ausgestatteten Aufsätze jetzt noch häufig gelesen werden, aber es ist in vieler Rücksicht zu bedauern. Zwar sind beide Werke, und namentlich die Briefe, nicht von dem Vorwurfe freizusprechen, daß Schiller, um seine Behauptungen fest zu begründen, einen zu strengen und abstrakten Weg gewählt und es sich zu sehr versagt hat, seinen Gegenstand auf eine in der Anwendung fruchtbarere Weise zu behandeln, ohne doch dadurch den Forderungen einer Ableitung bloß aus Begriffen wirklich zu genügen. Aber über den Begriff der Schönheit, über das Ästhetische im Schaffen und Handeln, also über die Grundlagen aller Kunst sowie über die Kunst selbst enthalten diese Arbeiten alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein wird hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet dürfte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht würde bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Prinzipien hinaufführen lassen. Dies liegt nicht bloß in der scharfen Absonderung und Begrenzung der Begriffe, sondern fließt bei weitem mehr aus dem viel seltneren Verdienst, alle in ihrem ganzen Umfange, ihrem vollen Gehalte, schon mit der Ahnung aller aus ihnen hervorgehenden Folgerungen hingestellt zu haben. Überhaupt werden die Ideen in

diesen Aufsätzen nicht sowohl gespalten und zerlegt, als wenn mir das Gleichnis erlaubt ist, gewissermaßen in Facetten geschnitten, von denen jede ein neues Licht empfängt und zurückwirft. Dies gilt vorzüglich von der letzten Hälfte von „Anmut und Würde", wo die Unterschiede zwischen verschiedenen Arten der Gesinnung und des Betragens geschildert sind.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel nicht bloß für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen, erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht bloß gleichsam abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüts, nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, soll er es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern." Die Rezension der Bürgerschen Gedichte, aus welcher diese Stelle genommen ist, hat Schiller den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen

diesen mit Recht beliebten Dichter zugezogen. Allerdings ist sie streng. Denn solange der ungefähr gleiche Zustand der Sprache den Gedichten unsrer Zeit in Deutschland allgemeinen Eingang verstattet (eine Bedingung, an welche das Wirken aller Dichtung geknüpft ist), wird Bürger gewiß jede Phantasie auf das poetischste anregen und jedes Gemüt mit einer ihm ganz eignen Wahrheit und Innigkeit ergreifen. Schiller gesteht in einem seiner späteren Briefe auch selbst ein, in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen besondern Fall angewendet zu haben. Allein an den darin aufgestellten allgemeinen Forderungen würde er darum gewiß nichts nachgelassen haben, und diese verdienen gerade hier, als wahrhaft individuelle und persönliche Ansicht Schillers, herausgehoben zu werden. An niemand richtete er diese Forderungen so streng als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte; daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug, und im Dichten immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Produktionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei: daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Einzelarten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als seiner nicht würdig ausstoßen, indem man das andre enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dies hier

im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. Die Strenge seines Urteils über seine frühesten Produktionen spricht eine Stelle in der Bürgerschen Rezension klar und mit Stärke aus, noch deutlicher die zwei Jahre vor seinem Tode geschriebene Vorerinnerung zu der Sammlung seiner Gedichte. Allein was darin seinen großen und zarten Sinn verletzte, der in dem, was man die zweite Epoche seines Lebens nennen kann, im „Don Carlos“ so hell-leuchtend hervortrat und seitdem nie durch einen Flecken getrübt ward, ging nicht die Individualität, nicht die Persönlichkeit des Dichters an. Seine hohe, reine, nach Geschlossenheit strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens spricht auch aus jenen Produktionen. Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künstlerischen Berichtigung, entsprang nur aus mißverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Notwendigkeit der Unterordnung der Teile unter die Einheit des Ganzen, dann im einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Geschmack. Zugleich trugen die gewählten Stoffe dazu bei. Im „Carlos“ befand sich Schiller wie in einer andern Sphäre. Hier stellte sich ihm der große Gegensatz weltbürgerlicher Ansicht und sich tief dünkender, beengter Staatsklugheit dar und zeigte ihm von aller Erfahrung absehende Ideen im Kampf mit einer Beschränktheit, die Erfahrung ohne Ideen möglich hält. Unmittelbar daran hing das Schicksal in ihren Volks- und Gewissensrechten gekränkter, in gerechtem Abfall begriffener Provinzen, und in dies große politische Interesse war eine in ihrem ersten Aufwallen reine und schwärmerische und schuldlos und zart erwiderte Liebe verwebt. So umgab ihn dieser Stoff wie mit einem höher emportragenden Element. Allerdings entsprang

die Wahl desselben aus der ihr vorangehenden Stimmung des Gemütes. Diese zeigt sich auch in der veränderten äußeren Form, dem Verlassen der Prosa, zu der er zwar in den ersten Entwürfen zum „Wallenstein“ zurückkehrte, bald aber, wieder zum Verse hingerissen, seinen Irrtum und nun für immer erkannte. Die erste Szene zwischen Max und Thekla, früher ausgearbeitet als die ihr vorangehenden, widerstrebte dem prosaischen Ausdruck; sie war die erste in Versen.

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigentümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Ökonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte gegenüber den Taten und Ereignissen ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade als der deutschen gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervor-

ragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen und in allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffs der Innerlichkeit wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden; und solange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen ihrer Natur nach in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen; nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen; nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen; nur sie repräsentieren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und Funken weckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr verstückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Eindringens in die Natur und den Menschen und den noch nie ganz erklärten Zusammenhang beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da auf-

zusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andre Beschäftigung als gerade mit Poesie und Philosophie; die Eigentümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweise gern sich beschäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenschen, wie er ihn annimmt, durch die Kunst, ehe er der Kultur durch Vernunft übergeben werden konnte. Prosaisch und dichterisch hat er sie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Zivilisation überhaupt, dem Übergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrückt, mit der frommen mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund verweilte seine Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest; ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das „Eleusische Fest“ ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der indischen Literatur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie kennen gelernt haben, als die griechische Literatur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indische Poesie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter als die griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder

Herrschaft stehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.
Es ist in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht einmal der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zweifache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbol verschmolzen, ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Worte liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Übergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Tätigkeit reizen, allein dieser Tätigkeit nirgends Grenzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreis als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen. Indes gehört die Sprache allerdings der Nation und dem Geschlecht, nicht dem Einzelnen an, und der Mensch kann sie, ehe er sie begreifen lernt, lange als ein totes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem sie durchdringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann sie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es gibt doch aber, wenngleich keine ursprünglich schaffende, doch still fortbildende Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seiner Sprache — die Sprachen haben ihren höchsten poetischen und musikalischen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem besondern Schwunge der Phantasie der Völker, die sie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von diesem Gehalt im Laufe der Zeit; allein ihr Aufsteigen dazu ist, wenigstens uns, selten sichtbar und bleibt eher problematisch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz

kulturloser Nationen, sich ihrer Zergliederung wie der eines Naturgegenstandes mit offnem und unbefangnem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten ursprünglichen Zustandes des Menschengeschlechts übergeht, so sollte man, da die Sprache mit dem Menschen gegeben ist und vor ihr nichts Menschliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnen, daß dieser Zustand ein friedlicher, besonnener, sich keinem tieferen und zarteren Eindruck verschließender gewesen sei, und daß gesellschaftliche Verwilderung erst einer späteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereignisse mit wilder Leidenschaft die Stimme der eignen Brust übertäubte. Wenigstens würde Schiller auf diesem Wege schwerlich die Schilderung eines Naturstandes, wie sie die ästhetischen Briefe enthalten, notwendig erachtet und überhaupt weniger scharf getrennt haben, was in der entschieden primitivsten Auswirkung der menschlichen Natur, in der Sprache, als fest vereinigt und innig verschmolzen erscheint.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstrakten Ideen, das Streben, alles Endliche in ein großes Bild zu fassen und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Einzigart gegeben. Es entwickelte sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine letzten Trauerspiele, vom „Wallenstein“ an, einnehmen läßt. Von „Don Carlos“ habe ich in dieser Rücksicht schon gesprochen. Die zuerst in der Thalia abgedruckten philosophischen Briefe, mit welchen die „Resignation“, die ein Produkt desselben Jahres ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophierenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe

philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb und eine neue Epoche des Philosophierens begann für Schiller in „Anmut und Würde", hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantscher Philosophie. Jene beiden Stücke könnte man nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen; sie gehören aber zu dem Besten, was wir von ihm besitzen. Die Briefe sind mit hinreißendem Feuer geschrieben und mit einem noch vom Zwange keiner Schule auch nur von fern berührten Geiste. Die „Resignation" trägt Schillers eigentümlichstes Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache an sich. Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüts ansehen; aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu sein scheint.

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophierende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er notwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte; er maß, begrenzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude und stellte nach Vollendung dieser Arbeit Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen

Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint: Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch d i e Wahrheit zu fassen, die auf diesem Weg nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes nach allen Richtungen hin ausspinnt und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich sein würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genies dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts, weder in der Natur noch im Gebiete des Wissens, läßt ihn gleichgültig, alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbsttätige Prinzip in seiner Verstandeszone sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigentümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantschen Philosophie bis heute erhalten hat und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden; allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den er seiner Nation, den Nutzen, den er dem spekulativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben;

einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesamte Geschichte der Philosophie keine ähnliche aufweist und für alle Zeiten hin die möglichen Richtungen der Spekulation überschlagen und gewürdigt. In seinem Zeitalter wurde die bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende spekulative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie als zu philosophieren lehrte, weniger Gefundenes mitteilte als die Fackel des eignen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen; und es charakterisiert die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophien, wieder in vollkommener Freiheit und auf selbstgeschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistenteils gar nicht und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Goethe plötzlich dastand, der Fülle und Tiefe des Genies nach gleich groß in seinen frühesten wie in seinen späteren Werken, und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse. Das Genie, immer neu und die Regel angebend, tut sein Entstehen erst durch sein Dasein kund und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, erteilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustand, in welchem Kant die Philosophie, eklektisch herumirrend, vor

sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer sein zu sagen, ob er mehr den alten oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmachte, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Anteil zu nehmen. Indem er mehr als irgendeiner vor ihm die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolierte, hat wohl niemand zugleich sie in so mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigentümlichen Reiz.

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte; der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen und jahrelang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schrift geäußert, noch mehr aber durch die Tat gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie seiner Natur gemäß an. In den eigentlichen Bau des Systems ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprinzips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Rein-

heit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte verrückt und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen teils verletzt, teils nicht hinlänglich geachtet und die durch das ästhetische Prinzip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Übereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kants Namen öffentlich aussprach, in „Anmut und Würde", als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigentümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden; man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dies in ihm mehr als Größe des Geistes oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Weise nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüts; aber die fremde Eigenart ganz als verschieden zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne Art nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört wenigen an und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältnis nur unter verwandten Geistern möglich, deren selbständige Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen; aber es setzt von seiten der Geistigkeit die klare Erkenntnis dieses Punkts, von seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Anteil an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist,

wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmut und Würde“ und den „Ästhetischen Briefen“ durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantscher Philosophie schrieb, sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben, die Kantsche Philosophie gewährte ihm Hilfe und Anregung. Ohne große Spürkraft läßt sich ahnen, wie ohne Kant Schiller jene ihm ganz eigentümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Stil. Diesen hat im Historischen und Philosophischen wie im Poetischen Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Stil zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein notwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblick selbsttätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf jedes eigne Weise, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schillers Stil sage, gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie.

Der Leser gewinnt die Überzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Überzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen; er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen und seinen Stoff in die Luft des Unendlichen hinüberführen, in welchem allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen. Schiller klagt irgendwo, daß es noch kein wahres didaktisches Gedicht gebe. Aber einige der seinigen können gerade in der von ihm aufgestellten Idee dafür gelten. Unter diesen spricht vielleicht der „Spaziergang", in dem sich Schiller zugleich in malerischen Naturschilderungen selbst übertroffen hat, am meisten die Phantasie und das allgemeine Gefühl an. Sonst möchte man in dieser Gattung einige frühere, die „Götter Griechenlands", die „Künstler", späteren vorziehen, welche der Ausführung der darin angeregten Ideen auf philosophischem Wege nachfolgten. Denn in Schiller selbst entwickelten sich, wie es in einem Dichter nicht anders sein konnte, die philosophischen Ideen aus dem Mittel der Phantasie und des Gefühls.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unleugbar bei; allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigentümlichkeit ebensowohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden. Wer wie Schiller durch seine innerste Natur aufgefordert war, die Beherrschung und freiwillige Übereinstimmung des

Sinnenstoffes durch und mit der Idee aufzusuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo sich gerade die reichste Mannigfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; wessen beständiges Geschäft es war, dichtend den von der Phantasie gebildeten Stoff in eine Notwendigkeit atmende Form zu gießen, der mußte begierig sein zu versuchen, welche Form, da das Darstellbare es doch nur durch irgendeine Form ist, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dies gilt aber nicht bloß von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtforschung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geschichtschreiber, wenn er alles Faktische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte konstruieren müsse — und hatte darin gewiß vollkommen recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig mißverstanden werden könnte. Eine Tatsache läßt sich ebensowenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildnis bloß abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunkt aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers; der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Notwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnis-

vollem Bunde. Im Sammeln der Tatsachen, im Studium der Quellen, soweit es ihm vergönnt war, in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hilfmitteln, an seiner Kränklichkeit und anderen zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne faktische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten bloß für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war auch gerade in seiner spätesten Zeit die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen. Er sprach mir, noch als ich ihn das letztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtkunst verlassen hätte. In der Tat kommt wohl keine andre Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Altertum und der neueren Zeit gerade an die Örtlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethes schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders als an jedem Orte der Welt liest. „Anderwärts liest man von außen hinein, in Rom glaubt man von innen hinaus zu lesen; es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns.“

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Geistigkeit auf den einen ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellektuellen Charakterisierung notwendige Bestimmungen ab: das besondre Gepräge des Genies, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Überschauung des intellektuellen Standpunkts. In den Grenzen dieses Typus und dem Verhältnis der darin zusammenwirkenden Kräfte liegen alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellektualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer sein mag, vorzugsweise auf einen Punkt hin bezogen ist. Darum schien es mir notwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch soviel das möglich ist dem Begriff nach als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung und namentlich von seiner philosophischen zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu kennzeichnen, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur setzt notwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller sich persönlich verteilenden Geistigkeit voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leser wirklich ganz auf den Standpunkt geführt zu haben, Schillers Eigentümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber auch nur einigermaßen glücklich gewesen, so können Schillers philosophische und historische Bestrebungen nicht bloß als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsichres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit der poetischen aus einer und ebenderselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm

hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein andrer älterer noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung; in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigentümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts als ruhend und gelegentlich zur Tätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert aufeinander einwirkend denken. Was in ihm ist, i st nur durch Tätigkeit; was er in sich faßt, ist eins — nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dies energische Erscheinen der ganzen Geistigkeit in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. das schöne Bild, durch das er in der „Macht des Gesanges" die Dichtung überhaupt charakterisiert: ein Regenstrom aus Felsenriffen usw. steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit bloß, sondern ganz eigentlich Übermacht.

Wenngleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und emportrug, so mußte ebendarum unleugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Los. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigner Natur, und diese war Schiller gerade durch die Vorzüge seiner Eigentümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer übermaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens — wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übertragen werden kann — heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrückend empfundenen Größe; indem er, nach seiner eignen lichtvollen Einteilung, durchaus zur Klasse der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eignen und den Leistungen andrer, war er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in allem, wirkte wieder die Gesamtheit seiner Natur. Niemand drang so sehr als er auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffs, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dies tat, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus dem gleichen, ihn beherrschenden mächtigen inneren Drang. Was andern sentimen-

talischen Dichtern begegnete, ebendarum, weil sie dies waren, in ihren Werken weniger plastisch zu sein, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höhern Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß; und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größesten Dichtergenies teilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte.

Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla, eine Geisterstimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wiederzugeben scheinen und in denen man Schillers intellektuelle Eigentümlichkeit nur wie in einem sanften Widerschein erkennt. Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies aber enthält das „Lied von der Glocke“, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir

ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von fern vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel nebeneinander fortlaufen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was ich hier über Schillers rastlose Geistestätigkeit und die enge Verbindung seines dichterischen Genies mit der mächtigen Kraft gesagt habe, die in ihm alles in das Gebiet des Denkens zog, so wird man jetzt besser die Epoche verstehen, in welche unser Briefwechsel fällt und die ich im vorigen als die kritische in seiner poetischen Laufbahn ansah. Jede große poetische Arbeit fordert eine Stimmung und Sammlung des Gemüts, die Schiller, als er nach Jena zurückkehrte, seit Jahren vermißte. Zum Teil lag die Schuld davon wohl in dem Plane zum „Wallenstein", den er lange bei sich trug, ehe er wirklich Hand an die Arbeit legte. Dieser Stoff war in seinem Umfange zu gewaltig und seiner Beschaffenheit nach zu spröde, um nicht der größesten Zurüstungen vor seiner Ausführung zu bedürfen. Wer dies Gedicht richtig zu würdigen versteht, wird erkennen, daß es eine wahre poetische Riesenarbeit ist; selbst Schillers formender Geist vermochte diesen weit ausgreifenden Stoff doch nur in drei zusammenhängenden Stücken zu bezwingen. Allein auch die Forderungen, welche Schiller an seine theatralischen Werke machte, hatten sich gesteigert; da das schöpferische Genie augenblicklich feierte, trat desto geschäftiger

die richtende Kritik; und nicht ohne Besorgnisse, an ihre Stelle. In allem künstlerischen Schaffen verlangte die Zuversicht das Beispiel des schon wirklich Gelungenen. Dies fehlte Schiller hier, nicht nach dem Urteil seiner Nation, aber nach seinem eignen. Die früheren Stücke konnten ihm nicht als Beglaubigungen des Talentes gelten, dessen Entwicklung ihm jetzt allein seiner und der Kunst würdig erschien. „Don Carlos" war durch äußere Umstände in einem langen Intervalle gedichtet worden, und die Einheit und Glut der ersten Auffassung hatten die Länge der Arbeit nicht überdauert. So glaubte Schiller am Anfang einer neuen Laufbahn zu stehen und wirklich drückte er, da er sich einmal der Fesseln entledigt hatte, die seinen neuen Aufflug hemmten, der Tragödie ein Gepräge auf, mit dem sie niemals vorher die Bühne betreten hatte. Zugleich fiel dies in eine Zeit, wo Schillers inneres Bestreben vorzüglich ein philosophisches war. Denn es ist nicht zu verkennen, daß zur Zeit unmittelbar nach der Arbeit am „Don Carlos" er bemüht war, die in ihm rege gewordenen philosophischen Ideen zur Klarheit und Bestimmtheit zu bringen. Schon die Wahl des „Don Carlos" zum Gegenstand einer Tragödie war, wie man aus den Briefen über ihn sieht, nicht frei vom Anteil dieses inneren, auf Ideen gerichteten Triebes; und dies in seiner Art einzige, im einzelnen mit der ganzen Fülle des Schillerschen Genies ausgestattete, wenngleich in der Form und Zusammenfügung des Ganzen nicht, gleich den späteren, gelungene Stück verrät die Spuren dieses Ursprungs. Ein innerer, auf Ideen gerichteter Trieb war es in der Tat; da er aber in dem Erscheinen der Kantschen Philosophie Nahrung fand, und nachdem er sich einmal in „Anmut und Würde" in bestimmter Klarheit auszusprechen begonnen hatte, lag die vollendete Ausbildung des in diesem Aufsatze angedeuteten und teilweise ausgeführten Systems

als eine innere Aufgabe in Schiller, die seiner Wesensart nach gelöst sein mußte, ehe er in ein andres Gebiet übergehen konnte. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares oder Ungewisses in seinem Geiste zurückzulassen, solange er nicht die Hoffnung aufgeben mußte, es zur Klarheit und Gewißheit zu bringen; die Ideen, welche die Grundsäulen seines ganzen intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen er sein poetisches Schaffen — das Element seines Lebens — unauflöslich verschwistert sah, sobald es ihm Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens wurde, mußten bis zu ihren Endpunkten hin rein vollendet vor ihm liegen. Beharrlichkeit der Ausdauer war ein charakteristischer Zug bei jeder Arbeit in Schiller — und so ruhte er nicht eher, bis die ihm von seiner innersten Natur gestellte Aufgabe in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gelöst war. Bis dahin konnte er aber auch nichts andres ergreifen. Was seinen Geist anzog, beschäftigte ihn immer ausschließlich und ganz.

Es ist sehr merkwürdig, wie in der Periode, von welcher hier die Rede ist, die beständig in Schiller fortlebende Sehnsucht nach dramatischer Dichtung langsam, aber immer allmählich sich Luft machend die Oberhand über das philosophische Streben gewann. Im ersten Jahre seiner Rückkehr nach Jena beschäftigten ihn noch ausschließlich die ästhetischen Briefe und gelegentliche historische Arbeiten. Dann blühte die Poesie zuerst nur in kleineren lyrischen und epischen Gedichten ihm auf, und die Philosophie näherte sich in den Abhandlungen über naive und sentimentalische Dichtung in mehr leichter und heiterer Form der nun schon herrschend werdenden Arbeit der Phantasie. Endlich begann der „Wallenstein". So trat Schiller wie in ein leichteres, ihm eigentümlicheres Element in die leuchtende dich-

terische Periode seiner letzten Jahre, die dann durch nichts weiter unterbrochen wurde. Sein, wie er uns auch schmerzlich bewegt, großer und schöner Tod führte ihn mitten in einer schon herrlich zurückgelegten und mit immer weiter strebender Kraft verfolgten Laufbahn hinweg.

In jene Periode der Rückkehr Schillers zur dramatischen Dichtung fällt auch der Anfang seines vertrauteren Umgangs mit Goethe und gewiß als die am stärksten und bedeutendsten mitwirkende Ursache. Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer aufeinander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner eignen Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eignen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr aber darüber zu sagen, würde teils überflüssig sein, teils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Goethe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dies einzige Verhältnis ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen niemand versucht werden kann.

In dem Briefwechsel mit mir gibt es Stellen, wo Schiller seinem Dichterberufe zu mißtrauen scheint, und ähnliches findet sich in Körners Lebensbeschreibung angeführt. Ich erwähnte auch dessen schon im Anfange dieser Vorerinnerung. Solche augenblicklichen Aufwallungen sowie der sonderbare Mißgriff, sich mehr für

epische als dramatische Dichtung geboren zu halten, werden niemanden irremachen, der mit dem menschlichen Kopfe und Herzen vertraut ist. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verstimmung ausnimmt, so klar und entschieden gewußt, was er, durch seine Natur gedrungen, wollen und suchen mußte, nie einer sein Streben und sein Gelingen so richtig und unbefangen gewürdigt als Schiller; nie war einem mehr als ihm unsichres Umhertappen nach seiner naturgemäßen Bestimmung fremd und verhaßt. Seine Bestimmung aber war offenbar die dramatische Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die alles auf einen Punkt hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effekt hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches alles durch Schillers Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise dieser Dichtungsart zu, deren Charakter sich (nach Goethes treffender Bemerkung) daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt. Denn auch sie sammelt ihre ganze Wirkung auf einen Endpunkt, verfolgt mehr eine Linie, als sie sich auf eine Fläche verbreitet, und steht, wie auch der Gedanke, in engerem Bunde mit der Zeit als mit dem mehr der Anschauung zusagenden Raume. Wenn Schiller dies und selbst den dichterischen Genius in ihm augenblicklich zu verkennen schien, so war es in den besten Momenten dieses Mißtrauens die Höhe des Ideales, die den Blick schwindeln macht, und die immer am Erreichen des erwünschten Ziels zweifelnde Heftigkeit der tiefen inneren Sehnsucht.

Des Einflusses, den äußere Umstände auf den Wechsel in Schillers Beschäftigungen ausüben mochten, habe ich mit Absicht gar nicht erwähnt. Allerdings zwar wurden die prosaischen Aufsätze großenteils durch die Thalia und die Horen, die Gedichte durch

die Musenalmanache hervorgerufen. Der erste von 1796 veranlaßte geradezu alle, die er von Schiller enthält; keines stammt aus einer früheren Periode. Demungeachtet lag dieser wechselnde Übergang von poetischen zu philosophischen, prosaischen zu rhythmischen Arbeiten hauptsächlich und im ganzen allein in der oben geschilderten Geistesstimmung Schillers. Nur weil das Große, was er in sehnender Erwartung in sich trug, noch nicht seine Reife erlangt hatte, weil die Sammlung und Stimmung des Gemüts noch nicht vollkommen war, welche die einzig mögliche Zurüstung zu künstlerischem Schaffen und Dichten ist, ließ er sich zu Unternehmungen dieser Art gehen, die ihm hernach allerdings bisweilen störend erschienen — allein mehr schienen als in der Tat waren. Bewundernswürdig blieb dabei, wie diese äußeren Motive ihm niemals Anlaß zu mittelmäßigen Arbeiten wurden und wie die Nötigung (denn so mußte man es oft bei Arbeiten, zu bestimmten Zeiten zugesagt, nennen), sobald sich die glücklich empfangene Idee dem Geiste darstellte, in schöne Freiwilligkeit überging, die jede Spur des äußeren Ursprungs in dem Werke selbst austilgte. Denn niemand wird selbst den weniger bedeutenden unter den Almanachs- und Horengedichten den Stempel echter Genialität abzusprechen vermögen.

Was seine späteren dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltumgebung treten und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem ihre lebendige

Form den Stoff vollkommner durchdringt, wird dieser wieder in höherem Sinne Natur. In mehreren Stellen seiner Briefe gibt Schiller die größere Rücksicht auf die Form des Ganzen als den eigentlichen von ihm gemachten Fortschritt an und tadelt das Hängen am Einzelnen und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Teile. Viel früher aber spricht er dies höchste Erfordernis eines Kunstwerks wundervoll klar und schön in den „Künstlern" aus. Was er unter einer solchen Behandlung eines dramatischen Stoffs verstand, zeigte er gleich an dem schwierigsten in dieser Hinsicht, am „Wallenstein". Alles Einzelne in der großen, so unendlich vieles umfassenden Begebenheit sollte der Wirklichkeit entrissen und durch dichterische Notwendigkeit verbunden werden; alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefahrvolles Unternehmen stützen wollte, alle Klippen, an welchen es scheiterte, die politische Lage der Fürsten, der Gang des Krieges, der Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heeres sollte vor den Augen des Zuschauers dichterisch und anschaulich dargestellt werden. Selten hat ein Dichter größere Forderungen an sich und seinen Stoff gemacht, wenn man Shakespeare ausnimmt — nicht leicht ein zweiter eine solche Welt von Gegenständen, Bewegung und Gefühlen in einer Tragödie umfaßt.

Die auf „Wallenstein" folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. In der Tat bestand sein Leben darin, daß er als Dichter übte, was er irgendwo vom idealisch gebildeten Menschen überhaupt sagt: so viel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen. Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manie gewordenen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger ein-

gesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst. Tiefer in sie einzugehen ist meine Absicht nicht. Die in dieser Vorerinnerung niedergelegten Betrachtungen haben nur den Endzweck, den Briefwechsel in den ganzen Entwicklungsgang Schillers einzupassen. Sie finden daher ihren natürlichen Endpunkt in dem entschiedenen Beginn der Periode seiner letzten Trauerspiele. Diese haben längst das Urteil der Mitwelt erfahren; sie können mit Ruhe das der nachfolgenden Geschlechter erwarten. Lange noch werden sie die Bühne beschäftigen, dann ihren Platz in der Geschichte deutscher Dichtung einnehmen. Der Dichter führt nicht neue Wahrheiten ans Licht, sammelt nicht Tatsachen. Er wirkt in der Art, wie er schafft; der Phantasie aller Zeiten führt er Gestalten vor, die erheben und bilden, er leistet dies in der Form, in die er seine Gegenstände kleidet, in den Charakteren, mit welchen er die Menschheit idealisch bereichert, in seinem eignen, aus allen seinen Werken widerstrahlenden Bilde. So begeisternd und bildend durch Erhebung und Rührung wird auch Schiller lange und mächtig auf seine Nation fortwirken.

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja, wie er es in einem der Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt sich viel-

leicht mit so viel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals geflohen war“; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Auf Goethes Tod.

Da gegenwärtig in Deutschland mehrere Kunstvereine in der Art des unsrigen bestehen, so ist es erfreulich, das gegenseitige Streben zu bemerken, die Früchte ihrer Bemühungen einander mitzuteilen. Auf diese Weise haben der Rheinische, Sächsische und Württembergische Verein uns ihre radierten und lithographierten Blätter nebst ihren Verhandlungen überschickt, und das Direktorium hat diese Sendungen auf die gleiche Weise erwidert, um diese nützlichen, die Kunst gemeinschaftlich fördernden Verbindungen sorgfältig zu unterhalten und immer enger zu knüpfen.

Indem ich hier der Beweise wohlwollenden Anteils erwähne, welche unser Verein seit unsrer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den sich bei Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohltuende Erinnerung knüpfen wird. Es ist dies ein an Herrn Geheimen Rat Beuth gerichteter Brief Goethes vom 4. Januar dieses Jahres, in welchem er für die radierten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden waren. Ich glaube am besten zu tun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen:

„Ew. Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen langgehegten stillen Wunsch erfüllen, gar anmutige Weihnachtsfeiertage. Sie wissen, daß ich, insofern es meine Lage erlaubt, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu versammeln suche, wozu Sie ja seit so manchen Jahren die freundlichsten und wichtigsten Beiträge mir gegönnt haben, und was kann endlich interessanter sein als zu erfahren, wie sich in den

---

Aus dem Kunstvereinsbericht vom 1. Mai 1832.

letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefördert und belohnt wird.

Ihre wichtige Sendung, für deren Mitteilung ich dem verehrten und in so hohem Grade wirksamen Kunstverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schon viel denken und überlegen gemacht; denn nichts ist dazu auffordernder, als wenn wir die mannigfaltigsten Resultate vor uns sehen, welche aus zweckmäßiger Anwendung großer Mittel hervorgehen.

Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muß, Gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalten darf, zunächst einige weitere Äußerungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon bei den vielfach sich manifestierenden Talenten vielleicht hier und da etwas Angenehmes zu hoffen stände.

Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu beteuern, daß ich Ew. Hochwohlgeboren unermüdete Tätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weiß, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Teilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten."

Es ist unendlich beklagenswert, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistestätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigentümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch ge-

schieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht bloß den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht bloß den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht bloß den immer teilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns, neben und außer diesem allen, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Überzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mitteilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es gibt in jeder zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgibt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelentätigkeit Maß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Übereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethes Einzigart zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnisvolle Innere, wo ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache,

welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigentümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf.

Die immer heitre Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüter wie von selbst bildsam zu. Es hat in niemandem je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigentümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben als in ihm. Dies zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde ebenso aufgenommen und festgehalten und wurzelte zu weiterer Entwicklung. Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstand zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohltätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Üben befreundet; jener allgemeine Kunstsinn

war in ihm tiefer als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art; aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemütern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkürlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

G e d e n k b l ä t t e r

Aus den 1183 Sonetten der letzten Lebensjahre: 28 ausgewählte Stücke.

(57.)

Dichtungen oft anmutigen Träumen gleichen,
vom Finger leichter Phantasie gewebet.
Der Geist die Fäden festzuhalten strebet,
doch fühlt sie sich, wie Nebelduft, entweichen.

Und Träume tiefer doch als Wahrheit reichen.
Was in dem Innersten der Wesen lebet,
nur von des Geistes Ätherhauch umschwebet,
findet im Traum, unsichtbar, sichtbar Zeichen.

Der Geist dann ruht auf seiner eignen Tiefe
und über seines Schoßes Dunkel brütet.
Was Absicht und Vernunft hervor nie riefe,

von selbst aufblühend lieblich dar sich bietet,
und aus der Kräfte tief beseeltem Zeugen
sieht man der Dinge Urgestalten steigen.

(89.) Die nächtliche Wanderung.

In einer jener wundervollen Nächte,
wie sie des Südens Himmel warm entglühen,
wenn goldne Funken alle Sterne sprühen,
als nahten sich des Firmamentes Mächte,

ließ mich, ermutiget durch ihre Rechte,
viel Miglien Stella wandernd mit sich ziehen,
und ließ nicht ab im sorgsamen Bemühen,
daß sie zum Ziel in gleicher Kraft mich brächte.

Und als die Sterne waren still erbleichet,
da hatten wir in Estes Zaubergarten
den Kreis des dichten Lorbeerhains erreichet,

wo mein die tiefesten Gefühle warten.
Ich brannte, wie versengt von Phöbus Flamme,
sie saß gleichgültig da am Myrtenstamme.

(99.) Hulda.

Nachgehen treu den anerkannten Pflichten,
und still den Sinn auf etwas Höhres richten,
ist in dem deutschen weiblichen Gemüte
die aus dem tiefsten Kelch erschlossne Blüte.

In diesen Frieden mochtest du dich flüchten,
wenn Innres schwer mit Äußrem war zu schlichten,
Du, der das Herz von heißer Inbrunst glühte
in deinem bergumschlossnen Waldgebiete.

Da flossen einsam deines Lebens Tage
in Schmerzen bald und bald in Wonnentzücken.
Verborgen lebtest du den Menschenblicken.

Doch wie sie längst auch aus des Schlosses Zelle
Dich trugen zur geweihten Grabkapelle,
geht, Hulda, doch von dir noch dunkle Sage.

(115.) Der Schatten.

Nicht Finsternis, nicht Nacht, nicht Tod ist Schatten,
der Schatten kann nur mit dem Licht sich gatten,
und in des Lichtes reinestem Entfalten
die schärfste Grenze auch die Schatten halten.

Sie zeichnen alle irdischen Gestalten,
und bleichen mit des Tagsgestirns Ermatten.
Wo Sonn' und Mond ihr lichtes Reich erst hatten,
die nächt'gen Schwingen schattenlos nun walten.

Und wenn der Mensch nicht lebet mehr auf Erden,
fühlt er, was Licht hier ist, zu Schatten werden
von Licht, das nicht kann durch die nebelfeuchten

Gefilde dieser dunkeln Erde leuchten.
Am Erdenschatten sichre Ahnung siehet
das reine Licht, das jenseits strahlend glühet.

(128.)

Sowie ich morgens auf die Augen schlage,
die vielgeliebten Züge sie erblicken,
die mir mit stillempfundenem Entzücken
umkränzeten des Lebens goldne Tage.

Der Mensch weiß nicht, was mit dem letzten Schlage
des Herzens das Geschick ihm kann entrücken.
Der Tod geht um ihn her wie dunkle Sage,
die tausend Lebensklänge dumpf ersticken.

Wie anders sich erschloß des Morgens Pforte,
als mir noch tönten ihrer Stimme Worte,
als sie mit leisen, heißersehnten Tritten

in meine Kammer liebend kam geschritten!
O dieser Paradiesestage Wonnen,
wie sind sie alle nun in nichts zerronnen!

(132.)

Wie über blauer Tiefe Wasserfläche
anmutig kräuselt die bewegten Wellen,
daß sich der Strahl der ewgen Urlichtquellen,
der Sonne hell, der Sterne still drin breche,

war ihr Gemüt, tief, kräftig, frei von Schwäche,
voll Klarheit, jedes Dunkel zu erhellen,
voll reicher Fülle immer neuem Schwellen,
daß jedem Klang ein innrer Klang entspreche.

Wenn man ins seelenvolle Auge blickte,
war's eine Welt von reiner Himmelsklarheit;
wenn ihre Hand mit treuer Liebe drückte,

war es der Druck gediegner Menschenwahrheit.
Nie hat in irdscher Brust sich so vermählet,
was Erd' und Himmel als das Höchste zählet.

(137.) Der Himmelswagen.

Wir, die dem Pole nah, hoch nördlich wohnen,
den Himmelswagen uns befreundet nennen,
weil unsre Blicke nie sich von ihm trennen,
ihn jeder Abend sieht hell leuchtend thronen.

Denn auch in jenen maßlos fernen Zonen,
wo Myriaden Welten strahlend brennen,
wir fern und näher uns Verwandte kennen,
die, freud'ger grüßend, unser Wachen lohnen.

Die sieben Sterne so in jenen Tagen,
wo Sehnsucht mir den süßen Schlummer raubte,
ich an des Himmels Steile oft sah ragen.

So fern damals mein einzig Glück ich glaubte,
und war um Monde nur davon geschieden.
Jetzt such' und find' ich's niemals mehr hienieden.

(163.) Die Nymphe.

Nach Wasser geht sie zu des Pindus Quelle;
hoch auf der Schulter das Gefäß sie träget,
und um den Fuß das Kleid behutsam leget,
daß nicht benetzt es werde von der Welle.

Bestrahlt von wolkenlosen Tages Helle,
der Bergbewohner Staunen sie erreget,
wie selbst sich unbewußt sie Sorgfalt heget,
daß dem Geschäft sie Schönheitsreiz geselle.

Wie in des Mädchens einfachem Gemüte,
der gleiche Trieb in der Natur auch lebet.
Was wild in ihren Kräften gärt und webet,

umkleidet sie mit milder Schönheit Blüte.
Vulkane brennen, Berge stürzen nieder,
und Anmut lacht aus dem Ruine wieder.

(177.) Der Traum.

Man klagt, daß reizerfüllte Traumgestalten
sich beim Erwachen lassen fest nicht halten,
daß sie den Sinnen wesenlos entfliehen,
wie Nebelstreifen durchs Gebirge ziehen.

Allein sie haften in des Herzens Falten,
und die Empfindung läßt sie nicht erkalten;
auch in dem Reich der Phantasie sie glühen,
und leuchtend der Erinn'rung Funken sprühen.

Als Kind sah ich ein lieblich Haupt mir nicken,
aus hohem Fenster huldreich auf mich blicken.
War es das Bild, das ewig mit mir lebet,

hat es im Traum mir ahnend vorgeschwebet,
wie sich der Sonne Strahlenscheibe zeiget,
eh' selbst durchs Morgentor empor sie steiget?

(194.)

Das Meer nicht immer bleibt in gleichem Stande,
doch kann gegebenes Maß nicht überschweifen.
Scheint noch so stark die Welle auszugreifen,
sie kehrt zurück vor nichts im ebnen Sande.

So halten auch uns unsichtbare Bande,
des Schicksals Wechsel und der Kräfte Reifen.
Nur wenig übers Maß hinüberstreifen
kann man, der Becher füllt sich nur zum Rande.

Denn in der Götter unbesiegbar'n Händen
das Richtscheit ruhet und des Wägens Schale;
und was bestimmt wird hoch im Göttersaale,

muß hier der Mensch, woll' er auch nicht, vollenden.
Mag in den Styx ihn gleich die Mutter tauchen,
die große Seele muß Achill verhauchen.

(240.) Penelope.

In stiller Nacht, die Freier zu betrügen,
löst ihr Geweb' Ikarios Tochter wieder,
und Schlaf umhüllet erst die matten Glieder,
wenn aufgetrennet alle Fäden liegen.

In gleiches Los muß oft der Mensch sich fügen,
was mühvoll er gebaut, selbst stürzen nieder,
wenn, wie der Wind zurückschnellt Pfeilgefieder,
sein Streben nicht kann das Geschick besiegen.

Oft auch, was mutig er im Erdenleben
beginnt, in sich zurück von selber irret,
wenn, klar nicht schauend, was er kann erstreben,

er in den eignen Fäden sich verwirret.
Er glaubt das Ziel zu sehen, wahnbefangen,
und steht am Punkt, von dem er ausgegangen.

(247.)

Die Wolken ziehn in luftigem Gewühle;
es treibt der Wind verwirrt sie hin und wider,
am Himmel lagern sie die schweren Glieder,
und eilen fort in regellosem Spiele.

Doch die Gestirne folgen festem Ziele;
wie Rhythmus Sphärentanz entklungner Lieder
durchschwebt das Jahr ihr leuchtend Strahlgefieder,
und ewig gleich abwechseln Frost und Schwüle.

Der Mensch muß beide sie in sich vereinen,
der Sterne streng Gesetz, der Wolken Wühlen.
Er muß den Stoff der irdschen Dinge fühlen,

die, ewig kreisend, ewig sich verwirren,
und von des Daseins Bahn nicht abzuirren,
muß ihm der Ewigkeiten Sonne scheinen.

(251.) Die Säule.

Wie schlank die Säule in die Lüfte rage,
sie fordert, daß sie höhres Kunstwerk kröne,
vermählend freundlich sich mit ihrer Schöne,
und ist zufrieden, daß sie dienend trage.

Im Saal, bestimmt zu festlichem Gelage,
schmückt, daß durch Anmut Knechtschaft sie versöhne
und nicht ihr Haupt unwillig dienstbar fröhne,
sie es, wie Blütenkelch an sonn'gem Tage.

Und wenn nun sanken des Palastes Mauern,
sie, von Gebüsch umranket, einsam stehet,
wo Dach einst lieblich schützte, Sturm nun wehet,

sieht man, des Schmucks beraubt, sie einsam trauern.
So führt, von Mann und Kindern sonst umgeben,
verwaistes Weib in Gram versunknes Leben.

(252.) Stella.

Ich kam vors Haus mit leisem Tritt gegangen
und fühlte Mattigkeit in jedem Gliede;
da nicht mir wohnt im Busen süßer Friede,
umsonst nach Schlummer meine Augen rangen.

Von ruh'gem Schlaf liegt Stella längst umfangen;
sie kümmert nicht, wenn sie am Abend müde
aufs Lager sinkt, ob in der Brust mir siede
vergeblich Huld ersehnendes Verlangen.

Auf Roms Gemäuern ihre Blicke schweifen,
an mir kaum flüchtig sie vorüberstreifen.
Wenn Flammenglut mir heiß im Herzen lodert,

mit kaltem Ernst sie herrisch von mir fodert,
daß meine Schritte durch die endlos weiten,
nachtstillen Straßen schweigend sie geleiten.

(255.)

O schelte nicht der Träume Wahngestalten!
Irrlichtern gleich sie kommen und entschweben,
doch süßres Glück in stillen Nächten geben,
als wo des Lebens Wirklichkeiten walten.

Muß alles denn der Mensch wie Körper halten?
schlingt fester nicht als um den Ulmbaum Reben,
sich um den Geist des Wohllauts Zauberbeben,
und lebt, wenn seine Töne längst verhallten?

Wie leise kommt bei Sternenlicht geschlichen,
der ist der Tag in Sehnsucht bang verstrichen,
wenn Mond und Sonne zögernd niemals wichen;

so wenn im tiefen Schlaf die Sinne schweigen,
herauf des Busens liebste Bilder steigen
und über den Beglückten süß sich neigen.

(263.)

Der Mensch wohl sinnt und regt sich in Gedanken
und setzet seinem Forschen keine Schranken;
bis an des Weltalls Grenze möcht' er dringen
und tausend Dinge vor die Seele bringen,

Doch wenn er Liebe fühlt die Brust umranken,
auf einmal alle tausend Dinge schwanken;
er fühlt nur eins, kann nur nach einem ringen,
nur das geliebte Bild im Geist umschlingen.

Und diese dichtverschlossne Blütenfülle,
die nichts entfaltet aus der zarten Hülle,
das Höchste ist, was Menschensein erstrebet;

von dem, was des Gemütes heil'ge Stille
da in geheimer Ahnung tief durchbebet,
der Mensch bis zu des Grabes Rande lebet.

(279.) Die Milchstraße.

Der goldne, sternbesäte Himmelsbogen
gleicht einem Meer, wo Glanz und Schimmer wogen,
und doch getrennt da rollen Myriaden
von Sonnen, die in Licht den Äther baden.

Der Mensch erkennt sie nicht; vom Schein betrogen,
staunt er, vom Flammenanblick angezogen;
herab des Himmels Götter möcht' er laden
zu kommen auf den hellumstrahlten Pfaden,

und sich aus ihnen eine Brücke bauen,
die, was sein Herz in Lieb' umschließt, verbände —
wenn nicht mit jedes Morgens Dämmergrauen

erbleichend wiederum die Brücke schwände.
Ach, alle Wege, die zum Himmel führen,
sieht er sich nebelgleich in Duft verlieren.

(291.)

Der Baum, kein andrer soll mein Grab beschatten;
mein Lebenslos steht mit ihm im Vereine,
oft vor der Sonne frühem Morgenscheine
schon seine Zweige mir gelispelt hatten.

Die Wesen der Natur bedeutsam gatten
sich mit des Menschen Schicksal. Bäume, Steine
es stumm bewahren wie in heil'gem Schreine,
wie goldgegrab'ne Schrift auf Marmorplatten.

Denn nie konnt' ich mich von dem Baume trennen.
Wie Schatten hinter seinem Körper schreitet,
hat er durchs lange Leben mich begleitet.

In der Gefühle sehnsuchtsvollem Brennen
ehrt' ich, wenn ihn auch nicht die Blicke sahen,
doch seines Rauschens mir geweihtes Nahen.

(425.) Die Legierung.

Das glänzendste der glänzenden Metalle
ist Gold; es Helios Feuerlocken gleichet,
und funkelnd es von Pol zu Pole reichet
im Schimmer der gewölbten Sternenhalle.

Doch in Selenens sanftrem Strahlenballe
mit Silber es gepaaret mild erbleichet,
und erst mit dem, was ihm an Adel weichet,
gemischt, macht Kunst, daß es als Schmuck gefalle.

So ist des Menschen Treiben auch und Sinnen.
Die, wie aus unvermischtem Erz gegossen,
nicht sind von schmeidigerem Stoff durchflossen,

zu starr und spröde sind für irdisch Streben.
Ein wenig Zusatz schon verlangt das Leben,
wenn es soll Reiz und Leichtigkeit gewinnen.

(439.) Kypris.

Entsprungen Kypris war aus Meeres Schaume,
aufblühend aus den leichtbewegten Wogen,
dann durch Gespann von Schwanensilberflaume
hin durch den Sonnenglanz der Flut gezogen,

und, sie empfangend an des Meeres Saume,
entführten Tauben sie zum Ätherbogen.
Da ewig wohnt sie in dem Götterraume,
und Jovis Haupt der Tochter winkt gewogen.

Auch Erdenliebe also sich gestaltet;
aus süßem Traum gestaltlos erst gewebet,
sie dann in holdem Menschenbilde lebet,

im ird'schen Busen Göttliches erzeugend,
und endlich auf zum reinen Himmel steigend,
wo sie durch alle Ewigkeiten waltet.

(451.)

Nur daß im Leben eines ihm gelinge,
der Weise strebt, um andres unbekümmert,
wie auch sein Glanz dem Auge lockend schimmert,
daß ein er in des Daseins Dunkel dringe.

Denn alles Wissen hängt an diesem Ringe,
am Sein, das keine Endlichkeit zertrümmert
und keine Sinnentäuschung trüb umflimmert,
das am Beginn und Ende steht der Dinge.

Was uns Bewußtsein heißt, schwebt in der Mitte;
zum Anfang rückwärts führen keine Schritte.
Allein die Kraft nur in dem Ursein lieget,

die sinnend doch des Endes Nacht besieget,
dann, wann der Geist, in Einsamkeit entrücket,
in seiner Tiefe Reinheit sich erblicket.

(472.)

Daß mehr die Hälfte als das Ganze zählet,
der Spruch Hesiods hat sonst mich oft gequälet.
Das Ganze, dacht' ich, muß doch mehr umfassen,
als für die Hälfte es zu überlassen.

Doch seit ich Viertelstunden mir erwählet,
in welchen keine Wahrheit wird verhehlet,
hab' ich gelernt die ganzen Stunden hassen,
die zu dem Tande nur der Erde passen.

Durch Engelsgüte hab' ich sie empfangen,
und alle meines Geistes Kräfte rangen,
in ihre Tiefen ganz mich zu versenken

und mich an ihrem ew'gen Quell zu tränken.
Das Licht, das da mir strahlend aufgegangen,
wird meinen Pfad noch über'm Grabe lenken.

(498.)

Enttäuschen mag man sich von Erdenfreuden,
nur von der Liebe darf man nie sich trennen;
ihr heilig tief im reinen Busen Brennen
ist schon vom niedren Staub der Erde scheiden.

Denn alle Götter ihre Zauber geuden
in Menschenherz, das sein kann Liebe nennen,
und lieben heißt das Göttliche erkennen
und Schmerz und Tod für dies Erkennen leiden.

Im Bild nur des Geliebten ist ihr Leben;
was sie umgibt, zieht sie in seine Kreise
und schließt das All mit ihm in eins zusammen.

Drum nichts kann sie aus ihren Angeln heben;
und auf des Daseins nachtumhüllter Reise
ihr Lichtstrahl sind der eignen Gluten Flammen.

(790.)

Dem dürren Herbstlaub bin ich zu vergleichen;
wie es gewirbelt sich vom Winde drehet,
mein graues Haupt so meine Stirn umwehet,
wenn meine Schritte rasch den Wald durchstreichen.

Und was gelang mir mühvoll zu erreichen?
Der Pflüger seiner Arbeit Ernte mähet.
Ich Schweiß und Tränen habe treu gesäet;
wo sind die Halme, die mir reifend bleichen?

Dein Lohn ist hin, er lag in deinem Mühen
und deinen einsam oft durchwachten Nächten;
in keiner Zeit wird dir ein andrer blühen.

Der Mensch darf nicht mit seinem Schicksal rechten;
aus seines stillen Busens Schmerzensglühen
muß er des Glückes Blütenkranz sich flechten.

(835.)

Aurora eilt voraus dem Sonnenwagen,
der Rosse Hauch deckt Schultern ihr und Rücken,
es glänzt ein Strahlenmeer von Farbenblicken,
die flutend sich, wie Welle Welle, jagen.

Nicht unbegleitet auch die Nacht einschlagen
kann ihren Schattenpfad; des Taus Erquicken
als Botengruß die finstern Wolken schicken,
und Dämmrung muß ihr vor ihr Zwielicht tragen.

Im Leben nie sich volles Licht ergießet,
ein schattig Grau damit zusammenfließet —
wie zweifelnd, ob's zu Tag, zu Nacht sich wende.

Ist's Morgenrot, das einst in Tag verschwindet,
ist's Abenddämmrung, die Nacht verkündet,
was scheuen Schritts uns führt zum Lebensende?

(987.)

Homer uns göttlich die Pelasger nennet,
die gleich den Störchen durch die Vorzeit ziehen;
doch keiner Forschung emsig sinnreich Mühen
bis jetzt noch ihres Stammes Ursprung kennet.

Ein Ozean von Finsternis uns trennet
von jener ersten Erdenvölker Blühen;
wenn Funken je zu uns herübersprühen,
Irrlichtern gleich sie uns verlockend brennen.

Wo unsre Hand berühret die Geschichte,
wird sie, der Wahrheit untreu, zum Gedichte,
der Zukunft Ahnungen in Nebel schweben.

Die Gegenwart allein im Angesichte
und in der Brust ein selbstgeschaffnes Streben,
sollen am Webestuhl der Zeit wir weben.

(1025.)

Betagte Jahre viel Beschwerden bringen,
die man voraus nicht in der Jugend siehet;
die schöne Leichtigkeit des Lebens fliehet,
und oft gehemmt wird ernsten Werks Gelingen.

Doch daß nicht Sitte mehr und Anstand zwingen
den Greis, daß er sich in Gesellschaft mühet,
daß Einsamkeit ihn freundlich an sich ziehet,
darum allein möcht' er sich nicht verjüngen.

Wo Liebe nicht und enge Freundschaft flammen,
treibt Flachheit nur die Menschen leer zusammen,
und hin in Tand das eitle Leben flieget.

Jung hab' ich der Gesellschaft Haß geschworen,
viel Jahre wider Willen drin verloren —
doch jetzt auf ewig gründlich sie besieget.

(1080.)

Ein Laut aus jenen Goetheschen Gedichten,
die seiner Jugend Frühlingsweihe tragen,
zieht mich mit überirdischen Gewichten
zurück zu sel'gen, nie vergess'nen Tagen.

Wie in Ferraras blütenreichen, lichten
Gefilden hoch hervor zwei Frauen ragen,
mit Herzen, die, ummauert nicht von Pflichten,
in edler Freiheit für das Schöne schlagen,

sah ich zwei niemals mehr erreichte Wesen
an Busen Busen fest in Freundschaft schließen,
und durfte frei in ihr Gespräch mich mischen.

Der Tod nur kann der Wonne Spur verwischen,
die ich sie fühlte in die Brust mir gießen,
wenn ich sie hörte jene Dichtung lesen.

(1176.)

An einem hab' ich immer fest gehangen,
in süßer Wonne und in bangem Leiden,
von ihrem Schein die Dinge zu entkleiden,
zu ihrer nackten Wahrheit zu gelangen.

Wenn Großes Menschenkräfte auch errangen,
sucht' ich doch die Empfindung abzuscheiden,
um nur an reinem Umriß mich zu weiden,
nicht im Gebiet der Tat allein befangen.

Ich mehr das Sein als das Beginnen ehrte
und gern darum mich zu Gemüte kehrte,
wie es in edlen Frauen fein empfindet.

Denn dies, dem Irdischen nur zugewendet,
wo es das Zarteste dem Busen sendet,
ist näher mit dem Himmlischen verbündet.

Inhalt:

Die Büchertafel wird in dem nachfolgenden Bande: Wilhelm von Humboldt im Verkehr mit seinen Freunden, ausgewählte Briefe, mit dem Quellennachweis der Briefe und den Anmerkungen für beide Bände, aus technischen Gründen, verbunden werden.

Dies Buch wurde gedruckt in der
Piererschen Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co. in
Altenburg S.-A. für den Verlag
Wilhelm Borngräber in Berlin.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
305 De Neve Drive - Parking Lot 17 • Box 951388
LOS ANGELES, CALIFORNIA 90095-1388
Return this material to the library from which it was borrowed.
UCLA YRL ILL
FLL - MLV
DUE: JAN 13 2005
UCLA ACCESS SERVICES
Interlibrary Loan
11630 University Research Library
Box 951575
Angeles, CA 90095-1575
JAN 05 2000


3 1158 00839 5609

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
AA 000 042 017 4

